HYPERION

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON
FRANZ BLEI



MÜNCHEN 1909
HANS VON WEBER/VERLAG

HYPERION

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON
FRANZ BLEI

ZWEITER BAND
DER ZWEITEN
FOLGE



MÜNCHEN 1909
HANS VON WEBER/VERLAG





GEDRUCKT IN TIEMANNSCHEN SCHRIFTEN
VON POESCHEL UND TREPTE, LEIPZIG FÜR
DEN VERLAG HANS VON WEBER MÜNCHEN
IN 1050 EXEMPLAREN, WOVON 1000 AUF
ENGLISCHEM VELIN, 50 AUF PAPIER DER
KAISERLICH JAPAN. MANUFAKTUR
IM JAHRE 1909



HYPERION

NEUNTES/ZEHNTES HEFT

1909

DAS NEUNTE U. DAS ZEHNTE HEFT: Dauthendey: Das Taschentuch, ein Akt. — George Meredith von Arthur Symons. — Meredith: Obstgarten und Haide; deutsch von G. Etzel. — Paul Claudel: Aus der Kenntnis des Ostens; deutsch von H. Lautensack. — Griechische Pilgerfahrten; von F. B. — Die Idolatrie des Reichen; von G. K. C. — Die Kunst der Politik; von F. K. B. — Falsche Lichter; von F. K. — Der Witz; von P. W. — Der billige Sieg der Freude; von F. B. — Aus einer Schrift: H. von Hofmannsthal und diese Zeit; von Franz Blei. — Giovanni Pascoli: Suor Virginia; deutsch von Benno Geiger. — H. Belloc: Reisebilder. — P. J. Toulet: Lettre de Paris. — Gedichte von Max Brod, W. von Scholz, Arnold Zweig, Maria von Gneisenau. — Kurt Martens, Der Emigrant; eine Novelle. — Swinburne, Dichtungen; deutsch von Rudolf Borchardt. — Franz Blei: Reinhardt und die Reformbühne. — Chesterton: Verteidigungen mißachteter Dinge. — Paul Claudel: Der Tausch; eine Tragödie in drei Akten; deutsch von Franz Blei. — Redaktionelle Mitteilungen. — Lithographien von: Constantin Guys, Vincent Van Gogh, Maillol, Toulouse-Lautrec, Edouard Manet, François Millet.

MAXIMILIAN DAUTHENDEY: DAS TASCHENTUCH; EIN BILD AUS DEN »SPIELEREIEN DER KAISERIN«.

⟨Katharina, Menczikoff, ein französischer Graf und Saska sitzen um einen Spieltisch.⟩

KATHARINA:

Ei, Graf, ein Taschentuch nennt Ihr das kleine Tuch in Frankreich heutzutage?! Ein Taschentuch? von dieser neuen Mod' hört ich noch nichts bei uns in Rußland. In solche Tüchlein steckt der ganze Hof jetzt in Paris die Nase, sagt Ihr? Wir schneuzen uns noch immer russisch in die Hand. Umständlich ach, und feierlich sogar legt Ihr die Nase in ein Tuch? Gleich wie man Kindlein frische Windeln reicht. Man könnt' ein Taschentuch auch Nasenwindel nennen!

GRAF:

Man nennt's noch vielerlei: mal Schnupftuch, Schneuztuch, Zarewna, Sacktuch und Fächeltuch, weil man, wird es zu heiß, sich Kühlung damit fächelt. Paradetuch, man kokettiert damit, spielt Verstecken, Schmolltuch, wenn Herren und Damen verliebt dahinter schmollen. Auch Tränentüchlein nennt man es; man tupft es an die Augen, und drückt sein Schmachten aus und sein Verschmachten, wenn Angebetete uns auf die Folter spannen. ⟨Der Graf begleitet die Beschreibungen der Verwendung des Taschentuches mit den dazu gehörigen affektierten Gesten.⟩

KATHARINA:

Ach drückt das Tüchlein doch nochmals dicht an die Augen! Verrückt und lustig sieht das aus, wenn große Männer weinen wollen.

SASKA:

Macht, bitte, noch einmal das Schneuzen vor, das war zu hübsch zu sehen.

GRAF ⟨tupft erst das Taschentuch an die Augen und affektiert dann das Schneuzen⟩:

Es sprengt mir mein Gehirn. Ich tat bereits mein Möglichstes heut Abend schon.

SASKA ⟨entzückt lachend klatscht in die Hände⟩:

Nein, reizend unanständig ist der Handgriff mit dem Tuch. Als wollt' sich einer gleich mit seiner Nase in einen Weiberunterrock verirren.

KATHARINA:

Das Schneuzen ist nicht halb so hübsch als wie das Weinen. Ach, Mode, die erfindet in Paris stets Spielereien gegen Langeweile.

GRAF:

Die Mode ist uns heilig wie Heiligenbilder in den Zimmerecken den Russen heilig sind.

KATHARINA:

Ja, was aus Frankreich kommt, das scheint uns stets verlockend.

SASKA:

Ihr selbst, Herr Graf, seid wie ein Äffchen, possierlich und so wunderlich.

GRAF ‹nickt Saska spöttisch zu›:

Ich danke Prinzessin Saska für die Ehre, doch noch ein menschenähnlich Tier zu sein.

KATHARINA ‹beschwichtigend›:

Prinzessin Saska selber nenn' ich Äffin, weil sie gescheidt, gewandt, erfinderisch und sehr verliebt sein kann.

SASKA:

Ja, Affen lieben heftiger und ungeduldiger auch als die Menschen.

GRAF ‹zur Zarin›:

Ei, wenn Ihr diese Meinung teilt, o Zarewna, so bin ich gerne hier am Hof ein Äffchen unter Euren Augen.

KATHARINA:

Wir Russen lieben's offene Bosheit hinzureden, kontrair den Deutschen die mit Wahrheit protzen.

SASKA:

Und eitel sind wir gar nicht wie ihr Herrn Franzosen.

KATHARINA:

Und Etikette ist uns lästig so wie der Maulkorb einem Hunde. Viel glatter als das Eis der Newa sagt man, sind die Parkettböden bei dem Franzosenkönig. Als Peter einst und ich im Ausland waren, hat es mich sehr geniert nach Paris zu gehen. Die Freiheit auf den Reisen war mir lieber als Euer faxiges Geduldspiel Etikette. Vielleicht an Eurem Arm, Herr Graf, hätt' ich mich an den Pariser Hof gewagt. Ihr seid geschmeidig wie ein Windhund, Herr Graf.

GRAF:

Ich würd Euch sicher vorsichtig dort führen, o Zarewna, auch wenn die Böden Spiegelscheiben wären.

SASKA:

Zeremöniös sind sehr die Herren Franzosen, doch viel komischer sind die ernsten Deutschen. Wißt ihr noch, Zarewna, wie wir auf einem Spree=

kahn in Berlin in Montbijou damals, den Einzug bei dem Preußenkönig hatten, und jede Eurer Damen ein Wickelkind statt eines Schoßhundes trug? Die Preußenkönigin fragte uns staunend wie all die Kindlein zu den Damen kämen. Die zimperliche Gräfin von Bayreuth war einer Ohnmacht nah am Ufer, als jede Dame auf die Frage der Königin und dem König präsentiert als Antwort sagt: Dies Kind hat seine Majestät der Zar die Ehre sich gegeben mir zu machen. Und dreißig Damen zeigten dreißig Kindlein und sagten ihren Spruch. Ich sag Euch Graf, es war ein lustiges Defilieren von dreißig wohlgenährten Wickelkindern!

KATHARINA:

Wir führten gerne die Gräfin von Bayreuth an ihrer Gouvernantennase irr. Man hatte uns erzählt, sie führe peinlich Tagebuch dort in Berlin. Wir arangierten die Parade mit den Wickelkindern, damit ihr zimperlicher deutscher Gänsekiel beim Niederschreiben sich vom Grund aus sträuben sollte. Wir hatten stets bei den Zivilisierten, Saska und ich, recht boshaft frohe Stunden. Im Ausland wird ein jeder Bär zahm mit dem Nasenring geboren, wir lernen hier in Rußland nicht den Walzer unds gehorchen nie, uns fehlt der angeborene Nasenring, nicht wahr, Herr Feldmarschall?
⟨sie gibt dem ganz insichvertieften Menczikoff, der nervös mit den Karten spielte und Kartenhäuser baute, einen Puff mit dem Ellenbogen, daß seine Kartenhäuser umfallen.⟩

MENCZIKOFF:

Verzeihung, Zarewna, wenn ich nicht gleicher Meinung bin. Ich glaub', den Nasenring kann man auch später noch erhalten und später angeschmiedet ist er so gut wie angewachsen, man wird damit sogar begraben, war man mal ein Tanzbär.

KATHARINA:

Ihr seid den ganzen Abend knurrend aufgelegt gewesen, Fürst, heut nie zur gleichen Meinung zu bewegen; Ihr sitzt vertrutzt da und voll Widerspruch, — seid Ihr verschnupft, Fürst Menczikoff, heut Abend?
⟨Katharina muß nießen.⟩

MENCZIKOFF:

Zum allerhöchsten Wohlsein, Majestät. Ich glaube Zarewna sind selbst etwas erkältet.

GRAF ⟨reicht der Zarin ein Etui mit kleinen Taschentüchern⟩:

Ein nagelneues Tuch, darf ich aus dem Etui von meinem kleinen Vorrat Euch Zarewna hier reichen?

KATHARINA ⟨nimmt ein Rosatuch, führt es an die Nase und fährt mit der Nase zurück⟩:

Pfui, welch ein greller Wohlgeruch ist an dem rosa Lappen.

GRAF:

So wie es jetzt die heilige Mode uns in Paris befiehlt: man tupft sich scharfen Duft auf solch ein Tuch, um mit den Nasen anderer die Freundschaft schnell zu schließen. Doch wählt ein anderes, Zarewna, dies blaue da hat sanfteren Geruch.

⟨Die Zarin tauscht ihr rosa Tuch gegen ein blaues ein; der Graf spielt von dem Augenblick an mit dem rosa Tuch, weil es die Zarin in der Hand gehabt hat.⟩

MENCZIKOFF ⟨etwas bärbeißig⟩:

Macht man sich jetzt künstlich beliebt in Frankreich durch Kunstgeruch, so mein' ich, darf man nicht mit solchem süßen Stank zu uns nach Rußland kommen. Kräftige russische Luft bringt alle süßen Düfte um. Juchtene Soldatenstiefel und Wodky sind die Hofluft hier beim Zaren.

KATHARINA:

Er riecht nicht allzu schlecht; französischer Duft riecht doch immer sehr nach Liebenswürdigkeit.

⟨Sie nießt wieder.⟩

MENCZIKOFF:

Die Liebenswürdigkeit, die wie der Salmiak stinkt und Eure Nase Zarewna, zum Nießen reizt, die habt Ihr doch noch niemals sonst vertragen.

KATHARINA ⟨gähnt⟩:

Ach ich bin müde, Menczikoff, schon allzu müde. Sagt wie viel ist die Uhr nach diesem langen Abend, wo ich im Kartenspiel nur immerfort verlor an Euch? Nach soviel Zeitverlust ist mir der Schlaf willkommen.

MENCZIKOFF:

Sist nicht zu spät, zwei Uhr ists, Zarewna, doch will ich gleich im Schlosse Ruh befehlen, wir wollen auch nicht länger stören hier, wenn schlafen Not tut nach versäumter Zeit.

KATHARINA:

Ach laßt die Unruh hier im Schloß zur Nacht, die hab ich gern. Das Liedersingen aus Gesindezimmern und Soldatenstuben zerstreut mich oft die langen, öden Nächte. Ich bin, seit Peter in den Kaukasus gezogen, nicht mehr vom Lärm verwöhnt, entbehre den Spektakel. Seht Graf die Ecke dort am marmornen Kamin schlug Peter mit der bloßen Faust vom Simse

ab, von seiner Stimm' bricht's Newaeis in Stücke. Er ist ein Lärmbold, Tag und Nacht, ohn Ende.

SASKA:

Oft hab ich hier die ganze Nacht jetzt künstlich lärmen müssen, weil Zarewna nicht schlafen kann, wenns allzu ruhvoll ist.

GRAF:

Ei, haben Majestät es nie noch mit magnet'scher Kraft probiert? Mit starkem Magnetismus schläfert oft einer leicht den andern ein.

MENCZIKOFF:

Es ist das wieder eine letzte Neuheit aus Paris?

GRAF:

O Zarewna, wär ich Ihr Offizier du jour nur eine Nacht und ließ man mich in diesem Nebenzimmer wachen, ich wollte mir getrauen, magnetisch durch verschlossnen Türen stark zu wirken, die Ruh auf Euer schlaflos Aug' zu breiten. Ich hab unwiderstehliche magnet'sche Kräfte zur Verfügung und gern in angenehme Träume getrau ich mich Zarewna zu versenken.

KATHARINA ⟨tut scheinbar überrascht⟩:

Wahrhaftig könnt Ihr das durch Magnetismuskraft, das will ich mir noch einmal überdenken.

MENCZIKOFF:

Daß man durch Türen, durch verschlossene Türen in Frankreich Einer hin zum Andern wirkt, das glaube ich für Rußland auch, Herr Graf, nur glaub' ichs nicht im Hause unseres Zaren. Die Türen sind hier trutzig wie die Festungswälle, solide und gewichtig liegen sie im Mauerwerk, und fallen zu gleich wie ein schweres Beil auf einen harten Block. Ich möchte keinem raten, vorwitzig seinen Kopf hier durchzuschieben, solch eine Tür schlägt leicht den Nacken ab.

KATHARINA ⟨zum Grafen⟩:

Singt jetzt noch ein Pariser Lied auf Eurer Laute, Graf, schwerfällig sind die russischen Lieder hier am Hof und wachsen sich wie die Gewohnheit gern zu Höckern aus. Sie sind zu würdevoll, zu rührend, zu langweilig und melancholisch, so gravitätisch wie der Feldmarschall heut' Abend hier, — er tadelt leichte Spielereien jeder Laune.

MENCZIKOFF:

Ich tadle nie als Diplomat ein wetterwendisches Programm. Die Spielereien

sind der Zarin ja niemals ernst gewesen, und nur für einen Ernstfall bin ich als Russe boshaft gern.

‹Menzikoff nimmt ehe der Graf danach greifen kann die Theorbe die auf einem Sessel liegt und hält sie darauf klimpernd an die Brust.›

SASKA:

In Euren Händen, Feldmarschall, ist diese Laute gleich wie ein Singvögelein, das in den Backenzähnen einer Bulldogge steckt. Ist das nicht schön gesagt und gründlich boshaft?

MENCZIKOFF:

Die Frauen üben Bosheit stets realer, wenn sie sich wehren müssen vor dem Manne.

KATHARINA:

Ich finde, Menczikoff, Ihr werdet hier heut Abend von Stund' zu Stund' um Jahre älter und ungenießbar ganz wie ein gekränkter Greis, indessen der französische Monsieur bei Frauen sich verjüngt, je länger ich ihn über'n Tisch betrachte.

GRAF:

Ein russischer Feldmarschall wird nur im Schlachtfeld jünger und wir Franzosen, wir verjüngen uns am liebsten im Salon. Wie Zarewna so treffend hier bemerkten.

SASKA ‹zu Menczikoff›:

Wollt Ihr denn selbst ein Lied zum Besten geben, Herr Feldmarschall, weil Ihr die Laute an euch drückt?

KATHARINA:

Das wäre heut zum ersten mal seit langer Zeit, daß ich den Fürsten singen hörte.

MENCZIKOFF ‹zur Zarewna›:

Ich singe, mit Verlaub, ein Lied für den Monsieur, dann aber muß ich Euch um Urlaub bitten, weil mich zur Nacht Depeschen noch erwarten.

KATHARINA ‹warm›:

Ja singt mal wieder Menczikoff, singt wieder mal von Herzen und dann geht heim zu den Depeschen, meinetwegen.

SASKA ‹heimlich zum Grafen›:

Graf, haben's alle Diplomaten des nachts in Frankreich auch so eilig, und sprechen von Depeschen bei den Damen?

MENCZIKOFF ‹stellt sich in den Vordergrund und singt zur Theorbe›:

Ein jeder Degen will im warmen Blut einmal gewaschen sein;

Die Diplomaten und Verliebte verstehen sich mit List allein;
Doch dort wo zwei im Herzen versteckt und wortlos umeinander frein,
Da steck der Dritte nicht den Kopf als Unwillkommener herein.
Denn wie die Hand im Handschuh drin nicht immer unverletzbar ist,
Steckst locker du in eigener Haut, gar leicht der Tod in Seelenruh
Den Leib dir von den Knochen frißt.

KATHARINA ‹wiederholt nachdenklich für sich›:

Denn wie die Hand im Handschuh drin nicht immer unverletzbar ist,
Steckst locker du in eigner Haut, gar leicht der Tod mit Seelenruh
Den Leib dir von den Knochen frißt.

SASKA:

Uhu, zitiert Fürst Menczikoff das sckauerliche Tier den Tod!

GRAF:

Bei dem Gedanken an den Tod schmeckt Wodky süffiger den Russen, und man vertreibt sich Wünsche, die wie die sauren Trauben sind, die höher hängen, als der Hals hinreicht. Wie in der Fabel des Herrn La Fontaine, wo hübsch der Fuchs vom Weinstock schleicht.

MENCZIKOFF:

Es war ein Lied, wie's die Soldaten singen, wenn ihnen nicht ein leichteres vom Herzen kommt.

SASKA:

Ihr habt es zu gut gemeint mit Eurem Lied, Herr Feldmarschall, habt alle Saiten abgerissen von dem französischen Instrument.

KATHARINA ‹zum Grafen›:

Er reißt im Ärger gern die Welt entzwei, nehmt Eure Laute ein andermal in Acht vor diesem Bären.

SASKA:

Zu eifrig sind die Hände mancher Spieler, die's allzu eilig haben und heim zu den Depeschen müssen, Zarewna.

MENCZIKOFF ‹zum Grafen›:

Französische Lautensaiten sind wie die Spinnwebfaden so empfindlich; auch Euer rosa Taschentuch wär nichts, Monsieur, für mich gewesen; es kriegte Löcher faßte ich's nur an. Darf ich mal sehen, ob sich ein Taschentuch anfühlt wie's aussieht Graf?

‹Katharina hat während Menczikoff das Lied vortrug ihr blaues Taschentuch mit dem rosa Taschentuch vertauscht und es zu sich gesteckt in ihre Korsage. Sie macht dieses Manöver halb heimlich, halb auffallend.›

GRAF <antwortet Menczikoff scheinbar bestürzt>:
Ich hab das Tuch verloren, glaub' ich.

MENCZIKOFF:
O nein, ich glaub' die Kaiserin, sie hat es für Euch aufgehoben.

KATHARINA <greift unwillkürlich an die Brust und zieht das rosa Tuch heraus>:
Ei, Menczikoff, seid Ihr wohl eifersüchtig?

MENCZIKOFF:
Nein, nur erstaunt bin ich, Zarewna, denn Ihr bewahrt sonst tote Dinge an Eurem Herzen niemals auf.

KATHARINA:
Ihr könntet mir mit euren Augen besser dienen, als mich damit bei Spielereien zu belauschen.

MENCZIKOFF:
Kann ich Zarewna besser dienen, als wenn ich meine Augen offen halte als Diplomat und fremde Länder rings beargwöhne? Zum Beispiel: Frankreich, Preußen, Engeland, Östreich und — — —

KATHARINA <sie gähnt>:
Und welches Land dann noch? Und — — —

MENCZIKOFF:
Und nochmals Frankreich denke ich.

GRAF:
Ach, welche Ehre, Fürst, daß die Franzosen doppelt gelten.

MENCZIKOFF:
Die Menschen die man doppelt sieht, entgehn uns nicht.

SASKA:
Daß wir in Rußland doppelt sehen, das kommt vom Wodky hier, den wir mit Portwein mischen.

KATHARINA:
Und davon spricht bei manchen Russen, die sich schnell erbosen, dann gern die Zunge doppelt.

GRAF <höhnisch zu Menczikoff>:
Manch einer fühlt sich wichtiger als Doppelnull.
<Menczikoff ist an das Fenster getreten und sieht zum Mond.>

SASKA:
Man schmachtet nach dem Mond wie nach den sauren Trauben.

MENCZIKOFF ⟨dreht sich am Fenster um⟩:

Mir war als hört ich einen Hahn im Küchenhause drunten krähen, als übt sich einer hier im Schloß noch laut, nicht ahnend, daß man ihn noch vor Sonnenaufgang würgt.

SASKA:

Pfui! Morgen eß ich keinen Hahnenbraten! Ach, Fürst, Ihr könnt das Frühstück uns verleiden! Delikatesse scheint der Tod Euch auf der Zunge. Zu oft sprecht Ihr vom Tod in dieser Nacht.

KATHARINA:

Nicht bloß das Frühstück, Saska, auch Musik hat mir der Feldmarschall für heut verleidet. Ich mag auch kein französisch Lied mehr hören. Hier, Graf, habt Ihr das Taschentuch zurück. Ich mocht wohl stärkeren Duft der Liebenswürdigkeit, daß ich es in Gedanken zu mir steckte. Ich glaub' auch nicht, daß ich in dieser Nacht viel schlafe. Wir könnten's drum mit Magnetismus mal versuchen. Ich möchte, Graf, daß Ihr im Nebenzimmer wacht.

GRAF:

Welch ein Vertrauen, Zarewna! Ich danke Euch.

MENCZIKOFF:

Ihr schlaft nicht gut, Zarewna, seitdem der Zar verreist?

KATHARINA:

Jawohl ich will's, im Zimmer hinter jener Türe drüben, wacht heut der Graf! Es ist mein Wille, Menczikoff.

MENCZIKOFF ⟨höhnisch⟩:

O Zarewna, ich wagte nie im Weg zu stehen, wenn Ihr befehlt. Von allen Wächtern wacht hier keiner besser als den sich Majestät gedacht. Versuchen Majestät es drum mit Magnetismus!

KATHARINA:

Mich reizt das Neue stets an jedem Augenblick, sonst wirkt das Leben wie ein alter Gaul, der schon den Weg zum Stalle kennt. Hat man die großen Leidenschaften zum alten Eisen werfen müssen, nützt man sein Leben ab an Augenblicken.

MENCZIKOFF:

Und Zarewna dressieren sich die Augenblicke! Sie müssen nach der Pfeife tanzen, wie Bären an dem Nasenring; ich warte gern mit Muße im Gewühl der Zeit; die Lust am Augenblick hab ich schon längst verloren. Ich warte in der Ebbe auf die große Flut, die Flut die einmal wiederkehren

muß. Die Flut ist niemals ausgeblieben, sie kommt nur nicht im Augenblick. Die Zeit läßt sich nicht wie ein Aff' dressieren. Und gegen Zeit nimmt man Geduld, — Geduld ist eine Medizin.

KATHARINA ‹heftig›:

Geduld, Geduld! sprecht von Geduld zum Wachslicht auf den Leuchtern, es wird Euch nicht begreifen, abbrennt es und verlöscht. Uns Menschen ist wie einer Kerze die Lebensdauer angeboren. Wir brennen weg, wir sehen es im Spiegel, daß wir's tun. Geduld — Geduld! Ich hasse alle Worte ohne Körper. Geduld ist körperlos — ist ohne Anfang, ohne Ende, ein Schatten der sich blutlos unterm Mond bewegt. Ich hasse die Geduld! Ich bin kein Diplomat, den die Geduld gezeugt! Mich tötet die Geduld. — Gut Nacht ihr Herrn!

‹Sie dreht heftig jeder Widerrede abweisend dem Tisch den Rücken und geht zu einem Kaminspiegel ihren Halsschmuck zu ordnen. Menczikoff verbeugt sich tief und geht ernst und gewichtig ohne sich umzusehen durch die Türe links im Hintergrund.›

SASKA ‹zum Grafen, welcher gleichfalls gehen will, sie deutet auf die Schultern der Kaiserin›:

Sie meint die Ungeduld und stellt die Dinge gern auf den Kopf, er meint Geduld und stellt gern ihrer Ungeduld ein Bein. So quälen sich die Beiden, Graf, — seit Jahren.

GRAF:

O dieser, Menczikoff, der seine Leidenschaft zu Grabe trägt, verdient, daß man sich über ihn belustigt.

‹Der Graf will sich verabschieden.›

SASKA:

Der Weg zum Vorzimmer, Herr Graf, ist hier, wo sie das Bett dicht bei der Schwelle finden, — Sie schnarchen hoffentlich nicht allzu laut?

KATHARINA ‹wendet sich am Spiegel um zum Grafen›:

Ich schnarche nämlich, Graf, und knirsche mit den Zähnen.

GRAF:

Glauben Zarewna denn das könnte mich vertreiben, wenn hier zur Wach' mein Bett dicht an der Türe steht?

KATHARINA:

Ei schnarchen Sie so fest, daß nichts Sie wecken kann! Ich dacht' Sie wachen Graf, ich rate Ihnen, bewachen Sie sich selbst und schlafen Sie nicht, Graf. Manch' Ding hat mich heut Abend gar nachdenklich gestimmt.

GRAF:

Ich schlafe niemals in der Nähe von schönen Damen ein. Der Mond, der an dem Fenster steht, zudringlich wie er immer ist, der läßt wie meine Augen nicht von seinen wachen Träumen los. Der Mond, glaubt mir, und ich, wir werden uns verstehn, Zarewna.

SASKA:

Ja starren Sie den Mond nur lange an, er ist wie eine silberne Medaille, Graf, und hier in Rußland sagen sich die Leute das Bild der Zarewna sei auf den Mond geprägt. Wer lang ihn ansieht, dem kann gar die Kaiserin des Nachts im Mond erscheinen.

KATHARINA:

Du Närrin du, der Graf ist ja kein Russe. Er wird die Kaiserin im Monde niemals sehen, ist nicht nach Rußland hergekommen, um mich im Monde aufzusuchen.

GRAF (vor Katharina):

Nein, nicht im Mond such ich die Zarewna, wenn ich so in Ihre Züge wie in die große Sonne sehe.

SASKA:

Das habt Ihr recht und zuckersüß französisch hergesagt wie ichs nie fertig bring', wenn ich die Wahrheit rede.

KATHARINA:

Gut Nacht Herr Graf und träumt mit offnen Augen. Hol mir doch meinen Zobelpelz, ich friere Saska.

SASKA (läuft nach der Tür links und dreht sich unterwegs um):

Verpaßt nicht Graf, wenn Euch die Sonne aufgeht!
(sie geht hinaus.)

GRAF (stürzt vor der Kaiserin sofort auf die Knie):

O hohe schönste Frau! Verzeiht, Ihr gabt mir Mut um Mut an diesem Abend, darf ich Euch danken für so viele Gunst! Daß Ihr mich ausgezeichnet und ich wachen darf, das Ihr das Taschentuch mit meinem tauschtet. Ich werd dies Tuch in meinem Sarge einst noch auf mein Herz mir legen lassen, als Ehrenzeichen schmück es noch den Todten.

KATHARINA:

Um Gotteswillen, Graf, sprecht nicht von Sarg und Todten. Steht auf, mir fällt was ein, noch eine Andacht habe ich abzuhalten. Mein Mann starb heut, mein erster, er der Dragoner war; heut ist der Jahrestag von seinem Tod. Ich muß noch vor den Heiligenbildern knieen,

(sie deutet auf die Ecke, wo die Heiligenbilder stehen.)
und beten erst — — — —

GRAF (sich erhebend):
Erst beten Majestät, und dann?

KATHARINA:
Dann wachen, Graf, Sie wissen, daß ich wache. Ich habe schon seit langen nicht Geduld in einen Schlaf wie andere einzuschlafen.

GRAF:
Der Magnetismus, Zarewna, wenn Sie an Magnetismus glauben, der kann wo Schlaf fehlt Wunder wirken.

KATHARINA:
Das Wichtigste hatt' ich vergessen, noch drei Sekunden setzen wir uns hier und sprechen noch ein Wort vom Magnetismus. Gibts denn ein Ding, das ernst zu nehmen ist?
(Katharina hat sich gesetzt, der Graf hat sich ebenfalls auf einen Stuhl in ihrer Nähe niedergelassen.)

GRAF:
Die kleinen Füße Zarewna, die vorschaun unterm Kleidersaum, die sind wohl ernst zu nehmen, denk ich, wenn sie sich her zu mir bewegen.

KATHARINA:
Sind Füße denn verantwortlich, wenn sie den Weg einmal verfehlen?

GRAF:
Sie sprechen wie die Pythia sprach auf ihrem Dreifuß, Majestät, die gern Verfängliches in Bildern redete und blieb dabei unnahbar, tief verborgen in Nebeln, die aus einem Abgrund stiegen.

KATHARINA:
Französische leichte Kleider tragen wir am Hof, doch schweres russisches Blut darunter, das herzlos ist. — Nun weiter jetzt vom Magnetismus, Graf?

GRAF:
Das Mächtigste ist er im Leben. Der Magnetismus lockt die Menschen, die Seelen müssen alle ihm gehorchen, er führt trotz Widerstand die Menschen näher, ein unsichtbares Fluidum ist seine Kraft, verbindet zweie wie ein Adernetz. . .

KATHARINA (ganz in Gedanken, spricht wie in somnambulischen Zustand. Ihre Augen sehen vergeistigt gerade aus):

Und bindet zweie wie ein Adernetz — dann sind die Mauern durchsichtig den Menschen, dann sind der Berge keine mehr im Wege, dann schwebst du wie der Schnee lautlos im Himmel, dann reden Steine wie der Liebste zärtlich, dann bist du nie allein und nie verlassen, dann fühlst du keine Kälte, keine Wärme und keinen Frieden mehr, dann bist du ruhlos, ruhelos gleich den Kometen, dann fällt ein brennend Gift in jeden Trank, dann knirschen dir die Zähne Tag und Nacht, dann wird die Stunde dir zum Scheiterhaufen, der dich verzehrt und nichts als Asche daläßt. Gedanken fallen ein wie Kartenhäuser, dann wehrst du dich mit Tücken wie die Katzen, dann ringelst du dich wie die Schlangen lautlos, und stürzst ins Dunkel hin wie Fledermäuse, dann bist du wie ein Acker der voll Würmer, die sich gebären und verenden müssen, die von dem Dasein nur die Zuckung kennen, und wenn ein Messer sie in Teile trennt, dann doch noch weiter leben in zwei Teilen!..

GRAF ⟨weiter kokettierend, ohne den Ernst des Augenblicks zu bemessen⟩:
Vorzüglich Majestät, vorzüglich! Die Mystik kleidet Euch im Mondschein ausgezeichnet, der Mond paßt prächtig hier zur Pose und zum Thema!

KATHARINA ⟨fährt wütend in die Höhe und schleudert im höchsten Zorn und wie von Sinnen zum Grafen ihre Worte hin⟩:
Mensch, hüte dich, ich kann dich rädern lassen, — dies Thema war mein Herz, das durch das Zimmer ging!

GRAF ⟨steht gleichfalls auf, verblüfft und will beschwichtigen⟩:
Ich sah nur erst das Bild von Euch im Monde, Zarewna, und war noch nicht auf Euer Herz gefaßt.

KATHARINA ⟨sieht über ihre Schultern nach der Tür⟩:
Saska, Saska, wo bleibt mein Pelz, Saska!

SASKA ⟨kommt mit dem Pelz herein gelaufen⟩:
Hier Majestät, ich wußte nicht, ob ich Euch unterbrechen durfte und eine Zwiesprach stören, die Ihr hieltet.

KATHARINA ⟨spricht zu Saska und wendet dem Grafen den Rücken und läßt sich den Pelz umgeben⟩:
Führt diesen Gecken fort, ich hasse ihn! Er hat mich nackt gesehen vom Kopfe bis zum Fuß, er nannte meines Herzens Nacktheit Pose.

SASKA ⟨zum Grafen der verschüchtert dasteht⟩:
Ihr habt die Zarin nur als Mondbild aufgefaßt, indessen ging sie um als Sonnenfinsternis.

GRAF ⟨demütig zu Katharina⟩:

Ich weiß nicht, ob die Stunde hier mich lieben oder hassen will, ob sie mich leben oder sterben sehen möchte.

KATHARINA ⟨kurz⟩:

Geht jetzt, wir beten hier für einen Todten!

⟨der Graf verbeugt sich und geht lautlos, von Saska bis zur Türe begleitet, rechts hinaus. Saska schließt hinter ihm die Tür und kommt zur Zarin zurück gelaufen, welche in tiefe Gedanken ins Kaminfeuer starrt.⟩

SASKA:

Warum ließt Ihr denn das Französlein laufen, zum Schäferstündchen schien er wie geschaffen. Nicht Majestät?

KATHARINA:

Ich hab' nicht die Sekunden hier beschworen, um eine Schäferstund' zu arrangieren; sie sind zu fix wie Spinnen die Franzosen, und haben wie der Blitz nie Zeit zum fühlen. Jetzt wird er's büßen müssen mit dem Leben. Daß er sich aufwarf zum Rivalen des Menczikoff. Der Graf, der arme Geck.

SASKA ⟨hastig und geheimnisvoll⟩:

Ihr schicktet mich doch fort den Pelz zu holen, da sah ich drunten übern Schnee sechs Kerle, die trugen eine Leiter um das Schloß.

KATHARINA ⟨freudig erregt⟩:

Sahst du das wirklich Saska?

SASKA:

Glaubt Ihr, daß Menczikoff den Grafen kapern will? Und habt Ihr deshalb hier den Graf zurück behalten aus Mitleid, um den Armen schnell zu retten?

KATHARINA:

Ich spielte mit dem Taschentuch nur um den Menczikoff zu reizen, zu fühlen, ob er sich von mir noch reizen läßt. Der Graf jedoch, er nahm es allzu ernstlich.

SASKA:

Umsonst hat Menczikoff nicht von dem Tod gesungen und nicht umsonst vom Hähnlein laut gesprochen, das man vor morgen noch erwürgen könnte.

KATHARINA:

Ich wollt' den Grafen hier hinhalten bis zum Morgen, daß dann vielleicht dem Menczikoff der Zorn verraucht. Durch Plaudern und Gespräch dacht ichs zu können, doch war mein Herz weit fort und folgte nicht der Zeit. Ich konnte nur von meinem Herzen zu mir sprechen. Mein Herz, das

Menczikoff nachlief und wissen wollte, ob jetzt der Fürst, verschlagen wie ein Drache, die Fenster drunten im Schnee umkreist, vor Eifersucht dem Grafen Flüche sendet...

SASKA:

Ich fürchte, der Franzose wird, o Majestät, jetzt nicht den Hunger mehr zur Morgensupp' erleben. Der Menczikoff ging Galle speihend und wie ein Henker finster fort von hier. Der leichte offene französische Graf! Und unergründlich unser eigensinniger Fürst daneben, welch himmelweiter Unterschied der Männer! Ich liebe mehr den fixen Herrn Franzosen, dem Menczikoff seid von allen Frauen nur Ihr allein gewachsen, Zarewna.

KATHARINA ⟨sitzt vor dem Kamin nieder⟩:

Hu, wie mich friert, auch noch im dicken Pelz. Knie dich vor's Heiligenbild und bete laut Saska. Ich sagte, daß ich beten wollte für meinen ersten Mann. Er ahnt nicht, daß ich seiner Seel dabei gedacht, der arme Graf! Ermordet Menczikoff heut nacht da drüben ihn, dann muß ich jubeln, weil der Mord der Liebe gilt. Dann weiß ich, daß der Unergründliche mich unergründlich weiter liebt und eifersüchtig mordet er für mich wie ein erboster Gott.

SASKA:

Der arme Graf sitzt ahnungslos da drüben, es sitzt im Mondschein schmachtend das Französlein. Nicht mal ein Küßlein ward ihm hier bescheert. Ich will doch gleich zu allen Heiligen beten, daß ihm das Himmelreich ersetzen soll, was heute Nacht das Leben an ihm frevelt.

KATHARINA:

Lösch alle Kerzen, und laß keinen Leuchter brennen, daß man im Schloßhof glaubt, wir schlafen jetzt.

⟨Saska löscht alle Kerzen aus, man sieht nur den Kaminfeuerschein im Zimmer. Katharina sitzt rot beschienen vor dem Feuer, Saska kniet im Mondschein in der Zimmerecke vor dem Heiligenbild nieder.⟩

SASKA ⟨niederknieend⟩:

Hu nur der Mond ist hier bei uns unds Feuer im Kamin, ich will zu allen guten Geistern beten: Gott schütz den armen Grafen vor Menczikoff.

KATHARINA:

Wie sah der Menczikoff wohl aus vorhin? Als er den Rücken wandte und dem Grafen allein die Wache hier im Zimmer ließ, hätt' ich sehr gerne sein Gesicht betrachtet.

SASKA:

Er wurde wie ein Truthahn, blau und rot, als pfauchte er im Koller vor sich hin, als bließ er alles um auf seinem Weg.

KATHARINA:

Als ich das Taschentuch vom Grafen aufhob, gleich sah ers wie ein Luchs, ich freute mich.

SASKA:

Verliebte gehn in alle Fallen, die Eifersucht am Tag aufstellt.

KATHARINA:

So wie ein Jagdhund ferne Fährten wittert, ging Menczikoff heut meiner Fährte nach.

SASKA:

Doch glaubt, wenn Ihr den Menczikoff zur Wache statt des Franzosen herbefohlen hättet, er wäre nicht mit Schwüren zu bewegen, heut' Nacht die Schwelle hier zu übertreten.

KATHARINA:

Er rupft wie nur die Pelikanenmutter fürs Vaterland allein den Leib sich nackt, ist treu dem Zaren, standhaft in allen Jahren. War nie ein offener Geliebter mehr, stets nur Minister und Soldat und doch ein heimlich Liebender, verschmachtend schier.

SASKA:

O Zarewna, es klopft, wer will herein? Der Graf hat wohl Verdächtiges bemerkt!...

⟨Saska steht auf.⟩

KATHARINA ⟨horcht⟩:

Das Klopfen, scheint mir, kommt dort vom Kamin, vielleicht schürt er das Feuer, friert wie wir.

SASKA ⟨kommt dicht zu Katharina⟩:

Ach Gott ich glaub, ich höre deutlich Schritte drüben.

KATHARINA ⟨horchend⟩:

Er geht wohl auf und ab und kann nicht schlafen, ist voller Ungeduld wie alle die Franzosen.

SASKA:

Jetzt stieß er heftig an dem Tisch, hört nur, er stöhnt ... jetzt klirrt ein Fenster und jetzt fiel ein Stuhl...

KATHARINA ⟨steht auf⟩:

Der Lärm beginnt mich doch zu interessieren. Licht, Saska, geh, vom

Schlafzimmer den Leuchter! Ich will doch nicht, daß er ihn morden soll, es ist genug, daß Menczikoff es wollte!

SASKA ⟨huscht rasch zur Türe links, findet sie verschlossen, läuft zur Ausgangstür im Hintergrund links und findet sie auch verschlossen⟩:
Ein Mord, ein Mord, die Türen sind verschlossen!

KATHARINA:
Die Tür verschlossen, alle Türen?
⟨sie springt schnell an die Tür hinter welcher der Graf wachen soll.⟩
Graf, Graf. . . er stöhnt als ob er reden möchte!

SASKA ⟨ist zu ihr gelaufen und horcht mit ihr an der Türe, welche der Mond bescheint⟩:
Die Diele zittert, hört, ein Körper fällt... Es kämpfen viele drüben auf der Diele. Viel Schritte gehen, ohne Schuhe dumpf. Sie töten ihn Zarewna, rettet, rettet doch, Ihr seid doch Herrin hier, man mordet uns! Zarewna, und kein Licht, — wir werden alle sterben.

KATHARINA ⟨steif aufgerichtet, lehnt unbeweglich mit dem Ohr an der Tür, während Saska an der Diele niederkniet und sich bekreuzigt⟩:
Dicht an der Türe atmet Menczikoff!
⟨Katharina schreit plötzlich leidenschaftlich, zärtlich auf und spricht eindringlich und immer eindringlicher bald laut, bald halblaut durch die Tür.⟩
O Menczikoff, Geliebter, komm Geliebter! Komm, Zärtlicher, ich kenne dich am Atmen, am ungeduldigen. Öffne die Tür und komm... wir suchen beide uns durchs lange Leben... Geliebter sag ein »ja«, ein »ja«, liebst du mich? Sag? Sag Liebster nur ein einzig Mal ein »Ja«! — — — Mach auf, mach auf, ich bin geliebt — er sagte deutlich »ja«, o öffne, öffne doch Geliebter! Laß mich zu dir nach langen Jahren — schweig nicht, du sagtest eben doch, du liebtest mich?

SASKA:
O Zarewna, die Schritte gehen fort.

KATHARINA ⟨schreit verzweifelt auf⟩:
Geh nicht von mir, geh nicht, geh nicht!

SASKA:
Sie gingen alle fort, nichts rührt sich mehr drüben.
⟨sie atmet tief auf.⟩

KATHARINA ⟨richtet sich auf⟩:
Als hätt ich Blut von einem Menschen getrunken, so heiß ist mir. Geh fürchte dich nicht mehr und suche Licht zu machen.

SASKA ⟨versucht nochmals im Hintergrund die Tür zu öffnen⟩:

Die Türe ist offen wie zuvor.
⟨sie läuft hinaus.⟩

KATHARINA ⟨sinkt auf einen Stuhl⟩:

Ja, ja — er sagte ja — o Liebster mein, und morgen steht er wieder wortkarg neben mir, weiß nichts von dieser Nacht, schweigt wie begraben.

SASKA ⟨kommt mit einem dreiarmigen Leuchter⟩:

Gottlob, Licht, hier ist Licht, ich starb vor Angst; ich dachte, Menczikoff will uns ermorden.
⟨sie versucht die Tür zum Zimmer des Grafen zu öffnen.⟩
Die Tür geht jetzt zu öffnen, Zarewna, doch fürcht' ich mich vor ihr, als wär die Tür der Deckel eines Sarges.

KATHARINA ⟨sitzt tief in Gedanken versunken, hört nichts. Saska schreit auf. Sie hat nochmals versucht die Tür zu öffnen und bringt sie halb auf⟩:

Was fürchtest du dich vor der Tür? Glaub', Menczikoff ist längst gegangen. Er weiß es kaum noch, daß er dagewesen.

SASKA ⟨kommt zu Katharina gelaufen⟩:

Ein Körper liegt quer an der Schwelle . . . die Tür geht halb nur auf, ach Zarewna —

KATHARINA ⟨steht auf und drückt mit einem energischen Ruck die Türe auf. Saska leuchtet hinter ihr mit dem Leuchter, schreit auf und kniet mit dem Leuchter nieder⟩:

SASKA:

Der Graf ist tot, Herrgott, erwürgt! Mit seinem Taschentuch erwürgt von Menczikoff. Herrgott sei seiner armen Seele gnädig. Kein Gott wird Menczikoff den Mord verzeihen.

KATHARINA ⟨sieht ohne Erregung auf den Leichnam hinunter und sagt einfach und schlicht⟩:

Den Mord verzeiht dir die Geliebte, Menczikoff, wenn auch kein Gott den Mord verzeiht.

UBER GEORGE MEREDITH: VON ARTHUR SYMONS

Trotzdem Meredith Romane geschrieben hat ist er doch wesentlich ein Dichter. Ein Dichter außerhalb der englischen Tradition; ein Sucher nach einer fremdartigen dunklen, vielleicht unmöglichen geistigen Schönheit, herb und phantastisch. Er geht nie begangene Wege, weil er sucht, wo keiner vor ihm je gesucht hat; und absoluter als die meisten weniger absorbierten Wanderer trägt er die Welt hinter seinen Augen, überall nur seine eigene Welt sehend, als welche eine Schöpfung ist, weniger von der gemeinen Menschheit erkennbar als die Schöpfung der meisten bildschaffenden Gehirne. Deshalb ist ihm zu folgen schwer, und deshalb hört man sagen, sein Schreiben sei unnatürlich und künstlich. Gewiß ist es künstlich. »Let writers find time to write English more as a learned language« sagte Pater, und Meredith hat Englisch immer geschrieben als wäre es eine gelernte Sprache. Im Verse nach etwas zielend, was etwa die Poesie der reinen Idee, in der Prosa nach etwas, das eine andere Art intellektueller Poesie ist, erfand er ein ganzes Vokabularium, das keine Ähnlichkeit mit der gesprochenen Sprache eignet und dessen Vorzug ist, daß es einen geschärften, plötzlichen Ausdruck den Aspekten gibt, unter denen er die Dinge sieht. So durchdrungen ist in ihm die Vision vom Intellekt, daß man von ihm sagen könnte, er sähe Dinge in Worten; das ungebräuchliche, unruhige, nervöse Wort ist ein Teil der Welt, die er sich aus dem Gewirr des Universum geschaffen hat.

Das Problem Meredith's ist: warum gab ein Dichter den größten Teil seines Lebens daran, Romane zu schreiben, Romane, welche die intellektuellsten der Sprache, und doch keine großen Romane sind; während das verhältnismäßig im Umfange kleine Werk in Versen sogar noch weiter davon ist, große Dichtung zu sein? Vielleicht dasselbe, was Gautier, einen geborenen Maler veranlaßte, die Pinsel wegzulegen und in Worten zu malen; eine bloße Frage der Technik, wie man sagt; die fundamentale Frage, wie man sagen sollte. Ein so besonnener, erwägender Künstler wie Meredith hat die Technik keineswegs geringer als zu ihrem wahren Wert geschätzt. Nachdem er die köstliche »Liebe im Thale« und dieses faszinierende, aufregende und doch nicht ganz erfüllende »Moderne Liebe« geschrieben hatte, mußte ihm deutlich werden, daß solche Taten bei ihm zu viel vom glücklichen Zufall haben als daß sie wiederholt werden konnten. Es war die Periode der ihm befreundeten Rossetti, Morris, Swinburne, jeder ein geborener Dichter und jeder in seiner Art ein instinktiv vollkommener Techniker. Dessen, daß er etwas Neues zu sagen habe, bewußt, und wissend, daß er dies nie in Versen sagen würde können, wie diese Dichter ihr ihnen eigenes sagten, wandte er sich zur Prosa, und begann mit der Erfindung »The Shaving of Shagpot«, einer Geschichte, die keiner vor ihm, und zu allerletzt ein arabischer Geschichtenerzähler, geschrieben hat. Die englische

Literatur hat kein lebhafter unterhaltendes Buch, noch hat je die Seele eines Stiles schauspielerisch mehr verloren.

Meredith begann mit einem Bande Verse, führte ihn weiter mit der arabischen Unterhaltung des »Shaving of Shagpot« und der deutschen Phantasie »Farina« und veröffentlichte dann erst, im Alter von einunddreißig Jahren, seinen ersten Roman »The Ordeal of Richard Feverel«: dies beachtend kann man hoffen, in beschränktem Maße das charakteristische eines so verwirrenden Geistes zu begreifen, einer so anscheinend unerklärlichen Laufbahn. Er eignet das elliptische Gehirn des Dichters, nicht das langsame, vorsichtige, logische Gehirn des Romanschriftstellers; er hat seine eigene Vission einer Welt, in der glaubhafte Dinge nicht immer geschehen, und Worte sind ihm so sichtlich wie geistige Bilder. Dies muß man erinnern und dann den Effekt auf solch ein Gehirn beachten, von Anfang an ungeduldig, intolerant, unermüdlich, in bewußtem kunstvollen Schreiben trainiert, über Dinge schreibend, die, eine Art sublimer Farce, ohne Beziehung zu irgend bekannten oder angenommenen Realitäten im Universum stehen. Also dann Prosa zu schreiben, als wäre sie Vers, mit dem Bestreben, jeden Satz mit imaginierter Bedeutung zu füllen: dies wird aus jedem Satz ein Epigramm machen. Aus jedem Kapitel eine Krisis. Und jedes Buch ist so gleicherzeit ein Roman und realistisch, und eine Romanze und eine Sittenkomödie; es besteht nur seiner Geschichte willen, seiner Charaktere, seiner Philosophie, und jedes Interesse ist gleicherweise prominent. Und alle Charaktere leben darin im Galopp daher, ohne einen Augenblick Pause; ihre Ermüdungen sind Fieber. Und leben in einer phantastischen Welt, in der bloß das Unerwartete geschieht; ihre trivialsten Momente sind durch die Art ihrer Erzählung in eine Feengeschichte verwandelt.

All dies mag erfrischend oder erschöpfend sein, die Bescheidenheit der Natur ist es aber nicht. Und wie es sicher die Pflicht des Dichters nicht ist, so ist es sicher die Pflicht des Romanschriftstellers, die Bescheidenheit der Natur zu respektieren. Jeder Roman von Meredith ist eine Reihe von Situationen, meistens im Gespräch wiedergegeben, als wäre es ein Theaterstück. Jede Situation ist eine Gruppe und gezeigt wie mit Rampenlicht; zwischen jeder Situation ist Dunkelheit und Vorhangfall. Und die Charaktere haben das gleiche unzusammenhängende Lebtum. Sind niemals Typen, immer Individuen, in denen ein launenhaftes geistiges Leben brennt mit einer hellen aber flackernden Flamme. Gleichen Menschen, die wir in drawingrooms treffen, heute in London, nächsten Monat in Rom, ein Monat später in Paris. Sie fascinieren uns durch ihre Brillanz, ihre Energie, ihre Erfahrung, ihre Unterhaltung; haben in ihrem Gesicht die Auszeichnung von Geburt, Denken, Kultur; beeindrücken uns immer ein bischen doppeldeutig und sind darum nur um so anziehender; bewegen uns zu einer merkwürdigen Sympathie, der nicht

ein bischen Neugierde beigemischt ist; es scheint, daß wir mit ihnen befreundet werden sollen; und erst wenn wir von ihnen getrennt sind, wird uns klar, wie wenig wir sie wirklich kennen. Von ihrem inneren Leben wissen wir nichts; ihre mitteilsamen Lippen bleiben zu allen großen Dingen geschlossen. Von ihrer Art wissen wir nur was sie uns davon gesagt haben; und sie erzählten uns meistens Anekdoten, um zu zeigen, wie sie sich unter widerlichen Umständen behauptet haben, sieghaft bewiesen als englische Gentlemen und Ladies, ohne scheinbar immer mit diesen dunkleren Beurteilungen sich abzufinden, in denen die Seele ihr eigener Ankläger und Richter ist. Wir erinnern uns an einen gewissen außerordentlich lebendigen Blick, an Worte, Haltungen, die sie in unserer Gesellschaft zeigten; und erinnern uns ihrer bloß so, statt daran, daß Blick, Wort und Haltung nur ein momentaner Teil von ihnen war.

Nicht solche Gestalten, gehende und kommende Freunde unterwegs, die wir treffen, sind Lear, Don Quixote, Alceste, Manon Lescaut, Grandet, Madame Bovary, Anna Karenina. Diese scheinen in den großen Rhythmus der Natur zu fließen, als ob ihr Leben von der gleichen unsterblichen Substanz wäre wie das Leben der Pflanzen und Sterne. Sie sind organisch, ein Teil des Universum; die andern sind berückende Ausnahmen, haben den Rhythmus mit einer neuen Musik.

Und die Bücher, in denen sie leben, sind gleichzeitig zu eng und zu weit für sie. Ihre Geschichte ist: abzulaufen nach ihrem Willen oder wie die Situationen ihren Schöpfer zu interessieren beginnen. Und doch ist wie fast jeder englische Romanschriftsteller Meredith der Sklave des »Plot«, der Romanintrigue. Sie muß ein verschlungenes Gewebe sein und dieses Gewebe darf nie zerrissen werden; und die Bühne muß voller Figuren sein, jede mit ihrem eigenen einbezogenen Leben, und keine von ihnen vernachlässigt Meredith, solange Held und Heldin am Wege wartend gehalten werden können. Doch, um gerecht zu sein, welcher englische Romanschriftsteller von Fielding an hat je der Versuchung widerstehen können, sich aufzuhalten und zu bummeln, besonders in humoristischen Szenen? Humor ist der Fluch des englischen Romanschriftstellers. Gewiß er hat Humor, hat ihn immer gehabt; aber sein Humor ist nicht das weise Lachen des Rabelais, bei dem das Lachen ein Symbol ist; bei den Engländern ist der Humor immer ein Abschweifen. Besonders Dickens hat, durch die wirkliche Brillianz des Qualvollen in ihm, diese seine verhängnisvolle Marke dem englischen Roman gegeben. Und es ist oft Dickens, besternt mit allen Edelsteinen Arabiens, den ich in Meredith's komischen Szenen wiederfinde; nie natürlich, wenn er gute Komödie schreibt. Dann, wie wir schon aus seinem »Essay on Comedy«, dem glänzendsten Stück getragener Prosa, schließen müssen, ist Meredith der Intellekt selber, ein Congreve, der ein Dichter ist.

»Die tragischen Komödianten«, der Titel eines von Meredith's Romanen, mag auf alle

seine Romane angewandt werden, so pittoresk und so im Lichte eines schneidenden Paradoxon bildet er im Geiste die menschliche Existenz. Aber er ist zu ungeduldig, zu sehr vergessend, was Prosa und Roman begrenzt, um eine Philosophie in diesem indirekten schweifenden Wege auszuarbeiten, in dem sie allein dem Romane dienen kann. Das Leben mag ja eine Tragikomödie in jedem Augenblick sein, ist es aber nicht sichtbar und hörbar in jedem Augenblick. Ungeachtet der Tatsache, daß in Meredith's Romanen die Handlung oft neben dem Weg zu bummeln scheint, sind seine Romane fortwährend Handlung. Ihm ist jedes Gespräch ein Sturm geistigen Geschehens; die Nachdrücklichkeit, mit der nichts geschieht, wenn nichts geschehen soll, ist für sich höchstangespannte Energie. Und die beinahe deutsche Romantik, die seinen französischen Witz temperiert, hilft ihm, diese Welt seiner Schöpfung weiter und weiter von dem Tageslicht zu entfernen, in dem Menschen ohne Energie arbeiten, zufrieden sind ohne Glück, bloß vage Träume träumen und nur scheinbare Ziele ereichen. Er konzipiert seine Charaktere als reine Intelligenzen und bringt sie dann ins Spiel, ins Versteckspiel mit dem Leben, als wäre England eine Schatzinsel im stillen Ozean.

Vielleicht bringt die technische Frage da Licht. Ich glaube, die Frage nach dem Wie des Schreibens muß Meredith früher beschäftigt haben als die nach dem Was, sicher so vor der Wahl des Romanes. Ein im Vers erfaßter Stil und ein an arabischen Capriccios und deutschen Phantasien erzogener Stil, von dem konnte kaum erwartet werden, daß er sich ohne weiteres dazu eignet, die kleinen, farblosen Geschehnisse der englischen Gesellschaft von heute zu erzählen. In einem solchen über alles literarischen Stil berichtetes Leben wird nicht neues Leben, sondern Literatur über Leben. Und es ist das Wesen des Romans, daß Leben in ihm wiedergeboren wird, im deutlichen Bilde seiner ersten Form. Der Romanschriftsteller sitzt über menschliches Leben zu Gericht; sieht es mit kühlen, erfahrenen Augen, hört es mit ungestörter Aufmerksamkeit; darf weder freundlich noch grausam in seinem Urteil sein, nur gerecht. Meredith's Stil kann keine Fakta widergeben, noch weniger die Fakta sich selber widergeben lassen. Mehr noch als Carlyle ist Meredith im wahren, weiten Sinne und wie es von keinem andern heutigen englischen Schriftsteller gesagt werden kann, ein Dekadent. Mit Dekadenz in der Literatur jene erworbene Korruption der Sprache gemeint, durch welche der Stil aufhört, organisch zu sein und im Verfolg neuer Ausdrucksformen der Schönheit freiwillig ungewöhnlich sind. Der Stil Meredith's ist so seiner selbst bewußt wie der Mallarmé's. Aber anders als viele solche bewußte Stile ist er lebendig in jeder Fiber. Seit den Elisabethanern haben wir nicht mehr ein so flammengleiches Leben gehabt, das so den üppigen Leib eines Stiles besaß. Und mit diesem fantastischen, poetischen, studierten, leidenschaftlichen, intellektuellen Stil, der sich

gerne zu einem Elisabethanischen Drama hergegeben hätte, stellte sich Meredith die Aufgabe, Romane zeitgenössischen Lebens zu schreiben, in denen heutige englische Gesellschaft in heutigen Kostümen und Sitten gezeigt wird.
Kein Wunder, daß jeder Roman von Meredith jede mögliche Regel des Romans bricht. Und doch ist jedem diese unwiderstehliche Fascination eigen, daß man ihn lieber liest als irgend sonst einen. Ein unerklärbares Vergnügen: Lesen mit höchster Lust und doch mit folgender Mißbilligung. Wie kann das in einem Denken sein? Es gibt Geheimnisse, die unsagbar immer bleiben werden: warum Schönheit Schönheit und Liebe Liebe ist. Diese Frau, dieses Buch, dieser Dichter zieht mich an; ich gebe alles zu, was man mir dagegen einwendet und antworte zum Schlusse doch nur mit einer Frauenbegründung: meiner Liebe. Daß dieser Instinkt falsch ist, werde ich nie glauben; unerklärlich mag er sein.
Die Fascination Meredith's ist, glaube ich, nicht ganz unerklärlich. Es ist die unwahrgenommene, unberechenbare Anziehung durch jene Qualitäten, die das große Gedicht machen, und die zu uns in der Verkleidung von Prosa und Roman kommen, uns erregen als ob eine merkwürdig schöne Frau plötzlich in einem Gerichtssaal neben den Richtern sich niederließe, die einen verstaubten Fall beraten. In die Erinnerung der stärksten Eindrücke aus Meredith kommt jene ungewöhnliche Atmosphäre seiner Romane, lyrische Szenen wie Gedichte in Prosa, Liebesszenen voll mächtiger Leidenschaft, Sturz und Finsternis in wildhastendem Begeben: alles mehr Vers als Prosa, mehr Gedicht als Roman. Er fasciniert durch die Intensität einer Vision der Welt, die nicht unsere Welt ist, durch die lebendige Imagination einer Sprache, die nicht unsere Sprache ist, durch die Energie eines Genius, der so viel getan hat, das Unmögliche zu vollbringen.

OBSTGARTEN UND HAIDE; VON GEORGE MEREDITH. DEUTSCH VON GISELA ETZEL

Ich sah einmal auf frühem Morgengang
In einem Obstbaumgarten Kindern zu;
Die Zweige hingen tief, das Gras war lang,
Sie brauchten nur zu pflücken, nur in Ruh
Die Hand zu heben, wartend auf den Fang.

Sie schrien, spielten froh von Baum zu Baum,
Wie Winde laufen – stoßweis vor und rund.
So lebensvoll war dies und doch wie Traum;
Und Lachen sprühte hell aus Kindermund
Und fiel auf mich wie leichter Springbrunnschaum.

Gern hätt' ich bis zum Abend zugeschaut,
Ihr hübscher Schattengarten war so hell.
Ein Kleines fiel und weinte schmerzlich laut!
Die andern faßten in die Zweige schnell
Und warfen rote Äpfel ihm ins Kraut.

Das winzige Ding, im Grünen kaum zu sehn,
Nur Fuß und Auge lächelt manchmal vor,
Und über ihm im Baum ein Bübchen stehn –
Dies liebe Bild erspäte ich, bevor
Ich weiterging – wie eben Fremde gehn.

Mein Weg verließ Gehöft und Hahnenschrein
Und Hüttenrauch und bunte Gartenflur
Und führte weit in Heideland hinein,
Quer über tiefgewühlte Wagenspur;
Und Regen fiel und wieder Sonnenschein.

Noch sah ich ferne dunkles Fichtengrün
Und kam nun einer Gartenböschung nah;
Da standen Glockenblumen im Verblühn,
Und auch ein Heim, ein niedres Zelt stand da,
Der Armen Schattenplatz im Sonnenglühn.

Auch hier viel Kinder, eifrig zu erspähn
Was Neues kommt; gebräunt von Licht und Wind;
In Lumpen liefen sie, wie buntes Gehn
Von Heidebächlein, die voll Sonne sind.
Um Wasserkrug und Kochtopf sah ich stehn

Drei Mädchen, von den hellen Schultern glitt,
Wie Woge fällt vom Boot, das lose Kleid,
Der biegsam sprunggespannte Rücken litt
Nichts Hemmendes; sie standen laufbereit,
Das nackte Knie gebeugt zum ersten Schritt.

Sie jagten fort; die Brüder jauchzten nach
Und wollten folgen; doch da kam ein Duft
Vom Lagerfeuer, der gar viel versprach,
Ein Speiseduft; und grau in blaue Luft
Zog Rauch zum Ginsterbusch, der ihn zerstach.

Und nach dem Kessel, der die Düfte wob,
Warf alles sich gestreckt und müde hin;
Der Hund, der witternd in die Dämpfe schnob
Und auch die andern hatten nur noch Sinn
Für dieses Brodeln, das den Deckel hob.

Ich sah zurück: am Himmel fern zerfloß
Die rote Sonne breit in gelben Glanz,
Der hoch hinauf die goldnen Zweige schoß
Und um die Haidenacht den vollen Kranz
Saftreifer süßer Fruchtgehänge schloß.

PAUL CLAUDEL: AUS DER KENNTNIS DES OSTENS; DEUTSCH VON HEINRICH LAUTENSACK

MALEREI

Man befestige mir, bitte, an seinen vier Zipfeln dieses Stück Seide – und ich will ganz und gar keinen Himmel darauf anlegen, und das Meer nicht und seine Küsten nicht, noch Wald noch Berge sollen meine Kunst in Versuchung führen. Aber von oben bis unten und von einem Rand zum andern (als wie zwischen neuen Horizonten) werde ich mit bäuerischer Hand die Erde malen. Und die Grenzen der Gemeinden und die Austeilungen der Felder – derjenigen sowohl, welche man schon umpflügt, als auch derer, auf denen noch das Bataillon Garben in Reih und Glied steht – alles dieses soll exakt aufgezeichnet werden. Und bis auf den geringsten Baum muß die Rechnung stimmen, und das kleinste Haus soll dargestellt sein mit naiver Müh. Wenn du genau hinsehen wirst, so wirst du die Leute deutlich sehen können: den dort, wie er mit einem Parasol in der Hand über hochrote Steine geht, die auch, welche ihre Handzuber in einer Lache reinigt, auch jene kleine Sänfte, wie sie auf den Schultern ihrer beiden Träger tänzelt, und nicht zuletzt das geduldige Bäuerlein, das da, die eine Ackerfurche entlang, eine andere Furche zieht. Eine lange Bahn, welche abgesteckt ist von einer Doppelreihe von Pinassen, quert sich, aus einer Ecke in die andere, übers ganze Bild; und in einer jener kreisrunden Wassergruben erschaust du (in einem Stück Himmelblau anstatt Wasser) einen kaum gelben Dreiviertelmond.

DAS SCHWEIN

Ich will hier das Bild des Schweines malen.

Das ist ein Tier – solid und ganz aus einem Stück. Gelenklos, halslos wühlt es sich vorwärts wie eine Pflugschar. Karrend auf seinen vier untersetzten Schinken ist es ein Rüssel auf dem Marsch und steter Suche; und jeden Geruch, den es nur erriechen mag, erdrückt es schwer und verschluckt ihn gierig – mit seiner Pumpe von einem Leibe. Fand es ein Loch wie es eins sein muß, sühlt es sich ungeheuerlich darin herum. An ihm ist nichts, garnichts vom fröhlich-feierlichen »Stapellauf« einer Ente; und auch nichts und nie etwas von dem lauten sich aller Umgebung mitteilenden Jubel eines Hundes. Bei ihm ist vielmehr alles ein einziges unergründliches, durchaus eigenbrötlerisches, bewußtes, restloses Behagen. Es schnüffelt, schnarcht, schnalzt, schmatzt – und du weißt nie, säuft es nun oder frißts. In seiner Rundlichkeit, welche leis vibriert, wie Sülze, wühlt sichs vorwärts und wühlt sich ein in den fetten Schoß von frischem Morast – grunzt, delektiert sich bis in die tiefsten Tiefen seiner Kaldaunen und zwinkert mit den Äuglein.

Ein krasser Amateur ⟨obschon sein nimmerruhendes Riechorgan sich nichts entgehen läßt⟩ ist sein Gustus ganz und gar nicht auf den flüchtigen Duft von Blumen aus oder von nichtigen Früchten, sondern sucht alles in allem nur Nahrung, Futter, Mast und hat allen Fraß gern reichlich, kräftig und »durch«. Sein Instinkt attachiert es fundamental an diese beiden Dinge: Erde und Dreck.
Gourmand, Wollüstling! wenn ich dir dieses Modell präsentiere: — gib zu, daß dir dann etwas zu deiner Befriedigung fehlt. Weder ist der Leib sich selbst genug, noch ist die Doktrin, welche er uns lehrt, eitel. »Nicht nur mit den Augen hefte dich — mit deinem ganzen Ich wirf dich auf die Wahrheit.« Das Glück ist unsere Pflicht und unser Erbteil. Ein gewißer vollendeter Genuß ist gegeben.
— Aber gleich jener, welche Äneas mit Prophezeiungen diente — scheint mir das Bild eines Mutterschweins allezeit augural, ein politisches Emblem. Seine Flanken sind trüber denn die Hügel, so du durch den Regen hindurch erschaust, und wenn es sich hinlegt, um die Compagnie Frischlinge zu stillen, welche ihm zwischen den Beinen wimmelt, scheint es mir ganz das Bild von jenen Bergen, an deren Wildwassern Klumpen von Dörfern saugen — nicht minder massiv, nicht minder formlos.
Wobei ich nicht vergessen mag, zu sagen, daß man Schweineblut zum Fixieren von Gold verwendet.

DIE DERIVATION

Mögen andere Ströme ganze Äste von Eichen und den Rost eisenhaltiger Erden — oder Rosen und die Rinde der Platane — oder Stroh und Streu — oder ganze Spiegel von Eis vor sich her zum Meere treiben; mag die Seine am feuchten Dezembermorgen ⟨wies halb vor Neun vom Kirchturm der Stadt schlägt⟩ unter dem ausgereckten Arm der Kräne Hügel von Kehricht, Schuten voll Tonnen loswinden; mag der Hahastrom aus dem dampfenden Kamm seines Strudels plötzlich den Leib einer zentnerschweren Tanne wie einen wütenden Spieß steil aufstehen machen, und mögen die Flüsse am Äquator in ihren Wirbeln entwurzelte Welten von Bäumen und Gräsern mit sich fortreißen —: — ich will mit hochgewölbter Brust gegen meine Strömung verankert sein, und mein Arm soll siegreich aller Macht und Uferferne trotzen, und alle Unendlichkeit verschlingt mich nicht. Die Verheißungen des Occidents trügen nicht! Wißt, o wisset, daß dieses Gold nicht vergeblich an unsere tiefen Dunkelheiten mahnt, daß es nicht aller Wonnen bar ist. Ich fand, daß es unzulänglich ist, nichts als zu schauen, und undienlich, nichts als aufrecht zu stehn. Sieh unter dich, so du die Freude ergründen willst. Weil ich mit erstauntem Fuß herabtrat von der schroffen Böschung, hab ich die Derivation entdeckt! Die Reichtümer des Westens sind mir nicht fremd. Alles

zusammen gegen mich her und auf mich her – herabgeschüttet den Abhang der Erde, fließt – fließt.
Weder Seide, wenn sie deine Hand oder dein nackter Fuß erfühlt, noch der tiefe Flaum eines Sakerteppichs sind dem Widerstand jener feuchten Fülle vergleichbar, darin mein eigenes Gewicht mich trägt, und weder was Milch ist, noch was die Farbe der Rose, kommt gegen jenes Wunder auf, das über mich ausgegossen ist. So gewiß ich trinke, so gewiß bin ich untergetaucht in Wein! Und wie die Häfen sich auftun zum Empfang der Schiffe voll Fracht von Holz und Getreide, das aus dem Hochland kommt, und wie die Fischer ihr Garn auswerfen nach herrenlos schwimmendem Gut und nach Fischen, und wie die Goldsucher das Wasser filtern und den Sand abtreiben: also wälzt mir der Strom einen Reichtum zu, welcher nicht minder reich ist. Sagt nicht von mir, daß ich sähe, denn das Auge ist wie mit Blindheit geschlagen vor allem was einen feineren Sinn erheischt. Genießen heißt: verstehen; und verstehen: wohl wägen.
Zu der Stunde, zu welcher das heilige Licht die letzten Schatten auslöscht, teilt sich die Oberfläche der Wasser meiner unbeweglichen Schiffahrt und eröffnet mir den Garten ohne Blumen. Und hervor aus den feuchten violetten Falten siehst du das Wasser – farbig wie Widerschein von Kerzen, und von Amber, und von süßestem Grün, und von goldenstem Gold, siehst dus?... Aber schweigen wir lieber: denn was ich weiß, das gehört mir, und wenn jenes Wasser schwarz werden wird, o dann wird alle Nacht mit ihren zahllosen sichtbaren und unsichtbaren Sternen ganz mein eigen sein.

TÜREN

Eine jede Tür ist nicht so sehr gewillt zu öffnen – als mit ihrer Füllung zu versperren.
Manche schon gelangten mit okkultem Schritt bis an das einsame Yamen und in jenen Vorhof, welchen das große Schweigen ausfüllt. Aber wer von ihnen – die Staffeln hoch erklommen und mit dem Arm schon ausholend zum Schlag auf die Trommel, die um den Kömmling zu werben scheint – wer von ihnen in dem Augenblick, in welchem er wie eine traurige Melodie aus der Ferne seinen Namen hört (denn die Gattin oder der Sohn brüllt mit aller Lungenkraft in das linke Ohr des Toten) – wer da von allen jenen seine tödliche Würdigkeit so weit besiegt, daß er einen Schritt oder zwei zurückzutreten vermag von den beiden Flügeln und ihrem ersehnten Spalt: dem kehrt die Seele neu zum Leibe zurück. Und nur den kann keinerlei Gesang eines Namens mehr vom Tode erretten, der über die taube Schwelle den ersten nicht mehr gutzumachenden Schritt getan.... Ähnlich, sehr ähnlich zweifelsohne verhält es sich mit dem Ort, welchen ich bewohne. Also

daß ich, auf dieser steinernen Platte, wie gebannt in den barocken Rahmen dieses Pfuhls, alles Vergessen auskoste und das Geheimnis des schweigenden Gartens. Ein sehr alt Erinnern hat nicht mehr Windungen und nicht mehr seltsame Übergänge als der Weg, welcher durch eine Flucht von Höfen, Grotten und Korridoren mich bis hierher führte wo ich bin. Die Kunst dieses versteckten Orts ist, daß er mich ganz in die Irre zu leiten versteht, um mir so seine Grenzen zu verbergen. Rundgebogene Mauern, hügelan bald und bald hügelab, verteilen ihn wie nach irgendeiner Symmetrie, aber während sie Gipfel von Bäumen und Dächer von Pavillons hervortreten lassen, die den Fremden aufzufordern scheinen in alles Geheimnis einzudringen, stellen sie dich mit einem jeden deiner Schritte doch nur vor eine neue Überraschung oder einen neuen Trug und eilen dir indes weit voraus und schaffen derweil ferne neue Räume. Seis als ob ein schlauer Zwerg mit einer Stirnschale wie der Pansen eines Kürbis, seis als ob ein Storchenpaar diese oder jene Spitzenzier bilde — unter keinem Dachkelch schattet ein Saal so wüst, daß nicht ein Weihrauchstäbchen zur Hälfte verbrannt noch brenn und dufte oder eine vergessene Blume noch glüh und verbleiche. Die Prinzessin, der Alte haben sich kaum-eben von diesem Sitz erhoben und die blaue Luft hier trägt noch das Rauschen ihrer illustren Seide.
Ans Fabelhafte grenzt, gewiß! ans Fabelhafte grenzt meine Wohnung! Ich seh in diesen Mauern, mit ihren verschwenderisch reichen durchbrochenen Firsten, Wolkenbänke, und diese phantastischen Fenster, die sind mir Laubwerk, das sich dann und wann verrankt. Wie alles zu beiden Seiten gezackt ist und die Enden sich aufrollen, ist es, als ob der Wind in dickem Nebel diese regellosen Scharten und Spalten meißelte. Und ich pflücke die Blume des Nachmittags in keinem andern Garten, und leitete mich auch eine Türe in ihn hinein von der Gestalt einer Vase, oder eines Blattes, oder eines schwarzen ausgeräucherten Schlunds, oder der sinkenden Sonne, wie ihre Scheibe die Linie des Wassers berührt, und des aufgehenden Monds.

TRAURIGKEIT DES WASSERS

Es ist eine Empfängnis in der Freude, willig geb ichs zu, es ist eine Vision im Lachen. Aber dieses Gemisch von Glückseligsein und Bitterkeit, welches dem Akt der Schöpfung innewohnt, damit du es recht verstehst, Freund, zu dieser Stunde, Freund, da eine schwermütige Jahreszeit anhebt, will ich dir die Traurigkeit des Wassers deuten.
Vom Himmel fällt oder aus dem Augenlid überfließt: ein und dieselbige Träne. Klag aus deiner Melancholie nicht die Wolke an, denk nicht daran sie anzuklagen,

noch auch jenen dunklen Vorhang, welcher der Regen ist. Schließ die Augen, horch! Der Regen fällt.

Auch nicht die Monotonie dieses ununterbrochenen Geräusches genüge dir zur Erklärung.

Die Ermüdung, der tiefe Kummer einer Trauer ists, welcher die Ursache in sich selber trägt, der nimmermüde Eifer der Liebe ists, die Mühe unter der Arbeit. Die Himmel weinen auf die Erde, welche sie befruchten. Und es ist nicht ganz vor allem der Herbst und daß im künftigen Jahre die Frucht fällt, deren Samenkorn sie nun netzen und daß das Samenkorn diese Tränen des winterlichen Himmels trocknet: der Schmerz, das ist vielmehr der Sommer und in der Blume des Lebens die Blüte des Tods.

In dem Augenblick, in welchem diese Stunde vor Mittag sich erfüllt, wie ich in dieses kleine Tal herabsteige, welches widerhallt von den Stimmen vieler Brunnen, in diesem Augenblick steh ich von Kummer süß übermannt. O reiche reiche Wasser! und wenn die Tränen gleichwie das Blut eine ewige Quelle in uns haben — das Ohr diesem feuchten Chor reichfließender und lauter Stimmen hingegeben, o wie kühl, o wie kühl tuts, alle Arten seiner Qual aufschluchzen zu hören! Es gibt keine Leidenschaft, welche ihre Tränen sich nicht von euch ausleihen könnte, o Wasser ihr! und wiewohl die meine gegenwärtig genug hat am Glanz eines einzigen Tropfens, welcher von sehr hoch in dies große flache Becken niederfällt auf das Abbild des Monds, so will ich doch nicht vergebens für manche Nachmittage erfahren und gelernt haben, wie der Weg führt zu dir, und alle Zuflucht zu dir, du Tal der Tränen.

Wieder in der Ebene. Auf der Schwelle jener Hütte, deren Inneres eine Kerze erleuchtet zu irgendeinem ländlichen Fest, sitzt ein Mann und hält in seiner Hand eine verstaubte Zimbel. Es regnet unermeßlich; und ich, ich hör allein inmitten der Regeneinsamkeit den Ruf einer Gans.

KOMMENTARE UND GLOSSEN

GRIECHISCHE PILGERFAHRTEN. Seit den Tagen des Rinasciamento ist das alte Griechenland dem occidentalen Geiste ein währendes Pilgerziel, auf wechselvollen Wegen gesucht, zu wechselvollen Zielen gefunden und doch immer nur das Land der ungestillten Sehnsucht bleibend, fern, unverstanden, dunkel und vieldeutbar aus einem Sturm von Gefühlen. Jenen ersten war Hellas eine richtige Humanistenvorstellung: ein marmornes Griechenland, Bildhauer, die es schufen, Ringkämpfer, die das Bildwerk kopierten und Philosophen, welche seine ästhetischen Regeln aufstellten und disputierten. Davon wandten sich erst die Franzosen des 17. Jahrhunderts ab und dichteten ein Griechenland, das, trotzdem es ganz jenes Frankreich war, vielleicht dem alten gerade deshalb näher kam, da es Leben gab und nicht Stein und Pose und Denken. Dann gab es ein Griechenland halb geheiligtes Lupanar, halb frommer Lustgarten und viel kluges Reden. Dann grub der Fleiß der Archäologen den Alltag aus den Trümmern und also bessere Kenntnisse gaben dem bislang marmorweißen Bilde lebhaft orientalische Farben und gesellten dem Blumenduft den Blutgeruch. Es gab das Tanagragriechenland des Romans »Aphrodite«. Alles das scheint uns heute vergeblich, dünkt uns Kostüm und Draperie. Denn es war dieses Spiel mit den Dingen unbekümmert um das, was allein unsern Geist immer wieder dahin wendet, wo ein solches Volk lebte wie irgend ein Volk Hirten und Jäger und doch ein Blühen an den Tag brach – bei keinem Hirtenvolk sonst erlebt – ein Blühen wie das homerische Gedicht, die Tragik des Aeschylus, das Bildwerk des Praxiteles, das Denken Platon's. Wir sehen die Wurzel wie irgend eine und sehen Blüten wie nirgend keine und sehen nicht den Stiel zwischen beiden, stehen nicht begreifend, nicht ahnend vor dem Stil dieses Volkes und seinem unerhörten Pathos der Distanz. Die Magie einer solchen kulturellen Einheit zieht uns an, je weniger wir sie begreifen, je fremder solche Einheit der Zeit, in der wir leben, geworden ist. So sind unsere Pilgerfahrten nach Griechenland empfindsame Reisen; wir wissen, der Anblick zerwühlter Gräber kann uns das Rätsel nicht lösen, und nicht aus Neugier des Verstandes dringen wir in die Schatzhäuser von Mykene. Aber wir ahnen, unser Herz wird höher schlagen im Anblick des Götterlandes, wir hoffen, Wirrnis heutigen Tages möchte sich da klären im Überschauen eines solchen Ganzen, das so vollendet ist, daß es schon in Ruinen liegt. Wir haben das romantische Ideal, das das Einzelne liebt und den Teil dem Ganzen vorzieht, noch nicht so überwunden, daß wir ganz heiteren Sinnes die Fahrt nach dem Klassischen, als welches das Ganze ist, antreten können. Wir reisen mit einer Sehnsucht nach diesem Ideal, ganz empfindsam. Wir wissen schon, wir werden es nicht dauernd erwerben können, aber wir hoffen,

daß es uns mindest beschieden sein wird, es in stärksten Stunden glückesvoll zu schauen, eine Erinnerung nicht auslöschbar für ein ganzes Leben.

Zwei Erzählungen der griechischen Reise sind Anlaß dieser Bemerkungen: Hauptmanns Griechischer Frühling und Barrès' Voyage de Sparte. Der Romantiker Barrès verläßt sein Lothringen nur ungern, etwas beschämt seine europäische Kultur entschuldigend und überzeugt, daß ihn Athenens Unterricht nur noch fester verklammern würde mit seiner innersten Verehrung der Vätergräber der Heimat. Eigentlich beneidet er die Heimbleibenden und hat sicher den alten Vers hinter jedem Gedanken:

ἐν Λακεδαίμονι αὖθι, φίλῃ ἐν πατρίδι γαίῃ.

Er fühlt sich ein Fremder im Erechtheion und in Athen beschäftigt ihn mehr als alles übrige die Erinnerung an zwei andere Griechenfahrer: Chateaubriand und Byron, an deren Attitüde die seine erinnert, die stolz und demütig ist, ganz ehrlich ironisch und etwas gespreizt melancholisch. Er zieht als Franzose das Pathetische dem Heroischen vor, Euripides dem Homer. Aber ganz langsam gewinnt ihn doch Athen, durch Antigone. In dem Kampf zwischen Recht der Persönlichkeit und Recht der Nation ist er mit Kleon gegen Antigone: »der Held ist für gewöhnlich eine öffentliche Gefahr«. Die große Stunde erlebt Barrès am Eurotas: er entdeckt hier eine seiner Seele neue Schönheit aus Maß und Leichtigkeit und Grazie gebildet, ohne Übertreibung und Heftigkeit – »on y trouve des beautés que l'on peut aimer sans souffrir«. Eine von allen Elementen der Verzweiflung gereinigte Schönheit wird ihm ganz deutlich: der Romantiker erlebt das Klassische. Aber er erlebt es, wie er am Schluß gesteht, nur im Verstande, nicht im Herzen: »Je conçois tant bien que mal l'équlibre et l'harmonie de cette civilisation grecque; je ne l'éprouve pas. Même après la leçon classique, je continuerai de produire un romanesque qui contracte et déchire le coeur.« Aber doch hat ihm Griechenland gegeben »le dégout de l'enflure dans l'art. Il y avait une erreur dans ma maniére d'interpreter ce que j'admirais; je cherchais un effet, je tournais autour des choses jusquà ce qu'elles parussent le fournir. Aujourd'hui j'aborde la vie avec plus de familiarité, et je désire la voir avec des yeux aussi peu faiseurs de complexités theatrales que l'etaient les yeux grecs – und die Goethes, muß man noch sagen, denn auch Goethes Sehen der Welt offenbarte sich Barrès auf dem griechischen Boden. Französische Vorliebe für saubere Logik zieht Konsequenzen und Schlüsse.

Gerhard Hauptmanns verhängnisvolles Geschick war es, daß es ihn, den ländlich-heiteren, den Idyllischen, den Beschaulichen und Nachdenklichen seiner Natur nach in einer Zeit sich zu äußern brachte, die rethorisch war und sich revolutionär dünkte, weil die Schlagworte wieder einmal wechselten. Auch diesen Stillen, dem Träumen in der Landschaft Geneigten, gar nicht Städtischen zog diese Zeit auf die Tribüne,

die ein böser Geist, ein böser Geist der Zeit, ihm in die Bühne des Theaters verwandelte. Und dieser ganz Undramatische seiner Natur nach, dem jede Geste versagt ist, da ihm schauende stille Augen, nicht flammende gegeben sind, rang sich Drama um Drama ab, rang wie Jakob mit dem Engel, der ihn nicht ließ und nicht segnete. Er zwang sich in eine ihm unnatürliche Konvention, denn Konvention konnte ihm, dem Undramatischen das Drama nur sein, und er schuf so nichts als Konventionelles, immer schwankend und unsicher zwischen größtem Wollen — Florian Geyer — und banaler Armut — Die versunkene Glocke, — nie sein Wort findend, weil er keine eigentümliche Bewegung hatte, die allein ein solches Wort gebären kann. Also immer fremdes Wort zu fremder Geste entlehnend, epigonenhaft in Ritterstiefeln, auf Elfenfüßen, in Filzpantoffeln. Und immer wesentlich von dem einen Problem bewegt: ich Weicher soll morden, ich Träumer soll handeln — ein Problem, das hier keines ist, da es nur des Dichters ohnmächtiger Zustand bleibt; da nichts in Hauptmann ist, daß ihn zu morden und zu handeln, d. i. dramatisch zu sein zwingt, da sein Pathos, sein Leiden nur ohnmächtiger Wille gegen seine wesentliche Natur ist. Er ist ein tragisches Dichterschicksal, kein Dichter tragischer Schicksale. So betrat er mit bis zum Zerreißen gespannter Seele den griechischen Boden und fand ihn und erlebte ihn wie eine Erinnerung an die Kindheit. Er sieht die Hirten und die Herden, die Felder und die Bäume, die Täler und Höhen, die Flüsse und das Steingeröll, die Bienen und die Vögel, und das Bauwerk wird ihm ganz zu Landschaft, zu Notwendigkeit dieser Erde, dieses Himmels. Hauptmann sieht Griechenland homerisch, sieht das Kleine und das Große in dieser einfachen und guten Verwachsenheit ineinander, die nur Kunst und Denken trennen, die aber sonst nicht zu scheiden ist und nur breit hinzuerzählen, wie es der wechselnde Himmel bescheint. Ein Rund von Göttern lauscht, die Hirten sind, und Hirtenjäger wie Götter stark und simpel. In einem einzigen seiner Dramen, einem Glashüttenmärchen und kaum einem Drama, hat Hauptmann fast gleich frei, einfach und stark wie in dem Griechischen Frühling, hier nur ohne jeden Umweg, seine Natur — und wie glückberauscht! — sie selber sein lassen. Gleich zu bemerken: an die Ehrlichkeit dieser vom bösen Geiste so vielfach versuchten Seele darf kein Zweifel rühren. Hauptmanns Reisebuch ist mehr als ein Stück sehr schöner Literatur, und der Gedanke an ein von ihm zu solchem Zweck erst erfundenes Griechenland wäre ein Frevel. Das Wunder der homerischen Zeit entdeckte sich ihm so, gab sich ihm so unter den Schleiern, die es nie abtun kann, hin, weil er aus Irrungen heraus stärker als einer auf einmal fühlen mußte, was seine starke Natur und was seine schwache Künstlichkeit ist. Er erinnerte sich und war im Fremden alsofort vertraut mit jener seltsamen Scheu, die uns überkommt, wenn die Erinnerung an einen Tag der Kindheit auf einmal ganz

lebhaft in uns aufsteigt. Pallas Athene versagte dem Heimkehrenden den Segen nicht, den ihm im fremdem Lande ein dunkler Geist immer verweigert hat, so sehr er auch darum flehte. Und Athene segnete ihn für nichts als daß er trunkenen Auges und voll Einfalt in ihre Landschaft hinkniete. F. B.

DIE IDOLATRIE DES REICHEN. Es hat sich in die Literatur und den Journalismus eine neue Art der Schmeichelei des Reichen und des Großen eingeschlichen. In ehrlicheren Zeiten war die Schmeichelei selber ehrlicher; Falschheit selber war treuer. Ein Armer, der einem Reichen gefallen wollte, sagte einfach, daß der der weiseste, tapferste, größte, stärkste, gnädigste und schönste Mensch der Menschheit sei; und da wahrscheinlich sogar der so geschmeichelte wußte, daß er alles das nicht war, hat die Sache weiter kein Harm. Wenn Höflinge das Lob eines Königs sangen, so schrieben sie ihm völlig unwahrscheinliche Dinge zu, wie daß er der Sonne am Mittag gleiche, daß sie ihre Augen schließen müßten, wenn er den Raum betritt, daß sein Volk ohne ihn nicht atmen könne, oder daß er mit seinem Schwert Europa, Asien, Afrika und Amerika erobert habe. Die Sicherheit dieser Methode war ihre Künstlichkeit; zwischen dem Könige und seinem publiken Bildnis war nicht die geringste Relation. Die heutigen haben eine viel subtilere und viel giftigere Art von Eulogie erfunden. Die moderne Methode ist, vom Fürsten oder vom Reichen ein glaubhaftes Bild seines Persönlichkeitstypus zu geben, etwa daß er ein Geschäftsmann ist oder ein Sportsmann, daß er die Kunst liebt, leutselig ist oder reserviert — und dann Wert und Bedeutung dieser natürlichen Qualitäten enorm zu übertreiben. Die das Lob von Mr. Carnegie singen, sagen nicht, daß er weise wie Salomon und tapfer wie Mars sei; ich wollte, sie täten's. Es wäre doch das nächstliegende sehr ehrenhafte, den wahren Grund des Lobes zu sagen, der ganz einfach dieser ist, daß Mr. Carnegie Geld hat. Die Journalisten, die über Mr. Pierpont Morgan schreiben, sagen nicht, daß er schön ist wie Apollo; sagen das leider nicht. Sie sprechen vielmehr von des Mannes Leben und Manieren, von seinen Hosen, von seiner Katzenliebe, von seiner Verachtung der Ärzte und derlei. Und dann machen sie mit Hülfe dieser Tatsächlichkeiten aus dem Manne einen Propheten oder so was, während er bloß ein privater und einfältiger Herr ist, der zufällig Katzen liebt und Doktoren nicht. Der Schmeichler von ehemals nahm es für feststehend, daß der König ein gewöhnlicher Mensch war und ging daran, ihn ungewöhnlich zu machen. Der geschicktere Schmeichler von heute nimmt für feststehend, daß sein Objekt außergewöhnlich ist und daß deshalb auch seine gewöhnlichen Eigenschaften von Interesse sein müssen. Die heutige Methode ist: der Schmeichler umgibt simple Fakta mit einer mystischen Atmosphäre, indem er — von dem was nicht ist redet. Was Mr. Pierpont Morgan denkt, liebt und

bewundert, darüber ist vielleicht nicht viel zu sagen; aber ganze Avenüen von Geschmack und Philosophie tun sich auf, wenn der Journalist viel davon redet, was Mr. Morgan nicht denkt, nicht liebt und nicht bewundert. Da kann man z. B. von ihm sagen: »Wenig angezogen von der neuesten Entwicklung der deutschen Philosophie steht er ebenso entschieden abseits von den Tendenzen eines transzendentalen Pantheismus wie von den engeren Ekstasen des Neokatholizismus.« So könnte ich auch zum Preise meiner Köchin sagen: »Es wäre irrtümlich anzunehmen, daß Käte den Modernisten Gefolgschaft leistet; ihre Ansichten sind vielmehr sehr verschieden von deren; aber sie sind doch auch wieder nicht ganz zu identifizieren mit dem konkreten Hebraismus Harnack's.« Es ist eine prachtvolle Methode; sie gibt dem Schmeichler Gelegenheit, von etwas ganz abseits seinem Gegenstande zu reden und gibt diesem Gegenstande einen reichen, wenn auch etwas verwirrenden, geistigen Glanz, als wie einem, der durch Agonien philosophischer Wahl gegangen ist, auf die er nicht gefaßt war. — Eine andere Methode der Schmeichler ist in den Zeitungen sehr beliebt. Besteht darin, den Beschmeichelten die Worte »einfach« oder »bescheiden« zu geben, ohne irgend eine Beziehung zu der Person, auf welche diese Worte gebraucht werden. Einfach zu sein ist das Beste in der Welt; bescheiden das nächstbeste. Aber Einfachheit und Bescheidenheit sind sehr seltene und königliche menschliche Tugenden. Propheten und rechte Männer suchten danach, und sahen sie nicht. Aber bei Geburt, Leben und Sterben reicher Leute werden diese Tugenden ihnen geschenkt. Hat ein Journalist einen großen Politiker oder einen Finanzier — ist dasselbe — zu beschreiben, der in ein Zimmer tritt, so sagt er immer: »Herr Soundso trug einen einfachen schwarzen Frack, eine weiße Weste und hellgraue Beinkleider. . .«, als ob ihn einer in einem gelben Frack und in gesprenkelten Hosen erwartet hätte. Diese absurde Methode wird ganz unerträglich, wenn sie, und sie wird es immer, auf eine Episode im Leben angewandt wird, die selbst im Leben der Politiker ernst ist. Ich meine deren Tod. Wenn wir genügend gelangweilt worden sind mit dem Bericht von des Millionärs einfacher Art, die gemeinhin so kompliziert wie irgend eine, die er ohne für verrückt gehalten zu werden annehmen konnte; wenn wir von dem bescheidenen Heim des Millionärs unterrichtet worden sind, ein Heim meist zu unbescheiden als daß man es überhaupt noch ein Heim nennen kann; wenn wir ihm so durch alle diese meinungsbaren Eulogien gefolgt sind, werden wir zum Schluß aufgefordert, das stille Begräbnis zu bewundern. Ich weiß nicht, was sonst ein Begräbnis sein soll als still. Doch über jedes Grab dieser armen Reichen, für die man sicher einzig und allein wortloses Mitleid fühlen sollte, wird dieser krankmachende Unsinn von Einfachheit und Bescheidenheit geredet. Als dieser deutsch-englische Millionär Beit begraben wurde, stand in den Zeitungen, daß jedermann

von irgendwie Bedeutung in den Trauerwagen saß, daß die Kranzspenden betäubend, prachtvoll und unerhört waren, — daß es ein einfaches und stilles Begräbnis war. Was, beim Acheron, erwartete man denn? Menschenopfer auf dem Grabhügel? Orientalischer Tanzmädchen lange Reihen in ekstatischen Lamentationen? Leichenspiele wie an Patroklus' Scheiterhaufen? Ich fürchte, man dachte nicht so was glänzendes Heidnisches. »Einfach« und »bescheiden« sollte bloß die Zeilen füllen, ein Stück automatischer Hypokrisie, gemein allen, die schnell und viel schreiben müssen. Das Wort »bescheiden« wird bald werden wie unser »Wohlgeboren« oder bei den Japanern »ehrenwert«, das sie vor jedes andere Wort aus Höflichkeit setzen: »Stellen Sie Ihren ehrenwerten Sonnenschirm in den ehrenwerten Schirmständer«. Künftig werden wir lesen, daß der bescheidene König in seiner bescheidenen Krone ausging, von oben bis unten in bescheidenes Gold gekleidet und begleitet von seinen zehntausend bescheidenen Edelleuten —. Nein, wenn wir für Glanz zu zahlen haben, so wollen wir ihn als Glanz preisen und nicht als Einfachheit. Wenn ich nächstens einen Millionär treffe, will ich auf ihn zugehen und ihn mit orientalischen Hyperbeln anreden. Er wird wahrscheinlich davonlaufen. G. K. C.

DIE KUNST DER POLITIK. Ehemals war es das Bedürfnis nach neuen oder bessern Weideplätzen, was ein Volk über seine innegehabten Grenzen in das Nachbargebiet drängte, entweder weil der Reichtum der Weide versagte oder weil sie die wachsende Kopfzahl des Stammes nicht mehr nähren konnte. Landbesitz war die Voraussetzung der Herrschaft, denn des Herren Untertanen waren seine Knechte, die er füttern und hausen mußte. Die Wehr des Nachbarn, der sich nicht verdrängen lassen wollte, schuf den Krieg. Des Besiegten Leben stand in der Gnade des Siegers; er ließ es ihm um den höchsten Preis, denn das Leben ist unschätzbar und der Preis aller Preise. Der Begüterte der Besiegten gab ein Dritteil seines Besitzes und empfing die andern zwei Drittel als Lehen; der Arme wurde Knecht. Und auf die Besiegten fiel die Verachtung des Siegers, der sich adelte. So taten es die siegenden Franken mit den keltischen Romanen — populus, poeple, Pöbel —, so die Deutschen, als sie die von Slaven bewohnten römischen Provinzen eroberten. Die Eroberer waren die Waffenstarken und so fanden sie Lust am Krieg und trieben ihn fürderhin um nichts als um dieser Lust willen. Bracher Mut wird Übermut.
Auch innerhalb eines Volkes erzeugt die Ungleichheit des Besitzes Herren und Knechte, aber diesem Herrenrecht, das nicht aus Eroberung sondern aus den zu machenden Gelegenheiten entstanden ist, fehlt das Wesentliche der Herrschaft: der Haß gegen den Fremden, den Besiegten, die andere Klasse. Wenn in den Tagen

der Aufklärung die Noblesse in den Logen ins Parterre auf die Köpfe spuckte, so spuckte die Verachtung der Franken auf die eroberten Kelten, wenn auch längst schon die Unterjochten die Unterjocher als eigene Rasse zerstört hatten. Die nationale Erinnerung war tot, aber die Gewohnheit war geblieben. Die Angelsachsen hatten, mit besseren Sauggefäßen als die wilderen Kelten begabt, ihre normannischen Sieger aufgesogen. In Frankreich sagte das bespuckte Parterre: Nieder mit den Aristokraten, und meinte: nieder mit den Eroberern — und dies war nicht in den barbarischen Zeiten unserer Bauernkriege, sondern auf einem Gipfel der Kultur. Die Franken nannten die Zeit Schreckensherrschaft, die Kelten aber nannten sie Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Man weiß, daß das gouvernement fort, das die Franzosen immer von ihrer Regierung verlangen, eine Tyrannei ist. Jedem Napoleon und jedem Boulanger werden sie zujubeln, denn sie sind ein monarchisches Volk, das mit der Guillotine Gleichheit zu fabrizieren meint, d. h. Gleichheit mit den fränkischen Eroberern. Ein rassengemischtes Volk wie die Franzosen will das Ungleiche gleich machen, tendirt zum Nivellement. Ein stammesgleiches Volk wie die Deutschen schafft in Standesunterschieden Ungleichheiten vom submissest Ersterbenden bis zur Durchlaucht, ohne damit was Besonderes zu meinen oder damit gar »Nationalcharakter« auszudrücken, wie manche meinen. Als Johann Reinhold Forster nach seiner Weltumseglung mit Cook Friedrich dem Großen vorgestellt wurde, machte er ihm dieses Kompliment: »Majestät, ich habe in meinem Leben zwölf Könige gesehen, sieben wilde und fünf zahme, aber Sie sind der größte«. Wahrscheinlich ist das deutsch. Es ist nämlich zu bemerken, daß auch bei den Deutschen das besiegte autochtone slavische Volk nicht gänzlich aufgesaugt wurde und nun als heimlicher Sieger zum Vorschein kommt und eine Praedominanz schafft in diesen Zeiten, da nicht der Mut, sondern die Gewandheit entscheidet, nicht das Herz, sondern der Kopf, wovon auch die besiegten Juden profitieren. Es ist wesentlich, daß heute die politische Führung der Deutschen jene innehaben, die sich vor Zeiten entschlossen, das Slavische aufzugeben und Deutsch zu lernen — um sich nun deutscher zu fühlen als ihre Lehrer von ehmals.

Bis auf das italienische dürfte jedes heutige eigensprachige Volk ein Gemisch von autochtonen Besiegten und fremden Siegern sein. Die Sieger etablierten die Herrschaft und die öffentliche Moral und bestimmten was Rechtens ist. Sie schufen die Ideologie des Fremden, der der Feind ist, denn sie wußten sich als fremd und feind auf dem eroberten Boden, erobert durch ihre Stärke. Die Macht wurde fester nach innen und außen. Drohte ihr von innen Gefahr, so beschwor sie einen äußeren Feind. Zum Kampf um die besten Weideplätze gesellte sich nun auch der Kampf um den Behalt der besten Weideplätze im eigenen Land. Zum Eroberungskrieg kam der Krieg aus Selbsterhaltung, zur Machtstärkung. Den Kriegszügen der

Wanderungen folgten die Behauptungskriege der in Grenzen Seßhaften, und die Politik begab sich in geregelte Formen. Kriege der Machterhaltung im Innern sind alle Kriege seit denen Napoleons. Die Eroberer müssen für die Zufriedenheit ihrer Knechte sorgen, damit sie Knechte bleiben. Man muß durch den Erwerb von Kolonien und das Abstoßen von Kolonen die Bewegungsfreiheit einer zahlreich gewordenen Bevölkerung, die Ellbogenfreiheit des Sich-rühren-können im Lande mehren oder mindest erhalten. Und das Erträgnis der in Industrie und Handel angelegten Gelder durch eine Erweiterung des Absatzes steigern. Alle Politik von Staat zu Staat, die friedliche wie die kriegerische ist Regelung von Geschäften. Die Akten der Diplomatie sind Auszüge aus Geschäftsbüchern, nur weniger deutlich als diese, weil sie in Worten sagen müssen, was dort in Zahlen steht, und Worte sind voller Verlockung. Es ist wie mit den Zeitungen: deren einzig Positives ist der Handelsteil — was sonst darin steht ist dessen wortreiche Umschreibung oder Zeitvertreib für Neugierige.
Eine unklare Scham läßt die Menschen einen Makel an all dem finden was man Geschäft nennt. Genau als ob es eigentlich ein Betrügerisches wäre, das sich da begibt. Der kleinste Krämer wird versichern, er möchte lieber verschenken, da er aber auch leben müsse, nähme er einen halben Prozent. Und nimmt vierzig. Vielleicht ist es diese Möglichkeit des Betruges, die in jedem Geschäfte steckt, die es sich schämen läßt. Jedenfalls hat das Geschäft noch keine Zeit gehabt, Glauben an seine Ehrlichkeit zu bekommen und so entbehrt es auch noch einer Ideologie, die sich hören lassen kann und messen kann mit jenen Ideologien, die wir historisch besitzen. Deshalb bedient sich das Geschäft in seiner Äußerung als Politik aller je vorhandenen Ideologien.
Es ist ganz unfruchtbar und ein Zeichen gequälter Naivetät, von der Erkenntnis, daß alle Politik Geschäftssorge ist ausgehend der Politik daraus ihre Verurteilung zu sprechen. Die Generäle a. D. der Friedenskongresse tun so, als ob sie mit ihren papiernen Beschlüssen sich vor eine Lokomotive stellen wollten, um sie mit dem Papiere aufzuhalten. Aber Politik ist keine ethische Angelegenheit, sondern eine Kunst.
Wir mögen wissen: daß es sich, wie immer großartig die Worte auch lauten mögen, in jeder heutigen politischen Emanation um ein Geschäft handelt. Alle Vokabel meinen die Geschäftsbilanz. Wir haben es hinzunehmen, daß das Geschäft sich seiner selbst schämt; vielleicht weil es keine Ahnenreihe hat, kein Gewissen, kein Menschliches; weil es weder eine erlauchte Tradition hat, noch ein Nationales ist; weil es ebenso und gleichzeitig schaffend und zerstörend ist. Weil nun die Herrschenden einer Nation — die Sieger von ehemals —, die sich geadelt haben, nicht den Jargon der Besiegten öffentlich sprechen wollen, sondern die Siegersprache ihrer

Ahnen, und das Geschäft der Besiegten führen müssen, um ihre eigene Macht zu behaupten, deshalb geht noch immer unsere laute politische Rede in der Pracht des Purpurs, wenn es sich auch um den Export von bedrucktem Kattun handelt oder um Wollstrümpfe. Die Scham der Sieger darüber, von Gnaden der Besiegten leben zu müssen und deren Handel zu hegen und Schacher zu schützen, diese Scham läßt den Leuten des Geschäfts nicht das Kontorwort in eigener Sache, wie diese es ja doch am liebsten möchten und lautlos mit den Händen an der Börse sprechen.
Diese Scham der Herren machte aus der Politik eine Kunst, erfüllt mit allem, was je die Imagination der Völker und des Einzelnen erregte, ihr Herz zittern machte, ihren Armen Kraft gab, den Gehirnen Spannung. Und das Geschäft hat bald erfahren, daß die Kunst der Politik ihm besser dient, als wenn es sich selber auf den Markt stellt und seine stockige, kurze, schon vom nächsten Zuhörer bestrittene, befehdete, niedergeschrieene Kontorsprache redete, die Resonanz nur fände in einem: Steiniget ihn! Das Wesen des Geschäfts jeden Stiles ist blanker Eigennutz, und den deklamiert man nicht, um sich Kundschaft zu suchen. Tendenz ist: Gewinn aus dem Andern und dem Andern den Gewinn so gering als möglich erscheinen zu lassen, ja wo möglich ihn glauben machen, daß er der eigentlich Gewinnende ist. Die Metaphysik dieser Physik steht nicht in Diskussion, denn das Einzelleben erfährt sie nicht.
Die Kunst der Politik steht unter der Kontrolle des Auftraggebers: des Geschäfts. Wo der geschäftliche Einsatz groß und die Geschäftsleute klare Köpfe sind, da wird auch die Kunst der Politik sich bis zum Äußersten anstrengen: England. Wo das Geschäft im Hammelstehlen besteht, wird die Kunst der Politik nur eine Variétéeparodie sein: Montenegro.
Was hier in Worten oft wie kritisch klang, ist es nicht. Was nicht von vergleichbaren Vorzügen oder Fehlern der Einzelnen abhängt, steht gegen alle moralische Kritik, ist nichts als formell zu beschreiben und Kenntnis mit Nutzen anzuwenden. Die Phrase sozialistischer Versammlungsredner, die seine Maske herunterreißt, hebt sich auf gegen die Phrase eines sich zynisch bekennenden Aventuriers der Spekulation. Denn das Gewordene ist die Voraussetzung unserer Existenz und nicht das denkbare oder mögliche Werdende. Was gelebt ist gibt uns den festen Boden — springen wir, so nur um im Rückfallen deutlicher des festen Bodens bewußt zu werden. F. K. B.

FALSCHE LICHTER. Wenn ich anders Gehör finden kann, so möchte ich mir eine Bemerkung erlauben, welche gegen den Strom schwimmt und welche die angenommene Tradition gegen sich hat. Es ist ein Wort über die Stellung der deutschen Dichter zur Misère der deutschen Verhältnisse. Es fiel mir eines Tages

auf, daß man in diesem Punkte nicht blindlings zu unterschreiben braucht, was die Biographen und Literarhistoriker wie einen Tageshefehl zu publicieren für gut befunden haben, sondern daß man gar wohl mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Denkorganen prüfen könne, ob dieses Verhältnis jederzeit in der richtigen Beleuchtung uns vorgemacht worden, oder ob die Lichter gelegentlich nicht falsch aufgesetzt seien.

Die weiland freie deutsche Reichsstadt Schweinfurt in Franken hat unserm Schiller, als er noch jung und unsicherer Existenz war eine wohlgemeinte Heimstätte wenigsten angetragen. So lang ich lebe hat es mich befremdet, in welch falschem Lichte sämtliche Biographien Schillers übereinstimmend und wie auf Verabredung als ein schlechthin lächerliches und gar nicht anzuzweifelndes Schildaer Stückchen es erzählen, daß sich eine freie Reichsstadt unterstanden hat, einem armen jungen Literaten eine Ratsherrenstelle anzubieten, mit dem Wunsche verbunden, daß er in diesem Falle eine Bürgerstochter der Stadt ehelichen möge. »Der Dichter lächelte und legte es schweigend ad acta,« sagen sie alle fast mit den nämlichen Worten, als ob sich diese Pointe schon durch sich selbst erklärte und völlig in der Ordnung wäre. Ich gestehe aber meine Befangenheit, daß sie mir allezeit unbegriffen geblieben, und daß mich zwar Schillern selbst gegenüber die schuldige Pietät nötigt, einen guten Grund zu vermuten, daß ich aber von Schillers Biographen, denen ich keine Pietät schuldig bin, mich ungern mit meinen eigenen Vermutungen abspeisen lasse, daß ich vielmehr die Beweislast, mit welchem Grunde der Dichter verschmäht hat, als ihre dringende und ernstliche Pflicht ihnen auferlegt wissen möchte. Mein Lesebedürfnis bei diesem Passus in Schillers Leben war immer eine Kritik und Analyse, welche redlich ins Einzelne geht und die Umstände mit individueller Zeichnung vor Augen führt, anstatt des verächtlichen Achselzuckens, womit dieses Ereignis, weil es nun einmal da ist, mit drei Zeilen literarisch-vornehm und so flüchtig als möglich abgetan wird.

Den Dichter der »Götter Griechenlands« auf einer Ratsherrenbank vielleicht mit Korn- oder Hopfenhändlern sitzen zu wissen, das allein gibt mir noch kein lächerliches Bild; lächerlich ist mir das deutsche Bürgertum überhaupt nicht. Ich schließe vielmehr umgekehrt, daß Korn- und Hopfenhändler, welche einen Schiller beriefen, eines Schiller auch würdig waren. Man bedenke doch! es war ein Schiller, welcher noch lange nicht Schillers sämtliche Werke geschrieben, sondern welcher in groben Umrissen nur aus der Ferne betrachtet einstweilen nichts ist, als ein landflüchtiger Rebell, der die ehrlichen Leute mit einer schwülstigen Räuberkomödie erschreckt hat. Daß ich es nur gestehe: Städte, welche unruhigen Stürmern und Drängern ihre ehrenvollsten Magistraturen anbieten, wüßte ich selbst heute noch, anstatt mit dem ehrlichen Namen Schweinfurt, höchstens anonym zu nennen, nämlich gar nicht.

Und es wäre doch Heute, unser gepriesenes Heute, wo jede Stadt bereits ihren bronzenen oder marmornen Schiller haben muß und wo die begeisterten Ansprachen und die donnernden Hochs den Kultus des Genius zum Gemeingut aller Köchinnen gemacht haben! Ach, das arme ehrliche Schweinfurt ohne Sänger, Turner, Schützen, Festreden, Ehrendiplome, begeisterte Ansprachen, und donnernde Hochs, ohne Plakate, Illustrationen, Galerien berühmter Dichter und Zeitgenossen, kurz ohne den Soufflirkasten unserer ganzen modernen Reklame, der so wunderbar akustisch gebaut ist, der für jedermann denkt und fühlt und geistreich und gebildet ist, das Schweinfurt des vorigen Jahrhunderts mußte den bronzenen Schiller noch aus Haut und Knochen herausfinden, mußte die zwölf Bände Schillers noch aus dem ersten und zweiten erraten, und mußte das Alles mit eigenen Augen, mit eigenen Köpfen und Herzen, nicht mit abonnierten, illustrierten, fetierten und toastierten, sondern nackt und bloß wie Herkules in der Löwenhaut, der die zwölf Arbeiten tut ohne Dampfmaschinen und ohne Aktienunternehmung. Allen Respekt vor jenem Schweinfurt! Mitten in der Zopf- und Perrückenzeit ein kleines Reichsstädtchen, an keiner Weltstraße liegend, stagnierend in alten Sitten, bemoost und scheinbar verrottet, seinem ganzen Zustande nach auf Gewohnheit, Herkommen, Einfalt und Mannigkeit hingewiesen, kurz auf Konservieren, nicht auf Initiative; ein dunkles Bürgertum, nicht weltmännisch gebildet wie Leipzig und Frankfurt, sondern einzig vom Safte einer kleinen Lokalwurzel zehrend; dieses Städtchen tritt dem Augustenburger und Carl August, tritt den Herzogen und Großherzogen vor, hält zuerst unserem Nationaldichter die freie Bürgerhand hin, – schlag ein! sei der Unsrige! sei unser Mitregent! Ich kann das nicht nur nicht lächerlich finden, es fehlt wenig, es fehlt sogar nichts, daß ich es groß und erhaben finde. Es muß ein frischer Hauch, ein moderner Geist, ein kräftiges Fortschreiten in jenem Schweinfurt gewaltet haben, daß es nicht den vollendeten, sondern den kämpfenden und ringenden Schiller schon mit so feiner Witterung zu erkennen vermochte. Es setzt helle Köpfe und warme patriotische Herzen voraus, – es müssen ganze Leute gewesen sein, jene Bürger von Schweinfurt.

Aber die Schweinfurterin, welche Schiller hätte heiraten sollen! Ich glaube, jede griechische Republik hätte dasselbe bedungen. Es ist ja natürlich. Wird denn ein Pflanzbürger, wenn er ein rechter und ganzer Mann werden will, die neue Volkstümlichkeit, in der er aufgehen soll, nicht aus erster und liebster Hand, aus der Hand seiner Hausfrau, sich aneignen wollen? Ist doch das Weib die Verkörperung des genius loci, der beste und kürzeste Auszug von Nationalgeist, Volkssitte, Heimatsgefühl und Gemeinsinn, das natürlichste Band, um an Boden und Menschen zu binden. In Thüringen hat der Schwabe Schiller seine Thüringerin geheiratet; warum hätte er in Franken nicht ein Frankenmädchen heimführen sollen?

Auch zweifle ich gar nicht, soweit ich Franken zu kennen glaube, daß von Baireuth bis Frankfurt hinab jeder Dichter von Ort zu Ort seine Dichterbraut fände, — also auch, daß sie Schiller in Schweinfurt gefunden hätte.

Am wenigsten durften wir fürchten, daß das angebotene Amt unpassend und für Schillers Dichtermuße verderblich gewesen wäre. Wenn ein politisches Gemeinwesen von einem sehr mäßigen Umfang einem Dichter eine Ratsherrnstelle anbietet, so ist damit deutlich gesagt: ich will dich ehren, ich will dich sorgenfrei machen; nicht: ich will dich mit Arbeit erdrücken. Und wollte denn Schiller nicht arbeiten? Hat er nicht gearbeitet? Stellen wir uns den Dichter mit dem begeisterten Blick in den blauen Himmel nur fleißig vor als Herausgeber von Jahrbüchern, womit er sich seinen Unterhalt sichert; d. h. unter Fakturen, Frachtzetteln, Paketen, Emballagen, Bindfaden, Siegellack, unter einem beständigen Expedieren und Spediteursein zwischen Buchhändlern und Mitarbeitern, unter Sorgen für Messen, Posttage und Postschlüsse, unter einem ewigen Hin- und Herwälzen, Durchmustern, Durchlesen, Öffnen und Einsiegeln von Paketen und Ballen. Wollte Gott, wir hätten alle diese Schiller'schen Kommis-Stunden für den »Demetrius« übrig behalten! Nicht die Professur, nicht der fürstliche Zuschuß, der Kommis hat Schillern gerettet. Wohl ihm, daß er es konnte! Wohl ihm, daß er ein Schwabe war, d. h. ein geborener praktischer Geschäftsmann und von jener ungeheuren schwäbischen Arbeitskraft, welche von Tuttlingen bis Valparaiso in allen Faktoreien der Welt sich betätigt. Es bietet mir nicht den mindesten Zweifel, daß Schiller mit jener praktischen Energie, die ihm eigen war, den müssigen Ratsherrn gar nicht geduldet, sondern daß er gern und freiwillig den Geschäften der Stadt sich hingegeben hätte. Vergessen wir nur keinen Augenblick den starken realistischen Zug in Schillers Natur, womit er seinen Idealismus, wie jede Eigenart, wenn sie nicht schädlich ist, mit ihrem Gegenpol, zu ergänzen und zu contrebalancieren beeifert war. Und wie er aus Goethes, d. h. aus zweiter Hand dieses Supplement mit dürstender Wahlverwandtschaft sich aneignen mochte; so kann ich mir nunmehr vorstellen, daß er die Realität des Lebens, daß er die sinnlichen Verhältnisse und Zustände der Menschen, als ein kleiner Mitregent derselben, aus der ersten Hand, nämlich aus der Hand seiner eigenen Erfahrung und unmittelbaren Beteiligung nur noch naturvoller auf sich hätte wirken lassen. Ist es denn wirklich der bessere Weg, als Herausgeber der »Thalia« und der »Horen« im endlosen Korrespondieren, Verpacken und Einsiegeln Zeit und Kraft zu verlieren um ein paar hundert Taler zu gewinnen? Ist es wirklich der bessere Weg, in aller Eile sich zu einem dilettantischen Professor der Geschichte zuzuschneiden und neunundneunzig Bücher zu lesen, um eine hundertste Vorlesung herauszuschlagen? Lesen und lesen! Das bedarf heute keiner Worte mehr. Seit wir selbst Geschichte ge-

lebt und gemacht haben, wissen wir alle, wie viel auf Literaturgeschichte zu geben ist.
Ich mag die Sache ansehen wie ich will, es gibt mir kein verächtliches, kein lächerliches Bild, wenn ich mir unsern feurigen Schwaben vorstelle, wie er mit seiner stets tapferen und anstelligen Hand ein deutsches Gemeinwesen mitregiert. Ja, schon sehe ich ihn an der Spitze der Regierung, denn Schillers Haupt, leider den Junkern nachstehend, muß unter freien Bürgern ein Oberhaupt werden. Schiller als Bürgermeister einer freien deutschen Reichsstadt hätte sich sicher nicht schlechter ausgenommen, als an der Schwelle eines kleinen Fürstenhofes, an dem er erst nach zehn oder zwölf Jahren hoffähig wird.
Und weil wir von einem kranken Mann sprechen, so vergessen wir schließlich auch Klima und Ortslage nicht! Schweinfurt, an den milden Ufern des Mains, zwischen den Weingärten von Würzburg und den Hopfengärten von Bamberg, konnte einem schwachen und kränklichen Körper das schwere Erdenleben wohl um einen Grad leichter gemacht haben, als der kalte Tonboden von Weimar, nördlich des Thüringer Waldes. Aber welch ein Gedanke, wenn es möglich gewesen wäre, Schillers Leben nur um ein einziges Jahr zu verlängern!
Schon Schiller hat das Angebot der Stadt Schweinfurt zu sehr in dem falschen Lichte des »Literaten« gesehen, was ich aber leise, fast gar nicht betonen will, weil politischer Indifferentismus, schon im Großen, wie viel mehr im Kleinen, nun einmal der Charakter seiner Zeit war. Diese Phase inzwischen glaubt man überwunden zu haben, man ist »positiv« man hat ein reales Verständnis für »Volksleben«, man treibt »gesunde Politik«, man geht dabei sehr »concret« von der Gemeinde aus, man verehrt ganz besonders »das deutsche Bürgertum« und den »Kern«, womöglich den »sittlichen« Kern des deutschen Bürgertums! Wenn nun trotzdem von Buch zu Buch die Literaten einander nachschreiben, daß sich das kleine Schweinfurt ihrem großen Literaten gegenüber lächerlich gemacht hätte, so fürchte ich sehr, die literarische Wertschätzung des deutschen Bürgertums schwebt doch noch mehr, als es soll, in der Luft, in der abstrakten Literatenluft und sitzt gar nicht so fest und ernsthaft im Herzen, wie dieselbe Sache z. B. ein englischer Aldermann empfände. F. K.

DER WITZ »Ich glaubte das zweite Stockwerk hier zu Lande nicht so hoch«, sagte der Abbé de la Marre, den zu Prag ein übelgelaunter Ehemann auf die Straße hinabstürzte, dann tat er seinen letzten Seufzer. Die Zeit liebte die Bonmots der Sterbenden, sie liebte den Witz in jedem Betracht. Mit unersättlicher Wollust gefiel sie sich darin, seine Arten zu unterscheiden. Gott weiß, wie viele in den ledernen »Bievriana« aufgezählt sind. Der Witz ist Tyrann und Poinsinet

»le mystifié«, der zuletzt gar ertrinken mußte, sein verlachtes Opfer. Schattenlos waren jene Geister wie Chamissos Schlemihl, der »selbst mit dem besten Willen nicht den Rausch aus dem Kopf ins Herz zwingen« kann. Fremd war ihnen die Heiterkeit des schlummernden barberinischen Fauns, der großen Gebilde. Die Silhouette ist ihr Fall, das scharfe Licht des Hogarth, das Skurrile, wovon der »Tristram Shandy« erfüllt ist, die Skepsis. In ihren ärmeren Provinzen ist diese das Magistertum, womit Wieland, der neue Lukian und Ariost, die Deutschen ergötzt hat, oder Lichtenbergs Freude an der Entzauberung der Schwärmerei. In den höchsten Äußerungen, denen der Franzosen, glänzt der Esprit mit einem Glanze, der alles durchdringt. Seinen Ursprung hat er bei dem ehrlichen Montaigne, einem Graubart mit langer Nase und schiefem Blick, der im Bürgerkrieg sein Schloß nicht verrammelte, den groben Kumpanen zugeneigt war und ⟨wie das Emerson faßt⟩ gern von seinem Haus berichtete, seinen Scheuern, seinem Vater, seinem Weib, seinen Pächtern, seinem dürren kahlen Schädel, seinen Messern und Gabeln. Er hatte die Alten gelesen, verlangte nicht nach dem Jenseits und war gewillt, dem Tode zu parieren. Auch vom Herzog de la Rochefoucauld lernte die Schule der Skeptiker, dem halbblinden Frondeur, und von Jean de la Bruyère, der dem Witz in der unruhigen Gesellschaft Tribut zollte: »C'est créer que de railler ainsi et faire quelque chose de rien«. Doch erst als das achtzehnte Jahrhundert dem Zenith sich näherte, ist das Pandämonium des Witzes entfesselt, beginnt die unbeschränkte Grausamkeit des nach Leben gierigen Geistes. Er wird geschwächt als im Hôtel de Tours zu Paris, in der kleinen Rue du Paon, gegenüber einem Brunnen und einem Obstladen, der schwindsüchtige junge Offizier Marquis de Vauvenargues eine verwahrloste Stube mietet, als in seiner Maxime: »Habe Seele!« Pascals Schmerz wieder lodert. Und vollendet ist der Zusammenbruch als Beyle, dem Tapfersten, Duclos »zu kalt« erscheint, als ihn Mozart zu Tränen rührt und das Läuten der Glocken.

Nachher gab es den Witz aus verborgenem Gefühl. Freien, schwebenden Sinn, der das die Empfindung Zerreißende überwinde, hatte er für Goethe bedeutet. Aber schon Friedrich Schlegel muß die Kraft des Witzes lyrischer beschwören: »Wenn man nicht scherzt und tändelt mit den Elementen der Leidenschaft, so ballt sie sich in dicke Massen und verfinstert alles.« In der Rolle des Amuseurs rief Heine auf dem Seinedampfer: »Fürchten Sie nichts, meine Damen, wir stehen unter dem Schutz des Gesetzes«, verglich er Frau K. einem Pantheon, drin große Männer ruhen, sagte er dem Arzt, er habe keinen Geschmack wie Herr Scribe und starb er, einem de la Marre ähnlich, mit der Sentenz von Gottes Métier zu verzeihen. Aber an Wohlwill schrieb er: »Mein Leben war brütendes Versinken in den düstren, nur von phantastischen Lichtern durchblitzten Schacht der Trauer-

welt; mein äußeres Leben war toll, wüst, zynisch, abstoßend, mit einem Worte: ich machte es zum schneidenden Gegensatz eines inneren Lebens, damit mich dieses nicht durch sein Übergewicht zerstöre.« Renan war ein Curé, dessen Mund leise Zynismen sprach, während seine Augen um das Glück des Unendlichen bettelten, der Entlarvte aus den »Huit jours chez M. Renan« von Barrès. In Mérimée, dem abgehärteten Causeur, war die Scheu lächerlich zu werden. France hat die geduckte List des Epigonen, der zu Jaurés übergeht. Die stärksten Meister verraten ihr schlechtes Gewissen, in einer Welt Geist zu haben, deren Drang Zolas Tagesordnung: »L'homme de génie n'a jamais d'esprit« kennzeichnet, und die Becque oder Barbey als Sonderling haßte.
Die Gegenwart hat die Schriftsteller zu Domestiken des Publikums erniedrigt, den Witz zum Gewerbe. Sogar Oskar Wilde, das Schreckenskind, ist nicht ohne den verstimmenden Hintergrund zu denken, nicht ohne den Punch, den er einen Beweis für das Überleben des Thersites genannt hat. Daher die Exzentrizität von Oscars Solonummern, etwa jenes Spaßes aus Branntweinkneipen in Texas: »Man bittet auf den Klavierspieler nicht zu schießen, da er sein möglichstes tut«. Daher der Rekord: »Oscar at Breakfast! Oscar at Luncheon!! Oscar at Dinner!!! Oscar at Supper!!!!« und der irreparable Ruin unter dem Namen von Maturins und Balzacs Melmoth. Das Feld behaupten die Lustspielschreiber, die jetzt Wildes Komödien folgen wie früher dem Raisonneur Dumas, und die ewigen Vaudevillisten. P. W.

DER BILLIGE SIEG DER FREUDE. Im Vorwort sagt Baron Gleichen-Rußwurm, der Verfasser dieser unter dem Titel »Sieg der Freude, eine Ästhetik des praktischen Lebens« gesammelten Feuilletons, wie er Befriedigung darüber empfinde, daß die einst (von ihm) von einsamer Warte aus verfochtenen Gedanken nun als Gemeingut einer großen Menge angehören. Die also ausgezeichneten besonderen Gedanken betreffen die »Schönheitsfreude, die heute überall kräftige, vielversprechende Knospen treibt«, das »sich Ausleben in harmonischer Schönheit«, wie die »reine Form edel und hehr berühre«, wie »in den Grenzen der schönen Linie nicht Störendes Raum findet«, wie es »vielleicht keine allzukühne Hypothese sei, daß die Liebeswahl sich im Grunde wenig nach moralischen Gesichtspunkten richtet«, wie »in südlichen Ländern der Mensch glühend sinnlich sei und in gemäßigteren Zonen die Sinnlichkeit mäßiger werde«, wie »der Kunst die verantwortungsvolle Aufgabe zufalle, in allgemeinen Rechts- und Sittlichkeitsfragen das letzte Wort zu sprechen«, wie wir »fortbauen und vervollständigen müssen an den philosophischen Systemen des 19. Jahrhunderts«, wie »häßlich« die Fabrikschornsteine und »fürchterlich« die Reklameplakate seien — und derlei Wallungen

eines freundlichen sinnigen Gemütes mehr, was sich der Autor als Gedanken schmeichelt. Man merkt, dem Verfasser ist das Leben nie schwer gekommen, so nimmt er es auch leicht und konstatiert rasch einen »Sieg der Freude«. Journalartikel dieser Art zählen nach Tausenden; es gibt schon Bücher einer »Lebens-Kunstbibliothek«. Es ist ein Bedürfnis danach, aus gleicher Unruhe entspringend wie jene, der die Bücher mit den Titeln: »Wie werde ich energisch?« »Wie habe ich Erfolg?« entsprechen wollen. Phrasen und Gemeinplätze sind die einzig mögliche Antwort auf das dem Frager selber unklare Fragen einer glaubenslosen, entgötterten Zeit mit sogenannten ästhetischen Palliativen. Jemand sagte mir: »Nur wenn heute Bücher wie dieser Sieg der Freude gelesen werden, können wir hoffen, daß die Söhne dieser Leser einmal unsere Bücher lesen, wenn wir ganz alte Herren sind. Slowly, slowly!« Stellen wir also dieser heutigen Zeit das Zeugnis aus, daß sie Schriften vom Range derer eines Hofmiller, Borchardt, Bahr, Meier-Gräfe, Rathenau, Weigand, Wiegler, Kassner, Chesterton, Gourmond zu ignorieren, ja zu verachten hat, da sie erst für die liebenswürdige Nichtigkeit und Schönrednerei Gleichen-Rußwurms reif ist, die nun, wie der Autor selbst versichert »als Gemeingut einer großen Menge angehören«, gleich wie Reformkleid, Reformtanz, Toteninsel in colorierter Photographie, Jugendstil, Buchschmuck und andre hübsche Sachen. F. B.

AUS EINER SCHRIFT: HOFMANNSTHAL UND DIESE ZEIT; VON FRANZ BLEI.

Soll man der Lust, die Kunst in ein Theorem zu bringen, nachgeben? Liegt nicht der Schluß nahe, daß die absolut gültige Erklärung und gesetzmäßige Deutung einer Erscheinung bedeutet: diese Erscheinung aus der Welt schaffen? Die Lust am Erklären ist unsere Düperie, vielleicht aber auch eine Form unserer Erhaltung. Der Unzulänglichkeit aller unserer Aufstellungen sind wir uns doch stehts in Grenzen bewußt. Wir wissen: nichts in der Welt ist bis jetzt erklärt worden, und so ist alles lebendig wie am ersten Tag. Denn was wir ein Gesetz nennen ist nichts als die gute kürzeste Beschreibung eines unter bestimmten Umständen immer Wiederkehrenden; wir sagen: ist dies, so ist zugleich damit auch dies. Ist das Erklärung? Doch die Lust besteht gegen glücklichere Einsicht. Vielleicht ist sie, da sie so stark im Fleische ist, eine Individualbehauptung gegen Eindrücke, denen man anders völlig erliegen müßte. Wie man Kindern den Schrecken vor dem Donner nimmt, daß man ihnen das Geräusch »erklärt«. Erklärt man es? Man gibt ihm eine Begründung, nicht plausibler als jene, die sich die Phantasie des Kindes glücklicher gab, denn es hatte beim Schrecken ein Erlebnis. Vielleicht gibt es Eindrücke, denen man erläge, parierte man sie nicht mit einer Erklärung, die nichts als plausibel sein will. Ich bin überzeugt, daß es Menschen gibt, welche die Kunst hassen; und dieser Haß kann so stark werden, daß sie die Kunst zu docieren anfangen — nunc erudimini — und sagen: so ist es, so soll es sein, dies ist die Schönheit, das die Kunst, so sind die Regeln. Danach müßte man lernen können, die Schönheit zu empfinden, ja mehr noch: sie zu schaffen. Ästhetik als eine Lehre vom Schönen wie der Schulausdruck heißt wird immer ein reizvolles Feld spekulativer Spaziergänge bleiben, die nur nie anderswo hinführen als zu des Denkers Anfangswert als Ausgang. Denn Philosophien beweisen nur für den Philosophen und verbindlich sind sie nicht einmal immer für ihn. Vielleicht könnte man mit mehr Nutzen, der in einer Säuberung der Geister bestünde, eine Ästhetik als Grenzbestimmung denken: wenn wir auch nicht wissen können, wo die Schönheit wohnt — das Geheimnis des Dichters schließt das Geheimnis der Schönheit konzentrisch ein —, so vielleicht, wo sie nicht wohnt. Wir müssen ja doch immer denken, daß sich das Große nur in seltenen Fällen inkarniert: im Heiligen, im Helden, im Denker, im Dichter. Und daß wir mit den Erfahrungen des gemeinen Lebens allenfalls mit diesem leidlich fertig werden, aber doch keine so erworbene Kenntnis als irgendwelches Maß an das legen können, was uns eben durch seine Ungewöhnlichkeit erschüttert. Die beste Kenntnis napoleonischer Schlachtpläne sagt mir, daß er ein Feldherr, aber nicht, daß er dieser Feldherr war, ganz

abgesehen davon, daß mich diese Plänekenntnis nicht einmal zu einem Feldwebel fähig macht. Wir exzellieren in der Kenntnis des Allgemeinen, weil wir da nicht verantwortlich uns fühlen, wir suchen diese Kenntnis, um uns damit im Leben zu fixieren, aber wir merken diese Düperie vor dem Besonderen, es sei denn wir sind in dem Maße ohne Ehrfurcht, daß wir, wie das allerlei Leute tun, das Große auf das Niveau unserer Kleinheit herunterkriegen, ohne zu merken, daß es uns längst entwischt ist, da wir es anfaßten, ja daß es überhaupt nie bei uns war.

Die Beschreibung, die Richard Avenarius, mein außerordentlicher Lehrer und Freund, vom Philosophieren gab als: Denken der Welt nach dem Prinzipe des kleinsten Kraftmaßes, — könnte sie nicht auch zur Beschreibung des künstlerischen Schaffens tauglich sein? Um mehr als Taugliches kann es sich ja nicht handeln, wo sich Teile dieses Komplexes Dichten in Tiefen und Höhen verlieren, nicht wahrnehmbar dem Verstande und ganz erfaßbar nur wieder dem dichterischen Menschen, der eine Welt in einem bildhaften Gedanken erfaßt, den sein Denken nie hätte denken können im rechten Ablauf. Daß man also sagen könnte: Dichten ist Denken der Welt im Bilde ⟨Gebilde⟩ nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes. Die Kunst ist presente Ewigkeit. Den Dichter eignet und seine heroische Anstrengung ist, das Zeitlose in und aus seiner Zeit zu geben. Jedes Dichtwerk wird es auszeichnen, ja man mag es daran erkennen, daß — sei auch nur ein Stück der Welt im Bilde gezeigt — das Ganze der Welt in ihm present ist. Und es wird sich dies in dem Prinzipe des kleinsten Kraftmaßes ausdrücken, als welches durch die Form, d. h. »die Notwendigkeit, die der Dichter gebietet« ⟨Borchard⟩, sichtbar wird, also daß dem Dichter Denken und Form ein gleichzeitig und primär gegebenes sind: sein Denken der Welt im Bilde ist ihm nur in dieser Form mitteilbar, die eben dieses Denkens höchste Präzision und größte Deutlichkeit gibt. Der Dichter weiß nichts von dem, was dem Dilettanten und dem kunstfremden Ästhetiker eigentümlich ist, welche beide von Stoffwahl und Formwahl reden. Der Novellist folgte dem Gesetze als er die Novelle, Shakespeare folgte ihm, als er den Romeo dichtete. »Stoffe« gibt es nur für den Undichterischen und »Formgattungen« nur für den Historiker. Es gibt kein formloses Dichtwerk, denn alles Formlose ist ohne den innewohnenden Geist, der gleichzeitig sieht und ausdrückt. Zu bemerken: diese Trennung von Form und Geist und die Anwendung solcher Trennung in der Kritik ist nie von den Dichtern veranlaßt worden, sondern von ihren Nachahmern, den Talenten, den Rednern, den Virtuosen, und wird immer in Zeiten den wesentlichen Bestand der Kritik ausmachen, die keinen oder nur einen Dichter aber ein Heer von Nachahmern haben.

Die Ordnung und den Sinn in der Welt zu suchen ist dem Wohlbedürfnis eines jeden Menschen eingeboren, denn er braucht Festigungen zur Behauptung seiner Existenz: er braucht die Fiktion einer festen Grundlage. Die Anstrengung nach solchen Festigungen wird wachsen je bedrohter diese — geistige — Existenz ist, d. h. je größer die Welt ist, die der Mensch in den Bereich seines Denkens einbezogen hat. Er muß sein Leben sinnvoll wollen und kann so nicht in einer sinnlosen Welt leben. Er erforscht sie als Gelehrter, er deutet sie als Religiöser, er denkt sie als Philosoph. Aber Forschungen, Deutungen und Denkungen fallen hin, weil sie sterblich sind, fallen wieder in das Chaos der Welt hinein, vermehren es: bleibend ist nur der Begriff der Forschung, der Religion, des Denkens, nicht seine menschliche Variation als vermeintlich definitive Lösung und Antwort. Das Dichtwerk aber zeichnet es aus, daß es bleibend ist als Begriff sowohl wie als Variation. Der Sinn und die Ordnung, die das bildhafte Denken der Welt dieser Welt durch den Dichter gibt, bleiben bestehen. Vielleicht weil seine scheinbar persönlichste Ordnung die im Wesentlichen Unpersönlichste ist: es ist das Paradox des blinden Sehers. Er k a n n sich nicht nur im Werke vergessen, er vergißt sich völlig im ihm; dieses sich im Werke vergessen ist Bedingung seiner Existenz. Er wirft sich in die Welt und allsofort entsteht Ordnung. Denn Ordnen der Welt ist nicht sein Wille oder seine Absicht oder seine Verzweiflung oder seine Eitelkeit oder sein Mitleid, sondern ist seine ihm eingeborene Leidenschaft. Der Dichter ist Friedenstifter unter Streitenden, Streiterreger unter Faulen, ist Frage und Antwort, ist der lösbare Widerspruch, ist böse und ein hoher ethischer Wert — er ist nicht dies oder das, sondern alles das: er enthält alle Gegensätze der Welt auf die Spitze getrieben und unvermengt, denn er ist diese ganze Welt, der er die Ordnung gibt durch sein Leidenschaft gewordenes Denken dieser Welt. So gibt es gegen seine Ordnung keine Berufung, denn es fehlt die höhere Instanz, als welche nur ein zu den Menschen sprechender Gott wäre, der Erfinder dieser Welt. Aber Gott wäre des Dichters Fürsprecher und niemandes sonst. Denn keiner als der Dichter ist so Eins mit Gottes Schöpfung, erfüllt so wie er das primäre Eine, stellt es in jedem seiner Werke aufs Neue vor, Schöpfer und Geschöpf in Einem. Gott schuf die Welt und erklärte sie nicht; der Dichter erschafft die Welt und erklärt sie nicht. Er löst kein Siegel vom Geheimnis, aber er schließt das Geheimnis ein: Er verwahrt das Ganze der Welt im Gleichnis. — —

Es ist nichts dagegen zu sagen, wenn einer das Gedicht nach ethischen Gesichtspunkten wertet, etwa weil es belehrt oder weil es erhebt oder weil es Ruhm oder Geld einbringt oder weil es den Dichter glücklich macht. Alles dies mag zur ersten

Wertung ⟨zur rein imaginativen⟩ hinzukommen, wird diese aber nie bestimmen. Diese erste Wertung betrifft nichts sonst als das Gedicht, und das Gedicht ist Selbstzweck. Andere Zwecke, seien sie nun beim Dichter ⟨im Schaffen⟩ oder beim Leser ⟨im Erfahren⟩, minderwerten das Gedicht, verringern seine Qualität. Da das Gedicht wie jedes Kunstwerk weder Kopie noch Stück der bekannten Welt, sondern eigene Welt ist, so ist es auch völlig unabhängig von den Gesetzen dieser bekannten Welt: diese vergessen muß wer sich in die Welt des Gedichtes begibt. Welchen Rang das Gedicht, die Kunst im Ganzen der Welt einnimmt, ist weiter nicht zu entscheiden. Nur denen, die in den Journalen von den Ästheten als von Monstrositäten schwätzen, um sich bei einem guten Bürger beliebt zu machen, sei gesagt, daß es nie jemandem eingefallen ist, die Kunst an die Spitze der menschlichen Güter zu stellen und als deren einzig gültiges Wertmaß zu behaupten. Wenn wir der Kunst im Kreise der menschlichen Erfahrungen die stärkste synthetische Kraft zuschreiben, so ist damit noch gar nichts über den Rang ausgemacht: Menschen und Völker können die Kunst entbehren durchaus, ohne um das Leben betrogen zu sein. Nahe dieser unsinnigen Vorstellung vom »Ästheten« steht diese andere karikaturale Auslegung des Satzes von der Kunst als Selbstzweck, wie sie eilfertige Journalisten aus dem Umgange mit schlimmen Dichterkollegen gewinnen: daß nämlich dieser Satz die Kunst vom Leben entfernen, ja von ihm trennen wolle. Darauf ist zu sagen: Kunst und das Leben wie es gemeinhin verstanden wird treffen einander nie, wenn wir auch eines durch das andere genießen, das eine um des andern willen lieben. Denn beide führen eine völlig verschiedene Existenz, wirken ganz verschieden auf uns. Vom Dichter her etwa so gesagt: Was Goethe wußte und was Dante litt – dies ist an sich dichterisch wertlos und wird Wert nur dann, wenn es als eine Qualität der Phantasie sich äußert, das heißt als Gedicht. Vom Leser her: was er so Leben nennt, die Summe seiner irgendwelchen Erfahrungen, das ist nur auf eigene Gefahr des Lesers an das Kunstwerk hinzubringen, denn er kann so von außen ⟨und sein Leben ist dieses Außen⟩ nicht an das Gedicht ohne es sofort für sich zu vernichten. Und damit ist die dritte Redensart in den Kreis getreten, mit welcher und den beiden andern was heute so in Kritisieren sich übt das Um und Auf seiner literarischen Wirtschaft bestreitet: das Zerrbild vom »reinen Formalisten«, dem der Inhalt nichts, die Form Alles, das Was gleichgültig, das Wie allein bedeutend ist. Mit diesem Zerrbild hat der es braucht leicht gewonnenes Spiel. Der gemeine Zeitungsleser sieht sofort und sehr verstimmt ein, daß diese Formalisten nichts geringeres von ihm verlangen, als alles aufzugeben, was ihn überhaupt an den Künsten interessiert: das ihm so familiäre Gegenständliche. Der Gute soll, wird ihm von seiner Zeitung als Forderung der »reinen Stilisten« gesagt, einen Rembrandt wie einen Teppich ansehn,

den Faust als kunstvolle Folge sonst weiter meinungsloser Worte lesen. In einem ernsteren Zusammenhange wird das wesentliche von der Einheit gesagt werden: hier stehe nur die Auseinandersetzung mit den zeitüblichen Mißverständnissen, Punkt für Punkt und nichts so töricht befunden, um nicht darauf zu erwidern und den Fall auf das Niveau leichtesten Verstehens zu bringen. Da ist also einmal der Gegenstand des Gedichtes ‹wir sagen Gedicht: es gilt für jedes Kunstwerk›, ablesbar etwa im Titel, z. B. An eine Aeolsharfe. Was dem Leser, der das Gedicht noch nicht kennt, bei diesem Titel einfällt — das Gegenständliche — hat mit dem Gedichte gar nichts zu tun; es bleibt immer und ganz außerhalb des Gedichts, im gemeinen Leben. Die Aeolsharfe gehört hier ausschließlich Mörike: der Gegenstand, d. i. was der Titel dem Leser suggeriert, ist also nie der Inhalt des Gedichtes. Der Inhalt des Gedichtes ist: das Gedicht. Was der Leser als den Gegenstand des Gedichtes vermeint, seine vom Titel suggerierten Gefühle, Meinungen, Ideen, das hat mit dem Gedichte und seinem Werte gar nichts zu tun, bestimmt es in gar nichts. ‚An eine Aeolsharfe' kann über tausend Gedichten stehen. Man hört von einer »poetischen Würdigkeit« eines Gegenstandes sprechen aus dem gleichen Irrtum heraus, als ob der »Gegenstand« mit dem Gedicht was zu tun habe. Denn ob das Gedicht »An Gott« heißt oder »Auf einen verreckten Hund« ist für den Wert der beiden Gedichte ganz gleichgültig. Das vom vermeintlichen Gegensatz von Gegenstand und Form. Nun der Gegensatz von Inhalt und Form. Die einen solchen Gegensatz behaupten kennen ihre Erfahrung vor einem Gedichte sehr schlecht, denn sie stellen zwei Erfahrungen fest: eine welche den Inhalt, und eine andere welche Wortfolge, Ton, Reim, Rhythmus betrifft. Oder in den Versen:

Im holden Tal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah,

einmal die Erfahrung eines holden Tales und schneebedeckter Höhen und dann die Erfahrung irgendwelcher unverständlicher Worte oder eines rhythmischen Schemas haben. Tatsächlich wird aber das eine im andern erfahren oder überhaupt nicht. Man skandiere genau nach dem Schema einen Monolog des Faust, nur auf Hebung und Senkung bedacht: es müßte das nach der Meinung jener, die Form und Inhalt trennen, ein Genuß sein! Man lasse sich doch ohne japanisch zu kennen, japanische Gedichte vorlesen: es muß ein Genuß sein! Es ist aber gar nichts als blödes Geräusch. Was nach der ersten einheitlichen Erfahrung des Gedichtes irgendeine Analyse, eine Kritik oder auch nur eine Erinnerung mit dem Gedichte tut, kann die erste Erfahrung des Gedichtes, also das Gedicht, nicht ändern oder bestimmen. Und wer kritisch von der »Form« spricht wird immer gleichzeitig damit auch vom »Inhalt« sprechen: denn beides ist identisch und ist dies nicht zufällig, sondern wesentlich,

in allen Künsten. Wer Gegenstand und Form, Inhalt und Stil unterscheidet – und die Unterscheidung ist möglich –, der unterscheidet außerhalb des Gedichtes. Man kann – und man wird das immer tun – vom Charakter des Mephisto oder des Hamlet etwa sprechen, losgelöst von deren Stil – man kann so sprechen, aber nicht so denken. Denn die Einheit ist dem Kritiker immer gegenwärtig und sein Bemühen geht höchstens dahin, die Erfahrung dieser Einheit zu vertiefen und reicher zu machen. Der vom Charakter des Egmont spricht und auf dem Gegensatz von Form und Inhalt besteht, der wird alle Worte des Egmont und der andern, wird den ganzen Egmont immer gegenwärtig haben müssen: – die Worte! Nichts als die Worte! Denn alles andere, was er beibringt, von Goethe biographisch oder von sich biographisch oder von Egmont historisch – das steht außerhalb des Egmont, nicht in ihm. Was die sogenannte Form, was der Stil für sich sein mag – in willkürlicher und immer so bewußter Zerbrechung der dichterischen Einheit – das zu untersuchen kann dem Einen und Andern Anlaß sein. Er wird aber nicht sonderlich viel über ein paar Gemeinplätze hinaus finden. Denn wie in der ersten Erfahrung eines Gedichtes nie die »Form« an sich selber und der »Inhalt« an sich selber gewertet wird, so wird auch die spätere bewußt willkürliche Trennung durch den Kritiker immer schnell wieder in die primäre Einheitserfahrung zurückfallen, meist ohne daß er es merkt; oder der Kritiker führt ein Skelett auf eine steinige Halde und versucht sich einzureden, es fresse das saftige Gras, wo weder Fraß noch Fresse ist. – »Was meint das Gedicht?« lautet immer die Frage im Gefolge der ersten falschgesetzten Antithese von Form und Inhalt. Was ein Gedicht »meint«, das ist immer nur mit dem Gedicht zu beantworten, nicht und nie anders. Auch jede Übersetzung gibt immer nur ihre »Meinung« über den originalen Dichter, nie diesen Dichter selbst; denn was der »gemeint« hat, ist nur mit seinen Worten in seiner Sprache zu sagen. (Borchardts Dante und Schröders Homer sind durchaus Gedichte von Borchardt und Schröder). Die Unerklärbarkeit eines Gedichtes in andern als des Dichters Worten: dies wird ein Gradmesser der künstlerischen Vollendung sein. Wer will die »Meinung« von »freudvoll und leidvoll« anders sagen als mit dem Gedicht? Wer will anders als eben mit den Versen sagen was der göttliche Virgil in den Versen gibt:

Tendebantque manus ripae ulterioris amore –?

Die Theoretiker und die Leute vergessen den Dichter. Dem sagt auch erst sein Gedicht was er« meinte«. Wüßte er das so vollkommen zuvor, er hätte keinen Grund mehr, das Gedicht zu schreiben. Das Kunstwerk meint nichts sonst als sich selbst, und diese Meinung kann nur in der Sprache des Kunstwerks gesagt werden, wenn wir auch allerlei anschleichende Worte haben und es uns damit auch oft fast gelingen mag, Künste der Töne und des Lichtes in Worten zu beschreiben. – Die Theoretiker und die Leute nötigen das Gedicht in die Erfahrungen

ihres Lebens leichthin, nach Getetzen dieses ihres Lebens, die auf das ganz andere Leben des Kunstwerks gewandt allen Sinn verlieren, und so gehen die so tun auch des Kunstwerks verlustig, ohne daß ihnen dieser Verlust ein Zuwachs zu ihrem Leben würde. Viele, die meisten, die man mit dem Namen Dichter auszeichnet, sind solche Leute. Aber ihre Manufaktur darf kein Beispiel für das Gedicht abgeben. Daß sie was sie ihr Gedicht nennen auf dem gleichen Wege, von der Form her oder vom Inhalt her, gewinnen, den der Gedichtleser geht, der vom Gegensatz von Stoff und Form faselt, dieses generale Zusammentreffen der Massen wird den der Masse dienenden Schreiber immer auf dem Platze finden, auch seinerseits weiter von dem »bloßen Stilisten« und vom »lebensvollen Dichter« die Kosten seines Unterhaltes tragen zu lassen — wie es Euch gefällt.

Ein ungefüges Bastardprodukt, aus Novelle und Biographie geboren und an den Dialogen der Philosophen genährt, nennt Dehmel den Prosaroman, und es wird stimmen. Mehr als irgendsonst in der Kritik der Dichtkunst werden sich dem Romane gegenüber »Leben« und »Wirklichkeit« als kritische Maßstäbe zu behaupten suchen und werden hier eben darum weniger Verwirrung anrichten als sonst, weil der Prosaroman keine ganz reine künstlerische Stilform, kein spontanes Gleichnis, sondern dies Mischprodukt aus Novelle, Biographie und philosophischem Dialog ist. Zeiten haben typische Formen ihres Berichtes. Eine Zeit hatte die Novelle, eine andere das Drama, diese Zeit hat den Roman. Der Roman hat die Subjektivität der problematischen Meinungsäußerung eines Menschen, der berichtet; er findet alle Dinge bezeichnend und alle Personen interessierend; und seines geduldigen Verfassers Bestreben geht dahin, die Illusion der Wirklichkeit hervorzurufen, was er damit am sichersten zu erreichen meint, daß er nicht nur das völlig ausschaltet, was er selber etwa zum Leben zu sagen hat, sondern daß er sich noch dümmer stellt als er wirklich ist, um nur ja diese gewisse Routine gemeinen Lebens zu erreichen. Die Routine des Lebens: es ist verständlich, daß die geläufigste Form heutiger Mitteilung der Roman ist. Das Drama war sie für die elisabethanische Zeit. Shakespeare würde heute die Romane von Meredith schreiben.
Es ist nicht Befolgung einer Doktrin, was den heutigen, nichts als »objektiven« Roman, den Roman mit der Wirklichkeitsillusion dazu macht, was Borchardt anonym nennt. Daß jeder der heutigen gemeinen Romane von jedem geschrieben sein könnte und in diesem gewöhnlichsten Sinne subjektiv ist, mag darin Grund haben, daß sich in eine vermeintliche Doktrin, die ja ein Nachher ist, mehr als gerne der begibt, der in der Tat nichts zu dem von ihm berichteten Leben zu äußern hätte, weder wie es ihm wert ist noch wie es ihn besonders erregt. Dieser Romancier kennt

nichts als Geduld und Fleiß: er versucht sein Bestes, das was er beschreibt plausibel unterzubringen. Er entäußert sich sogar gerne seiner eigenen Sprache und muß es, da er ja auch keine eigene Vision hat; er läßt so die Dinge reden, wie sie daherkommen. Die Routine des Lebens in seinem Roman ist die Routine des Lebens in seinem Leben: bewegt sich in der gemeinen Subjektivität, ganz gegenteilig fern von jener kosmischen Subjektivität des Dichters, die das All und das Ich identifiziert.

Das Bastardprodukt des Romans hat aber doch nicht Eltern und Erzieher, die aus der Kunst fallen. Er ist weder durch seine Gattung noch durch seine Technik schon ein Werk der Kunst, so wenig, wie was sich reimt, deshalb schon ein Gedicht, was in Akte geteilt deshalb schon ein Drama ist. Wohl aber kann ein philosophischer Dialog, kann eine Biographie ein Kunstwerk sein – wie anders wollte man einen platonischen Dialog, eine Plutarchische Biographie werten? Wie anders eine Rede des Demosthenes? Und sind ein Kunstwerk nicht die Juniusbriefe? Das Kunsthafte nur in der Gattung oder in technischen Prozessen zu sehen ist Willkür. Kunst verträgt sich durchaus mit Tendenz, mit Nützlichkeit, mit Theorie, mit Politik. Ein Pamphlet kann ein Kunstwerk sein. Den Roman als ein Bastardprodukt etwas außer die Kunst stellen bedeutet, Kunst ganz willkürlich auf Gattung und Technik beschränken. Wo es sich ja nur darum handelt, ob dem von der Leidenschaft Erwählten der stärkste formale Ausdruck gegeben ist. Irgendein gleichgültiges Geschreibe, das sein Verfasser einen Roman nennt, weil er darauf die Konventionen einer Gattung und einer Technik verwendet, ist nie ein mißglücktes Kunstwerk. Was vom Anfang an, gewissermaßen vom Fleische seines Urhebers her nichts war als Aneignung einer Konvention ist weder ein Kunstwerk noch ist etwas mißglückt. Die Leistung sinkt nur völlig wieder ins gemeine Leben zurück, weil sie in keinem Betracht ein Anderes als dieses Leben bedeutete. Der Künstler folgt nur scheinbar den Konventionen einer Gattung und einer Technik: Tatsächlich erschafft er sich jedesmal Gattung und Form primär, aus seinem Leidenschaft gewordenen Denken heraus, das in Maß und Regel höchste Steigerung erfährt durch die darin selbstgesetzten Schwierigkeiten. Die in Überlegung von Gattung und Technik mit nichts als mit Geduld und Fleiß einer Konvention folgen (»Formwahl«, »Stoffwahl«) gleichen dem Anstreicher, der einem Brette mit Farbe und Pinsel das Ansehen einer Marmortafel gibt – man wird dieses Erzeugnis nicht erwähnen, wenn man vom Marmor spricht und auch nicht von ihm sagen, es sei ein mißglückter Marmor. Kein Mensch wird im Ernste den Trinkspruch eines Veteranenhauptmanns eine Rede, niemand die Rezension eines Zeitungsschmieranten eine Kritik, und nur die Verwandten des Verfassers werden eine in Konventionen des Reimes von sich gegebene Sache ein Gedicht nennen.

Und wenn das Drama in hundert großen Beispielen als Form feststünde, der Dichter des hundertundeinten großen Dramas würde sich die Form primär erschaffen, wenn sie sich nachher auch in nichts von der feststehenden Form unterschiede. »Nach den Regeln« schreibt der Dilettant, den richtigen Befolg der Regeln kritisiert der kunstfremde Dozent. So nur hat der Satz vom Zwang der Form, vom Primären der Form einen Sinn. Alles ist Form: das darf nur der Dichter sagen.
Was diese anonyme Literatur, die sich in die Konventionen der Kunstformen begibt, sonst bedeutet, hat Borchardt in seiner Rede vortrefflich gesagt: »Niemandem zu Liebe, niemandem zu Leide wirft die Literatur täglich den grenzenlosen Schwall leerer Möglichkeiten des Daseins aus, den wir gewohnt sind und zu vermissen die wenigsten unter uns bereit sein werden. Wo sie bekennt, geraden Weges unterhalten zu wollen und wo sie den albernen Anspruch an ihre Leistung knüpft, der den Ratschluß der Zeit nicht erbitten wird —, sie ist der gleichen, mäßigen und läßlichen Teilnahme sicher. Wir bedürfen, bedrängt von der nie aufgehobenen Wucht des Lebens, dieses Ausblickes auf gleichgiltige Schicksale. »Damit ist Wert und Geltung dieser Literatur durchaus und für immer bestimmt; sie scheidet aus dem Betrachte dieser Schrift aus und wurde in diesem Kapitel, wo vom Roman gesprochen werden soll, deshalb erledigt, weil sie sich in der Form des Romanes häufiger und deutlicher zeigt als in den andern Konventionen, deren sie sich in abnehmender Bedeutung ihres Nutzwertes nach Borchardts Beschreibung bedient. Je stärker und reiner die Kunstformen sind, die der Anonyme gebraucht, um so geringer wird der so beschriebene Mitteilungswert dieser Literatur sein — er wird sich im Gedicht kaum überhaupt feststellen lassen. — —

Daß mit des Dichters Denken der Welt nicht das praktische Denken des Alltags und dessen zur Philosophie aufgestutzte Derivate gemeint sind, braucht man wohl nicht erst zu sagen oder muß es sagen in einer Zeit der Überschätzung eines sogenannten exakten Wissenschaftsbetriebes, der philosophisch nichts anders ist als das in seinem Bereiche ganz nötige und berechtigte egoistische Denken: Subjekt — Objekt. Es mögen aber auch die Gegner dieser Exaktheit nicht meinen, es handle sich beim Dichter durchaus um einen Halluzinierten, einen Visionären, um einen »der nicht dafür kann«, wohin auch die pathologischen Erklärungen der Erscheinung gehören. Wäre es so, dann kündeten die Dichter eine andere Welt, fremd und unverständlich allen, die auf dieser leben; ihre Sprache wäre unmenschlich, ihre Gebilde pythisch. Der Dichter wäre von wo fremd her. So ist er aber im Vertrauten zu Hause: nur ist er immer verwundert davon. Er ist besonnen und ergriffen, weil er in jedem Einen das Ganze erkennt und erlebt und sich als einen

Teil dieses Ganzen. Zwei Verse von Byron enthüllen, selber in der Frage schwebend, das wundervoll Schwebende, Befreite, Große der dichterischen Welterkenntnis, die eine kosmische und keine einzeldingliche ist:

> Are not the mountains, waves and skies a part
> of me and of my soul, as I of them?

Dieses Eins sich Wissen mit dem Ganzen der Welt, das den Dichter auszeichnet, d. i. den Menschen auf der höchsten Höhe menschlicher Erkenntnis, dürfte der bis zum Aussprechenmüssen gesteigerte Zustand eines Menschen sein, wie wir ihn als ganz einfachen wohl etwa auf dem Lande lebend annehmen können: das Wesen des Dichters ist das gleiche dem Wesen dieses Einfachen und ist naiv. Das synoptische Sehen der Welt, das den Dichter eignet — so sieht auch der Einfache seine Welt: sich in ihr. — Anthropologische und soziologische Aufstellungen über den Dichter, wie sie O. Rank, ein Freud-Schüler in der geistreichen Schrift »Der Künstler« gemacht hat, werden, da sie nur von Teilerfahrungen ausgehen, den Begriff nicht bestimmen können, wie er mir zu bestimmen allein nötig erscheint: aus einem Weltbegriff. Die Pathologie Baudelaires ist so interessant wie die genau gleiche Pathologie irgend eines Herrn X: vom Dichter sagt sie nichts aus oder nicht mehr als der Hausmeister, der mir vom Dichter N. erzählt, daß er spät nach Hause komme und daß er ihm seine alten Kravatten schenke. Entweder fällt ein pathologischer Komplex ganz in die Ausnahme oder ganz ins Gewöhnliche — im ersten Fall fehlt die Analogie, die man zu einem Schluß braucht, überhaupt, im zweiten Fall ist alles Analogie, was wieder jeden besonderen Schluß aufhebt. Was menschlich Besonderes dem bestimmten Dichter eigentümlich ist, wird sich an Zügen seines Werkes manchmal erkennen lassen, nicht aber wird es bestimmen, daß das Werk überhaupt ist. Dafür muß ein Theorem vom Dichter sein und vom Gedicht, und nicht ein Typus aus den dichtenden Menschen gewonnen, der nichts sagt indem er alles vom Menschen mögliche sagt. Doch wird man den besonderen Charakter einer Zeit beschreiben müssen, wenn man von ihren Dichtern spricht. Denn die Dichter sind einer Zeit feinstes Organ, durch das sie sich mitteilt.

Die psychologische Kritik hat einen großen Meister gehabt und der war — es sei erlaubt, seine Methode auf ihn anzuwenden — ein kleiner Mensch. Im Journal der Goncourts heißt es von ihm: »Sainte-Beuve a vu une fois le premier Empereur. C'était à Boulogne: il était en train de pisser. N'est il pas un peu dans cette posture-là qu'il a vu et jugé depuis tous les grands hommes?« Nietzsche hat ihn aus verwandten, aber von ihm verworfenen und bekämpften Neigungen

heraus gehaßt, wie eben diese gleichen Eigenschaften in sich selber. Er nennt ihn einen Seelenausschnüffler, einen abgebrannten Dichter, der verbergen möchte, daß er weder im Willen noch in der Philosophie irgendeinen Halt hat und aus diesem Mangel eine Art Prinzip und Methode von kritischer Neutralität macht. Nennt ihn als Psychologen ein Genie der médisance, unerschöpflich reich an Mitteln dazu, feig, neugierig, gelangweilt und auf eine lebensgefährliche Weise lobend; instinktiv die Bekanntschaft mit Menschen von Unten und Hinten her suchend, wie die Hunde es untereinander machen. — An die Starken — Montaigne, Charron, La Rochefoucauld, Stendhal — kann er so schnüffelnd nicht heran, also liebt er sie nicht. Er hat seine Nase so nah am Objekt, daß er das wohl riecht aber nur mikroskopisch sieht. Sicher und mit dem Mut zu sich selber, mit der Lust an sich selber nur in den kleinen Dingen, wo ein feiner vernutzter Geschmack entscheidet. Sainte-Beuve war ein durchaus neues Talent, das gleichzeitig mit der Zeitung aufkam: er schrieb die ersten Zeitungsaufsätze. Auch seine Bücher wie Port-Royal sind nur eine Artikelserie und kein Geschichtswerk. Die psychologische Kritik Sainte-Beuves war zeit-, zeitungsgemäß und ist es noch heute, wo sie immer noch, wenn auch meist ohne Talent, weiter geübt wird. Es ist also kein historischer Exkurs, vom Meister der Gattung zu sprechen.

Die Prinzessin Mathilde nannte ihn einen Feminin und sein Haus ein Bordell. Ohne da sehr wählerisch zu sein, machte es seiner bockhaften Sinnlichkeit die Häßlichkeit seines Leibes doch schwer bei den Frauen, und er mußte früh jenes Talent der in dem Fall immer verlogenen Worte ausbilden, um auf dem krummen Weg durch das Ohr die Frau zu gewinnen, da er es auf dem geraden Weg durch das Auge nicht konnte. So wurde er aufmerksam auf das Wort und seine Wirkung; und das gab ihm etwas Anschleichendes, Verdecktes, Vorsichtiges. Als ganz den Frauen verfallener Mann war er neugierig und konnte nichts bei sich behalten, wenn seine Neugier einmal befriedigt war. Dann sagte er wohl entschuldigend: »le vrai critique n'a pas l'étoffe d'un héros«. Dann hatte er vier Jahre Medizin studiert: er hantierte sauber und mit Wollust das Werkzeug seiner Seelenanatomie. In dem reichlichen und ihm bis zur Manie nötigen Verkehr mit Frauen festigte sich noch eine Fähigkeit zu einer kritischen Potenz: diese vielfache Persönlichkeit des Dramatikers, der in seine Menschen »hineinkriecht« besaß er nicht, konnte sie nur geschickt markieren. Aber er lernte, sich mit den Persönlichkeiten, mit denen er umging, zu impregnieren. Er war ein Schauspieler, kein Dramatiker. Und er war wie alle Wollüstigen grausam mit Überlegung: er wartete geduldig auf den Augenblick, da er seinem Gegner eine Nadel in den Rücken bohren konnte. Dabei immer sehr liebenswürdig, sehr Fontenelle ohne dessen ironische Grazie, sehr Saint-Evremont ohne dessen runde Geschlossenheit. Denn sein Geist ließ nur

eine Relativität zu: jede seiner Arbeiten ist irgendwo offengelassen für eine neue Notiz. Was er seine kritische Methode nennt, in dem Aufsatz über Chateaubriand, ist erweiterter und objektiv gemachter eigener Zustand und der war: Jeder verheimlicht etwas, wie ich. Jeder ist danach neugierig, wie ich. Jeder sagt es, wenn er es weiß, wie ich. Als kritischer Standpunkt formuliert dann so: Der Mensch ist von seinem Werk nicht zu trennen; ich kann dieses nur beurteilen, wenn ich jenen kenne; (des Protagoras Satz vom Menschen als Maß aller Dinge.) dazu muß ich sein Verhältnis zu seiner Rasse in Vor- und Nachfahren studieren, Unterricht und Erziehung, die erste Gruppe seiner Freunde und Zeitgenossen, sein erstes Auftreten, seinen Verfall – von dem jeder betroffen wird – und dann: wie verhielt er sich zu den Frauen? Zum Gelde? Zur Natur? Welche Laster oder Schwächen? Welche Feinde? – Es ist außerordentlich, wie dies zeitlich und sich ergänzend zusammentraf: die Zeitung als Macht eines demokratisierenden Bürgertums und dieses kritische System eines Mannes, der sich zu den Proletariern der Geister zählte und dessen Aristokraten heimlich haßte, ohne Sinn war für die bildenden Künste, ohne Bedürfnis nach dem Komfort des Lebens; der sich vor der Macht des Kleinbürgers, der er war, beugte und vorsichtig um die Einflußreichen herumschlich, privat die vérité vraie liebte und öffentlich Rücksicht im Guten und Schlimmen nahm, ganz auf Berichtigungen und »Irrtum vorbehalten« eingerichtet war, da er nicht von einem festen Prinzipe ausgeht, sondern von einer immer nur vorläufigen Kenntnis dessen, was man von dem Menschen weiß. Er bildete seinen Geschmack zu Kritik aus. Er kostete und kostete mit seiner eigenen Zunge. Er hat keine Waage, denn seine zu zarten Hände hätten sie nicht halten können. Des Meisters kritische Methode lebt als die dem Zeitungswesen adäquate bis auf diesen Tag; daß sie, mehr als irgend eine an der Persönlichkeit haftend, die sie übte, heruntergekommen ist und nur bei den Armseligsten noch weiterlebt in Schelsucht, Flegelei, gemeiner Intimität und in Werturteilen wie: Geschmacksache, Ansichtssache – das ist in einer demokratischen Zeit der Presse als Großmacht nicht erstaunlich. Eine Zeit, die Wert darauf legt, genau zu erfahren, wie, warum, wieso eine Königin ein Kind kriegt – mit Photographien – und daß und weshalb sich ein reicher Amerikaner den Fuß verstaucht hat, einer solchen Zeit entspricht eine Kritik, die von nichts als von einem Magengeschwür oder einer sexuellen Funktionsstörung das Zustandekommen eines Dichtwerkes ableitet. – –

Die fehlende Kontinuität in der Bildung unserer Kunstformen, was ein Zeichen unserer Rassenvielheit bei Einheit der Sprache sein dürfte, macht dem historischen

Betrachter große Schwierigkeiten: die Willkürlichkeiten unserer Literaturgeschichten mit ihrer meist ganz sinnlosen Teilung in »Perioden« zeigen die Verlegenheit. Den Vorteil der Kontinuität haben die Franzosen. Sie entbehren dafür was wir ihrem Nichtvorhandensein verdanken: die alles überragende Einzelerscheinung. Uns bändigt keine Kultur; wir sind barbarisch grenzenlos. Die Talente werden von der Kultur gewinnen, das Genie aber aus dem Widerstand der Barbarei: er wird es zu höchsten Taten steigern, denn dieser Mensch wird in sich das zu vollbringen suchen, was anders ein Volk leistet. Man möchte den Deutschen sagen: Ja, ja, lernt euch etwas besser benehmen, werdet zivilisiert, aber habt um Gotteswillen keine Kultur, denn ihr macht damit einen »Faust« unmöglich, der die Barbarei zur Voraussetzung hat. Bewundert die französische Kultur, die einzige, die es gibt, und freut euch, wie sie die Talente trägt, aber bleibt Barbaren um der großen Einzelnen willen: Bach, Goethe, Marée. Und werdet nicht, was allein doch nur möglich wäre, kultivierttuende Barbaren, d. i. gekochtes Gefrorenes. Wollt Ihr statt eines Goethe fünf Viktor Hugo? Für einen Bach zwölf Massenet? Also! Denn das käme bei einer, glücklicherweise rassenunmöglichen deutschen Kultur heraus, wie sie einige predigen, die übrigens Nägelputzen und Buchschmuck und Sprachreinigung darunter verstehen.
Das französische Schriftwesen würde in der Geschlossenheit seines Verlaufes nur zu eigenem Schaden dem Fremden, wozu Spanien und Italien nicht zählen, jenen Einfluß gewähren, dem sich das chaotische deutsche Schriftwesen ohne Unterbrechung ausgesetzt hat und aussetzt zu seinem Nutzen. Die Barbaren brauchen das Fremde, die Kultivierten wird es verwirren und enteignen. Man erinnere sich, wie innerhalb des deutschen Bereiches eine ausgeprägte Stadtkultur wie die Wienerische andersdeutsches wie etwa den preußischen Naturalismus abgelehnt hat, weil die Bestimmtheit dieser Stadtkultur nicht die kleinste Möglichkeit besitzt, dieses Ding unterzubringen, geschweige zu verdauen. Es ist das Wesen, die Erhaltung und der Stolz des kultivierten Volkes, aus sich selber sich zu behaupten – bis zur Stupidität in den Begründungen der Ablehnung des Fremden, ja bis zu geistiger Verarmung und Versteinerung. Die Deutschen brauchen das Fremde, um ihr Eigenes damit zu finden. – Der französische Vers hat durch die Hilfen, die er Stefan George gab, den neueren deutschen Vers aus der musikischen Verrottung gebracht, in die er mit und durch Eichendorf gesunken war. Erst diese gute Schule brachte die Erinnerung an Goethe, an Klopstock, an den Minnesang wieder. – Schon vor dem Tode Victor Hugos war die Romantik gestorben. Der auf Lamartine (den Politiker!) eifersüchtige Exilierte reimte eine demagogische Eloquenz und enthüllte sein monströses Zwiewesen aus Banalität und Genie. Banville, Leconte de l'Isle, Gautier jagten auf die lyrischen Sentiments und brachten sie zur Strecke. Mit

Hérédias Trophäen war die Jagd abgeblasen – nicht der kleinste Mond Musset-scher Herkunft wob mehr sein Licht in den Büschen, auf deren starren Exotismus eine tropische Sonne brannte. Als dann der Wald aus Glas und Edelsteinen errichtet war, was man den Parnaß nannte, verließen ihn zwei der früheren Jäger: Mallarmé und Verlaine; in Opposition gegen die metrische Strenge des Parnasses gaben sie dem Vers alle Freiheit von Reim und Rhythmus wieder, und dies, weil sie im Gefühle bewegt waren, von Leidenschaft, von Traum, von Hingabe, von der Landschaft, von mystischen Beziehungen des Einzelnen zum Ganzen... Man nannte diese Nachfolge des Parnasses, der wortreich in Mendés und Copée verkam, die Symbolisten. Der Parnaß verkam in der Unbelebung von Leuten, die keine Dichter, sondern Opernlibrettisten waren, denn nichts ist im französischen Geiste verloren, was einmal war und nichts beginnt da von vorne oder aus bloßer Opposition. Der Vers Henri de Régniers, eines Symbolisten, steht dem Hérédias, eines Parnassien, ganz nah. Und mit den Symbolisten ergoß sich, von der unduldsamen Herrschaft des Parnaß befreit, von de Vigny und Baudelaire her ein alter neuer bislang verhaltener und mächtiger Strom in den neueren Vers, den der Parnaß mit Hérédia, der Symbolismus mit Verlaine und Rimbaud, und den als drittes Element Baudelaire bestimmen. Dieses Begebnis vollzog sich in zwanzig Jahren neben Flaubert und den Goncourts. Was in der gleichen Zeit in Deutschland war, weiß man: ein paar wundervolle Epigonen, kaum gekannt, und ein Heer von Belletristen. Wer da als ein Dichter lebte, den mußte die Intensität gefangen nehmen, mit der in Frankreich – man denke auch an die Maler – die Kunst geübt wurde. Sie gab ein Beispiel größter Anstrengung, dem einer heroisch folgte: Stephan George.

Dauthendey's erste Gedichte erschienen in den Blättern für die Kunst. Dieser Dichter widerlegt, wenn es dessen noch bedarf, die Meinung von einer deutschen Symbolistenschule: es gab so was nur in den raschen Federn von ein paar Journalisten. – Es sind einige Dichter. Und es sind einige, sogar viele Leute, die Dichter nachmachen, und da man die untereinander leicht verwechselt, gab man ihnen einen gemeinsamen Titel: Dekadenten, Symbolisten oder so. Es sind aber eigentlich Studenten oder Postassistenten oder Buchhandlungsgehilfen, überhaupt alles, nur keine Dichter. Man könnte auch so viele nur zum schweren Schaden des Staatswesens sich leisten. Es wäre nicht der geringste Verlaß auf seinen Schneider mehr, wenn alle die Dichter Dichter wären. Dichter sind so selten wie Hühner mit drei Köpfen. Kröchen so viel aus den Eiern, würden sie alle ausgestopft und man hätte nie eine Poularde auf dem Tisch. Auf 10000 Leute, die drucken lassen, was sie schreiben, kommt ein Dichter. Das genügt. Wenigstens denen, die nicht drucken lassen, was sie schreiben.

Georges Anregung wird über viele unauffindbare Umwege gegangen sein, um Dauthendeys Stimme zu sich zu erwecken. Sie ist bei Hofmannsthal deutlich, bei Rilke, bei Schröder: man kann hier sehen, daß sie weckte — nicht so bei Dauthendey, dem Unvergleichlichen, dem größten lebenden deutschen Lyriker. Ihm ist ein so sehr bildhaftes Erleben eingeboren, daß man ihn ganz unberührt von jenem Wissen empfindet, das in der Tradition der Künste steht. Er hat aus den Künsten nichts erlebt. Seine Voraussetzung ist kein Dichten sondern das Sagen und Künden, das Runenlesen. Man möchte sagen: Goethes Gedicht brauchte für ihn nicht gewesen sein, wie überhaupt kein bewußtes Dichten. Seine Strophe ist mit allen Strophenkünsten verglichen kunstlos, doch nie willkürlich oder absichtlich so. Sie ist ganz langer Atem des Singers, der Reim auf Reim einflicht genau wie wohl ein alter Singer im Kreise der Hörer es tat: der Eindringlichkeit wegen, daß man besser aufpasse, und nicht aus musikischen Gründen. Denn mit der Musik hat das Gedicht gar nichts zu tun; es ist hingerissene, aus dem Gewohnten entzauberte Sprache, Leidenschaft gewordener Intellekt im ergriffenen Schauen. Das Gedicht malt nicht und musiziert nicht, tut beides nur beim Reimer und Spieler, der dichtet, weil man gedichtet hat. Und die Liederkomponisten folgen einer nach dem Auseinanderfall von Gedicht und Rhapsodie entstandenen Konvenienz ihrer Kunst, ohne je erreichen zu können, was dem alten Hinsingen eigentümlich war. Ob sie vertonen wie Schubert oder auslegen wollen wie Reger — ihre Kunst kann eine schöne Musik sein, aber dem großen Gedichte können sie nichts geben, sondern nur nehmen: ihre gebundene äußere Musik, die Mathematik der Töne, zerstört die ungebundene innere Musik, das Melos der Seele, das einfacher und darum machtvoller ist. Kein heutiges Gedicht hat so sehr diese innere Musik wie das Gedicht Dauthendeys. Kein Dichter »dichtet« weniger als er. Man möchte von ihm sagen: das Gedicht ist immer da und manchmal löst es sich zu vernehmbarem Laut. Wie auch sein bildliches Sehen gar nicht Vergleich oder sonstwie Figur ist, sondern die ihm eigentümliche Art, überhaupt zu sehen. Er sieht so oder gar nicht. Daher ist ihm auch das im engeren Sinne Geistige verschlossen. Dauthendey hat die einfachste Art sich auszudrücken: die Wiese ist nichts als grün, dunkelgrün der Busch, rot die Rose — sein Wesentliches ist, wie bei allen Dichtern, im Hauptwort, im Begriff, nicht im Beiwort, das er ganz simpel sinnfällig läßt und gar nicht differenziert. Gleich starker Ergriffenheit kann ich mich nur vor den alten deutschen Gedichten und manchen Minnesängern wie Nithart erinnern bei solchen Versen:

Die Frühlingsnacht hat grau das Tal gefüllt,
Die grünen Roggenfelder liegen still umhüllt,
Und es verfliegen dunkel Weg und Wälder.

Oder diesem Gedichte:

Heut kommt der Sturm an um die Bäume zu finden.
Seit jeder Baum belaubt und ein grüner Turm,
Hat der Sturm noch kein Blatt geraubt.
Aber heut ließ er sich nicht mehr binden.
Wirbelnd und sich wälzend wie ein Wurm,
Siehst du ihn sich auf der Landstraße winden.
Er rennt in das Laub und zerreißt die Rinden,
Und aufrecht jagt er den demütigen Staub,
Und er tobt, als blieb' ihm die Geliebte taub.

Oder diesem schönsten aus dem letzten Buche:

Mit Armen wie ein Feuer, das zum Himmel langt,
Vor dessen Hitze jedem grünen Blatte bangt,
Greift Liebe in der Wünsche jungen Wald,
Und Asche werden alle Wünsche bald.
Und wie der blaue Geist der letzten Flammen
Raffen der Wünsche Seelen sich zusammen
Und fliegen fort, damit es Frieden werde.
Wo einst getobt die jähe Flammenherde
Bleibt wunschlos sanfte Asche auf der Erde.

Unlängst sind Robert Walsers wenige Gedichte als ein Buch erschienen. Es sind über zwölf Jahre her, daß ich das dünne Heftchen las, in das diese Verse geschrieben waren und das mir der blutjunge Walser in Zürich damals brachte. Walser gehört zu Dauthendey; sie sind beide elementar wie die Natur in ihrem Einfachsten und ganz auf nichts als auf sich selbst zurückzuführen. Das lyrische Gedicht, dieses Drama auf knappstem Maß, ist ihr ganz unmittelbares Leben, beim katholischen Franken ganz erfüllt von fruchttragender Erde, Wein, Blut, Lust, Pracht der Nächte und Spuck, beim protestantischen Schweizer fast nüchtern einfach in der Geberde, sparsam, zerbrechlich-dünn die Vorderwand von wühlenden Gefühlen. Und bei beiden scheinbarer Kunstlosigkeit höchste Kunst: Bild im Bilde.

SUOR VIRGINIA. VON GIOVANNI PASCOLI. DEUTSCH VON BENNO GEIGER.

I. Poch poch . . . poch poch . . . — Sie war bislang allein
im Kirchenstuhl gesessen, um zu beten:
den Rosenkranz im stillen Ampelschein.

Sie hatte Gott um weiter nichts gebeten,
gleich einer Magd, die vor dem Herrn zur Stelle,
das Licht der Augen niederschlägt, betreten;

gleich einer Dürftigen, die vor der Schwelle
des Bruders bettelt, ohne recht zu wagen.
Nun war sie wieder heimgekehrt, zur Zelle.

Nahm vor dem Heiland, der ans Kreuz geschlagen,
desgleichen vor Sankt Ritas Todeswehen
sich ihren Schleier ab, sich ihren Kragen.

Sie löste den Dreiknotengurt im Stehen;
ließ einen Schädel aus vergilbtem Knochen
sich wiederholt in ihren Fingern drehen.

Poch poch . . . — »Wer pocht?« Im Ausziehn unterbrochen,
zog sie das Skapulier von neuem an.
»Vielleicht hat jemand nebenan gesprochen.

Vielleicht ein Zögling. Eine nebenan,
die fiebert, sich herumwirft . . . »Voll Erbarmen
schlich sie hinüber. Spähte. Nichts war dran.

Mit stummem Auge, mit gekreuzten Armen,

II. das Haargeflecht im Netz geordnet, schliefen
die beiden Mädchen. Vor dem Fenster hin
des Sommers Laute durch die Lüfte liefen.

Der Schwüle halber ließ die Lehrerin
die Flügel offen, und nun stieg im Schweben
ein Duft von Ginster und von Rosmarin.

Doch in dem Klostergarten, welch ein Leben!
Man hörte bald weitweg ein Käutzchen schrillen,
ein Kätzchen schrein bald wieder dicht daneben.

Nun aber trillerten im Gras die Grillen
und schwiegen nun, wie wenn dort währenddessen,
herangeschlichen wäre Wer im Stillen.

Ein Weitergehn, ein unterdrücktes Pressen,
ein Prickeln, Prusten, ein geschwindes Stieben
flugs flugs hinauf auf eine der Zypressen...

Noch waren ein paar Leuchtkäfer geblieben,
vereinzelt schimmernde. Von Zeit zu Zeit
ein Klang von Stimmen, die feldeinwärts trieben.

Der Hunde Brummen an der Kette, weit
eines Verirrten heiserer Gesang:
das war die Freude, war die Traurigkeit,

die von der Welt bis zu dem Kloster drang.

III. Es schliefen die zwei Mädchen im Geschimmer
der Sterne säuberlich, in Ruh und Fried.
Schwester Virginia schwand zurück ins Zimmer

Und ließ das Fenster auf das ferne Lied
geöffnet, ließ es auf der Hunde Brummen,
das man dazwischen abseits unterschied;

geöffnet auf das sommerliche Summen
im Laub, im Gras, auf die Musik der Grillen,
die plötzlich unter einem Fuß verstummen...

Sie schliefen mit verschleierten Pupillen.
Es zog die Nonne mit so leisem Tun
sich aus, daß ihr die Stille klang im Stillen.

Und sank in Schlummer. – Poch poch poch... – »Was nun?«
Und Suor Virginia ließ sich auf den Rand
des Bettes gleiten, ein Gebet zu tun.

Sie horchte hin. Das kam von jener Wand.
Ihr Skapulier nahm sie von neuem um
und trat hinüber. Wo sie Ruhe fand.

Die beiden Mädchen lagen wiederum
im tiefsten Schlaf. Die konnten sie nicht brauchen.
Die Kleine hatte sich im Traum herum

gewandt, um was der andern zuzuhauchen.

IV. Nun ja, der Heilige stand vor den Türen
des Klosters draußen. Soviel war ihr klar.
Sie sollte nun ihr Lebensbündel schnüren.

Drei Vaterunser sagte vorm Altar
sie jenem Heiligen allabendlich,
dem selbst ihr Winkel nicht verborgen war.

Denn er, der einstmals durch die Länder strich
die Herde weidend, weicht von seiner Au
noch heut und ruft: »Nun wird es Zeit für dich!«

Und er ist nächtig, wie der Morgentau,
und kommt und pocht, bis nicht der Wandersmann
sich müde streckt, sich ihm nicht fügt genau.

Und also war er durch den dunklen Tann,
sie zu verständigen, heraufgekommen,
und horchte hin, ob sie zu gehn begann.

Doch hatte sie die Schritte nicht vernommen,
denn er geht barfuß, geht als ein Geringer,
mit der Kapuze vor die Stirn genommen.

Sie sollte nun im Bündel die paar Dinger
zusammentun. Der Tag war angebrochen.
Sie nahm den Rosenkranz in ihre Finger,

mitsamt dem Schädel aus vergilbtem Knochen.

V. Und die elftausend toten Jungfraun zogen
an ihr vorüber, mit dem Duft, von hinnen,
gefüllter Lampen, in geraumem Bogen;

gehüllt, so wie sie selbst, in weißes Linnen,
ihr süßes Leben tragend auf der Hand,
in Alabasterschalen, bleich darinnen;

vorüberwallend als ein weißes Band,
das sich, in federleichtem Wellentanze,
von einem Stern bis zu der Welt entwand;

so wie die Perlen von dem Rosenkranze
vorüberziehn. Sie sprachen Worte, schlicht,
und wie durch Blüten einer Himmelspflanze.

Jedwede trug, umstrahlt von all dem Licht,
die Spur des Blutes ihrer Todesqual.
Auch Sie. Sie flüsterten: »Es schmerzet nicht!«

Und alle Lampen glommen allzumal,
von jener Ursulas zuhöchst erglommen
bis zu der tiefsten in dem Erdental.

Nicht alle Jungfraun waren angekommen,
und Jene kam den anderen zuvor:
so hatte Suor Virginia vernommen

ihr leises Klopfen an des Himmels Tor.

VI. Poch poch... — Nun aber wirklich bebt daneben
die Kleine vor des Fensters Sternenhelle,
wie trockne Blätter tun in Spinneweben!

Und pocht nun wirklich an die Tür der Zelle
und wimmert: »Mutter! Irgendwer ist dort!
schließt bitte zu!« Und wartet vor der Schwelle

und schaut sich um. — Die war auf immer fort.

REISEBILDER. VON H. BELLOC

ARLES. Zweck und Vergnügen des Reisens gehen Hand in Hand, denn der Zweck liegt in der Erfüllung, und Erfüllung ist an sich selbt ein großes Vergnügen. Jeder Mensch trägt in sich nicht nur seine eigenen unmittelbaren Erfahrungen, sondern auch die ganze Vergangenheit, die in seinem Blute liegt: was seine eigene Rasse vollbrachte ist ein Teil von ihm, und er wiederum ist ein Teil von dem was seine Rasse weiter vollbringen wird, wenn er nicht mehr lebt. Dies ist der Grund, warum die Menschen stets Memoiren lesen und Memoiren sich auch dann noch erhalten werden, wenn die übrige Literatur ihren niedrigsten Tiefstand erreicht hat. So wird ein Tagebuch, sofern es als wahr gelten darf, zu einem sensationellen, berühmten Dokument, das, wäre es nur Fiktion, als gänzlich wertlos befunden würde. Darum wird auch Geschichtliches für den, der anfing sich damit zu befassen, zur notwendigen Geistesnahrung, ohne die er in seiner neuen Bereicherung nicht auskommen kann. Es ist ein Ansammeln von universalen Erfahrungen, und keines Menschen Urteil ist so unzureichend, als das Urteil desjenigen, der nichts von der Vergangenheit weiß. Wenn aber die Geschichte wahr und gerecht bleiben und nicht zu einer Reihe gehaltloser Bilder werden will, der spätesten Generation nach Belieben ausgemalt, so muß sie fortwährend durch das Sehen und Sich befassen mit den Dingen retouchiert und getönt werden.

Wenn das westliche Europa ein Volk und eine, von der ganzen übrigen Welt getrennte Stätte darstellt, dann ist diese Einheit für uns von höchster Wichtigkeit; und das dem so ist, geht immer deutlicher hervor, je umfassender unser Wissen wird. Unsere Religion, Sitte und Weltanschauung sind rein europäisiert. Ein europäischer Staat gilt als ein Staat nur, sofern er zu den europäischen Staaten zählt und die Grenzlinien zwischen den ewig sich verschiebenden europäischen Ländern sind nur leicht angezeichnet, aber zwischen den christlichen und unchristlichen Ländern sind sie dick aufgetragen und scharf gezogen.

Wenn nun einer diese Wahrheit einsieht, so wird er sich fragen: »Wo könnte ich ein Beispiel für die Vergangenheit dieses Europa finden? An welcher Stätte könnte ich am besten all die Äußerungen vereinigt finden, welche die Energie Europas zu Tage förderte, und die am besten ihre Seele wiederspiegeln?« Einem solchen wäre zu antworten: »An keinem andern Ort werden Sie diese Dinge besser vorfinden als in Arles.« Denn Einer, der eine solche Frage stellte, wäre auf eine Reise bedacht. Und Arles ist der Ort, den er aufsuchen sollte. — Lange bevor die Menschen die Kunst zu schreiben erlernt hatten, war dieser Hügel von unseren Ahnen bewohnt. Ihre rohen Hütten umlagerten die abschüssigen Ufer der Rohne; ihre Äxte und Spindeln liegen noch dort. Als dann nach Tausenden von Jahren die Griechen

von Marseilles nordwärts vordrangen, bildete Arles die erste große Biegung, die erste große Haltestelle ihres Weges nach den untauglichen Wüsteneien, die zwischen ihren Häfen und der Landstraße des Rohnetales lagen.
Als das Altertum seinem Ende zuneigte, kam das nun expandierende Rom nach Arles, und die Überreste, die sich aus dieser Zeit dort vorfinden, sind weltbekannt. Jeder Reisende hat von dem weiten wohl erhaltenen Amphitheater und dem zerfallenen Tempel jenes Marktplatzes gehört, der heute noch Forum genannt wird; sie sind berühmt, aber wenn man sie gesehen hat, so findet man, daß sie nicht berühmt genug sind. Sie haben etwas so anheimelndes und so unerwartetes zugleich, daß sie uns die Zeiten, in welchen sie erbaut wurden lebhaft veranschaulichen.
Die Stadt Arles ist klein und zusammengedrängt. Es kann einer eine einzige Stunde, statt eines Tages oder eines Jahres dort zubringen, aber in dieser Stunde kann er die tiefste Fühlung zum Altertum erlangen. Denn während er die krummen Straßen zwischen den hohen Häusern dahinzieht, rechts und links an den architektonischen Verzierungen aller Zeiten vorübergehend, biegt er an irgend einer schmutzigen kleinen Ecke ein: und steht plötzlich vor den riesigen Arkaden Roms. Hier stehen die großen Pfeiler, die uns beklemmen in ihrer römischen Schwere, und die in ihrer Symmetrie eine Ordnung verkörpern, nach welcher eine ganze Welt sich formte. Sie ruhen hier gleichmäßig und mächtig, mit ihren metallnen Klammern, ein wenig angebröckelt aber dauerhaft. Sie sind nichts desto weniger ein häuslicher und vererbter Bestandteil dieser lebendigen Stadt, in der sie stehen. Tritt einer aus dem Garten eines Hauses, das aus Großvaters Zeiten stammt, auf die Straße, so steht er schon vor einer Säule oder einem Piedestal, die zweitausend Jahre alt sind. Zerstreut blickt er auf einen Maueranschlag; er interessiert ihn; was er kündet hat mit der Lokalpolitik des Ortes zu tun, oder ist ein militärischer Erlaß; die Mauer wäre also Nebensache. Aber wer näher hinsieht erkennt, daß die Mauer auf eine Weise errichtet ist, die seit dem Antoninischen Zeitalter in Vergessenheit geriet, und diese »Realitäten« dringen innerhalb der kleinen Stadt auf Schritt und Tritt in uns ein, bald dem Blicke sich entziehend, alsofort wieder auftauchend. Rom sank langsam in Schlaf. Die Skulptur verlor an Kraft; etwas barbarisches kehrte da wieder. Man kann diesen Verfall an den Säulenkapitälen und Masken verfolgen, die an Gebäuden aus dem V. Jahrhundert eingemeißelt sind. Der Schlaf wurde tiefer. Es folgte ein halbes Jahrtausend, von dem so wenig in Europa übrig geblieben ist, daß Paris einen einzigen angezweifelten Turm aufzuweisen hat. Arles allein besitzt noch dessen Reliquien. Als Karl der Große starb und das Christentum fast ausgerottet war, bauten und zerstörten Barbaren und Sarazenen abwechselnd wieder an einer Feste, die sich noch behauptet und die so unverwüstlich ist, daß sie sich heute noch verteidigen ließe. Sie ist unbelichtet;

ein Verließ; eine gewaltige Drohung, die, blind und ungeheuer, über die Hauptstraße hinblickt: ein lebendiges Abbild der Zeit, aus der sie stammt.
Als die bange Anarchie des Geistes ihr Ende gefunden und man entdeckt hatte, daß der Westen noch lebte, brach eine Dämmerung heran. Im elften und zwölften Jahrhundert fing die mittelalterliche Zivilisation kräftig zu treiben an, wie ein alter Baum, bevor der März zu Ende ist. Die Überbleibsel aus dieser Zeit sind verbreitet genug. Wir nennen sie »normannische« Architektur. Eine besonders lebensvolle Reliquie aus dieser Frühlingszeit ist uns in Arles geblieben. Es ist die Türe der einstigen Kathedrale – die Türe des heiligen Trophimus. Sie perpetuiert die Zivilisation des anfänglichen Mittelalters. Und ein Zufall, der alle Bedeutsamkeit einer bestimmten Absicht hat, erhielt hier, als Anhang dieser selben Kirche, eine andere typische Reliquie. Die Klosterhalten von St. Trophimus sind nicht nur ein ewig getreuestes Abbild des Mittelalters, sie sind auch ein Abbild dieser ganzen Epoche, von ihrer Blüte an, bis zu ihrem plötzlichen Abschluß. Man betritt diese Hallen von einer kleinen Seitengasse und einem vernachlässigten Hofe aus, die uns in keiner Weise auf den Eindruck vorbereiten, der uns hier erwartet. Man sieht sich hier plötzlich wie abgeschieden und abgetrennt. Schweigen erfüllt den Ort; nichts ist zu sehen als der Himmel jenseits der niederen Dächer. Ein alter Mann, der weder lesen noch schreiben lernte und fast erblindet ist, treibt sich hier herum und weiß Geschichten von der Rhone zu erzählen. Den Arkaden entlang zieht man nun an allen Phasen des Mittelalters vorüber. Erst hat man vor sich die feierlich fromme Absicht der frühen Epoche; man sieht die Schärfe, später die Schönheit des Details sich verfeinern; in edelster Reife steht der ganze nördliche Bau. Nach Westen macht sich bereits der Zauber bemerkbar, unter dem das Mittelalter verklang. Das Rätsel des XV. Jahrhunderts: nichts von seiner Verworfenheit, aber seine ganze überbietende Vitalität treffen wir hier. In fünfzigfacher Ornamentik sehen wir hier die letzten Versuche unserer Rasse das Schöne dauernd festzuhalten und zu ergreifen.
Die Serie bricht am Ende der Halle plötzlich ab – wie die mittelalterliche Epoche selbst.
Keine Art die Geschichte zu schreiben oder zu erzählen könnte so wahr sein, wie diese Bilder. Arles, dieser Winkel an der großen römischen Heerstraße, nie stark genug, um zu zerstören, nie gering genug, um nicht mehr weiterzubauen, eine Haltstation beim ersten Auszug der Römer nach Norden, beim Vormarsch der Christen, die Invasion aus dem Vollen miterlebend, von einem fernen Legendenschimmer St. Pauls umwoben; nach langen Nöten an dem neuen Leben, das nach den Kreuzzügen einsetzte, teilnehmend – all diese Bilder kann uns, glaube ich, Arles besser noch als Rom vor Augen bringen.

CARCASSONNE. Carcassonne unterscheidet sich von anderen monumentreichen Städten darin, daß es den Stempel vieler Jahrhunderte bis zu einem bestimmten Zeitpunkt unversehrt bewahrt, und von diesem Moment an »innehielt«, und keine weiteren Veränderungen mehr erfuhr. Seinen Mauern entlang gehend, fühlt und sieht man all die Generationen von dem kritischen Zeitpunkt ab, da an der Macht der Römer endgültig verzweifelt wurde, so daß alle Gruppen des westlichen Reiches sich selbst zu verwalten anfingen, — bis hinab zur letzten Tat des 13. Jahrhunderts, als die mittelalterliche Zivilisation ihre höchste Blüte trieb und reif war für den Verfall, der nach St. Ludwigs Tode hereinbrach und der Traum von einer deutsch-römischen Herrschaft ein Ende fand.

Keine andere Stadt kann so deutlich und so lebhaft die 700 Jahre veranschaulichen, während denen die gänzliche Auflösung des Altertums vor sich ging und das so stark differenzierte moderne Europa sich gestaltete und kristallisierte. Es gibt gar viele altertümliche Stätten, die reizvoller, faszinierender sind; Winchester und Canterbury sind unter hunderten zu nennen. Arles und Rom sind ungleich packender mit all den verschiedenen zusammengedrängten Zeitaltern, die sie uns veranschaulichen, und an historischer Kontinuität steht Carcassonne hinter den meisten europäischen Städten zurück, von Paris angefangen, dessen Marktplätze, dessen gerichtliche und religiöse Gebäude seit 16 Jahrhunderten an ein und demselben Platze stehen, bis zu London, dessen City wenigstens nach drei Seiten die römischen Wälle noch bewahrt. Aber keine Stadt vermag wie Carcassonne diesen überwältigenden Eindruck des Überlebens, des Wiederauferstehens zu verleihen.

Lage und Aufbau von Carcassonne verstärken dessen Charakter. Den Fluß überragend, erhebt sich ein langer steiler und einsamer Fels, dessen ganzer Gipfel — von der scharfen nördlichen bis zur südlichen Schneide — durch eine, scheinbar einzige, große Mauerwand und durch mehr als zwanzig Türme gekrönt steht. Gegen Morgen, von der Straße, die von Toulouse herführt, betrachtet, hebt sich Carcassonne gegen das Sonnenlicht ab und so sollte es gezeichnet werden; am besten an einem winterlichen Frühmorgen, wenn der Frost alle Umrisse scharf ziseliert. Dann zeigt es sich wie von einem dunklen graublauen gleichmäßigen Streifen umschlungen, mit Zinnen versehen, zackig und getürmt, im metallnen Wiederschein der Dämmerung.

Es so gesehen zu haben, erschwert es, darüber zu schreiben, oder auch es zu malen. Man möchte es lieber in Email auf einen Hintergrund aus Bronze ausarbeiten. Dieser Fels, der ganz mit den Häusern dieser Stadt überzogen ist, sieht den Pyrenäen zu, und selbst dem, der nichts von ihm vernommen hat, würde es einleuchten, warum alle Legenden aus der Zeit der spanischen Feldzüge von diesem Felsen

erfüllt sind, warum Viktor Hugo ihn nicht vergessen konnte, und warum er in der Geschichte Karls des Großen eine Rolle spielt.

Für Carcassonne's Eigenart war noch ein anderer und triftigerer Grund entscheidend, nämlich jener meines Wissens nach einzige Erlaß in der christlichen Geschichte, dem zu Folge eine bevölkerte Stadt lediglich zu einer Festung umgeschaffen wurde. Jeder Einwohner von Carcassonne wurde, nicht nach den Vorstädten, sondern über den Fluß hinüber, nach dem reizend gelegenen Orte verwiesen, der heutzutage das Carcassonne der Landkarten und Eisenbahnen bildet; hier können wir die zierliche Ornamentik des 17. Jahrhunderts bewundern, und in dem meines Erachtens besten Gasthaus einkehren, das weit und breit zu treffen ist. St. Ludwig wandelte den Fels ausschließlich zur Festung um, verstärkte sie durch neue Türme und Mauern, von jener unnachahmlichen mittelalterlichen Architektur, deren höchste Blüte wir noch in Aigues-Mortes und Carnarvon bewundern können.

Jener politische Akt, die Versetzung einer ganzen Stadt mag sich an vielen anderen Orten zugetragen haben; jedenfalls wird sie uns des öfteren berichtet: aber augenblicklich kann ich mich keiner anderen entsinnen, in der sich wie in Carcassonne die Folgen so erhielten. So manche Ursachen mögen dazu beigetragen haben, aber ausschlaggebend war hier sicherlich, daß die neue Stadt von einem engen Felsenplateau in die weite Ebene verpflanzt wurde, gerade als die Städte des westlichen Europas empor zu blühen und frei zu werden begannen; als die größten Städte des nordwestlichen Europas sich ihrer Vorrechte versichert hatten, und Paris (die typische Magistratur für jene, wie für die heutige Zeit) seine Grundfläche wie seine Einwohnerzahl verdreifachte.

Als die Versetzung der Einwohner von Carcassonne vollzogen war, hörten Türme und Mauern des Felsens auf zu wachsen und sich zu verändern. Die Menschheit war fort. Noch behielt die Festung ihre hohe Wichtigkeit in Kriegszeiten; der schwarze Prinz unternahm ihre Zerstörung, und erst seit unseren Tagen wurde sie auf Landkarten (und in den Kanzleien) nicht länger als Verteidigungsfeste verzeichnet: aber schon lange war die Notwendigkeit, sich auf der Stelle hier zur Wehr zu setzen, waren die Arbeiten um die Feste in Stand zu halten nicht mehr. Auch die rege und stets umgestaltende Tätigkeit, die eine bleibende Ansiedelung französischer Familien kennzeichnet, war verschwunden. Die Stadt in der Ebene veränderte sich fortwährend und verändert sich noch. An ihr erinnert fast nichts mehr an das Mittelalter; zwar trägt sie noch, gleichsam pietätsvoll den Stempel Ludwigs des Vierzehnten, aber hier wie allerorts, vom Kanal bis zum Mittelländischen Meer, sind die Maurer am Werk; denn niederzureißen und wieder aufzubauen, ist das Hauptvergnügen der Franzosen. Der

Fels verbleibt. Wenn ein Stein sich zerblöckeln will, wird er wieder an Ort und Stelle gerückt, — hier hat keine maßgebliche Persönlichkeit von Restauration gefabelt, denn die Vergangenheit wird hier zu stark empfunden, — obwohl aber jeder Stein sorglich zurückgebracht und ausgebessert wird, das alte Carcassonne verändert sich nicht. Es besteht kein anderer Ring von Mauern in Europa, von welchen sich dies mit Wahrheit sagen ließe.

Wer einen Rundgang hält um die Mauern und von ihrer Höhe herab die lange Bergeskette betrachtet, der ist zuerst durch jenen modernen Bann: die Landschaft, und den noch moderneren der Bergeshöhen gefesselt. Dann wird ihm bewußt, was das Mittelalter aus Stein und Schwere zu gestalten wußte, und wie es mit diesen Mitteln etwas vom Hauch des Ewigen so Umwobenen zu schaffen vermochte! Man wird an Beauvais gemahnt, das im Abendlicht zu unendlicher Höhe emporwächst, und an den Turm von Portrut, der alle Hügel zu überragen scheint.

Aber wenn diese so naheliegenden Erwägungen vorüber sind, verfällt man auf etwas sehr verschiedenes. Ein Türmchen, das kühn aus einer Mauer hervorspringt, weist drei Schichten kleiner roter Ziegelsteine auf, die einem mörtelähnlichen Steine eingefügt sind. Als ich diese Bauart gewahrte, trat ich näher hin, und berührte die Mauer mit der Hand. Sie war römisch. Ich kannte das Zeichen wohl. Ich hatte diesen Ziegel schon gesehen und ihn von einem arabischen Stalle am Rande der Wüste Sahara abgebrochen; ich hatte ihn unter wucherndem Moose auf dem hochgelegenen Moorland Northumberlands vorgefunden. Ich kenne einen Mann, der ehrfürchtig solch einen Stein nach Sussex heimbrachte; er hatte ihn weit über Damaskus hinaus auf dem syrischen Sande aufgehoben.

Vom römischen Reich ist leicht reden, und daß es von der Themse bis zum Euphrat seine Macht behauptete; aber wenn man allein und zu Fuß die ganze Welt durchwanderte und ihre Größe und ihre Mannigfaltigkeit ersah, und überall jene gewissen Ziegelschichten an den Bauten antraf, dann fängt man den Namen Rom zu verstehen an.

DELFT. Delft ist die reizendste Stadt der Welt. Sie gehört zu den zierlichen Städten: klein, schmuck und gesetzt. Eine gute Frau, die noch nicht die mittleren Jahre erreicht hat, sorgsam gekleidet, ordentlich frisiert, und von einer schlichten, unaufdringlichen Schönheit ist — eine solche Frau, wenn sie am Sonntag Morgen zur Kirche geht, ist gefälliger nicht als die Stadt Delft. Sie grenzt an Monotonie und ist doch individuell; von ein und demselben Stil und doch viele Jahrhunderte regsamer Tätigkeit veranschaulichend, von einer reichen Harmonie der Farben, und

dennoch eine Erinnerung zurücklassend wie von etwas eintönigem, warmem und erquickendem. Sähe sich Einer plötzlich in Delft abgesetzt, er wüßte dennoch sehr wohl, daß ihn die weiten üppigen Wiesen Hollands umringen, so sehr gemahnen hier Luft, Häuser und Gewohnheiten der Menschen an diese Wiesen.

Delft ist sehr ruhig, wie sich's für eine Stadt mit so viel wohl geregelten Wasserstraßen geziemt, dennoch dringen immer Kinderstimmen zu uns her, und der Ort ist entschieden belebt. Am Himmel ziehen in stattlicher Ordnung die großen, weißen Sommerwolken hin, und am Abend zeigt sich der Nebel von unten beleuchtet, in jenem gleichmäßigen Licht, das so karakteristisch für Holland, und seine Lust und Anregung ist. Von einem solchen Hintergrunde hebt sich auf immer einer der riesigen aber zarten Glockentürme ab, um welche diese Städte sich gruppieren. Denn Holland scheint nicht ein Land von Dörfern, sondern von kompakten sauberen Städten zu sein, über eine Grasfläche ausgestreut, die weit ist wie das Meer. Dieser Glockenturm von Delft ist an sich selbst eine europäische Sehenswürdigkeit; und gleich auf den ersten Blick lassen sich folgende Dinge von ihm feststellen: Erstens daß seine enorme Höhe sozusagen noch in die Länge gezogen ist, und der Eindruck derselben mit jedem instinktiv geführten Hammerschlag seiner langsamen Erbauer noch verstärkt wurde; denn diese Menschen der Ebene lieben die Kontraste solcher Turmzinnen, und ihre tausendjährige Arbeit brachte eine Landschaft hervor, deren eigene Urheber sie sind, wie ihre unausgesetzten Mühen aus den verlassenen Sümpfen dieses Landes reiche Weideflächen und Heimstätten erzielten. Zweitens wird der Eindruck dieser Höhe durch etwas anderes noch verstärkt, was in anderen Gegenden nicht zu sehen ist — nämlich gotische Architektur aus Ziegelsteinen; denn die Gotik, die wir sonst kennen, ist aus Steinen aufgebaut, aber die Gotik Hollands ist merkwürdigerweise des öfteren aus Ziegeln entstanden, und die Ziegel sind so dünn, daß es deren eine ganze Menge bedarf, um eine hundert Fuß hohe Mauer zu errichten. Sie füllen die leer gelassenen Stellen mit immer neuen Motiven; sie bringen einen Stil hervor, der höchst verbunden, — und, wenn ich mich der Metapher bedienen darf, — »verdichtet« wirkt. Vor allem ziehen sie den Blick himmelwärts, während sie Gleichungen und Maße mittels ihrer schmalen Schichten herstellen, bis sich die Steigerung eines Turmes oder Pfeilers ins Ungeheuere erhob. So ruht der Glockenturm von Delft, obwohl der ganze obere Teil aus Stein besteht, auf einem haushohen Ziegelpiedestal. Und in diese Basis sind zwei breite einzelne erhabene Leistenhobel eingefügt, die leer und wunderbar und von jener untragischen Trauer erfüllt sind, die man auch in dem gesenkten und verlornen Blick des hohen Greisenalters begegnet. Drittens kulminiert hier der ganze Bau in Glocken, und die Glocken sind hier mehr als die Seele eines Spitzbogens; sie sind auch sein Körper, seine ganze Wesenheit. Ein Heer solcher

Glocken füllt den Raum zwischen den schlanken Pfeilern und Fiorituren der oberen Teile; denn ich weiß nicht wie viele Fuß hoch diese Glockenreihen sich emporschwingen, Glocken die tatsächlich wie auch perspektivisch sich verkleinern, von den Kleinen bis zu den Großen, den Feierlichen bis zu den fantastisch Klingenden; hundert oder zweihundert oder tausend. Es zeigt sich hier die Prodigalität des brabantischen und batavischen Schlages, eine verschwenderische Fülle an Glocken, als hätte der Bauherr beschieden: »Wenn es Glocken gelten soll, so laßt uns nicht mit ihnen sparen; keine wohlberechneten teuren, ausgezählten Glocken, sondern Glocken aufs gerade Wohl, wilde, selbständige Glocken, Glocken, die waghalsig, übermütig, zahllos sind; Glocken, würdig jener Exstasen, die sich am besten in Klängen Luft machen und ergießen. Denn die Glocken sind von einzelner Art, gleich den wirklichen Freuden, und wir wollen deren eine solche Menge zusammenbringen, daß sie wie ein glückliches und mannigfaltiges Menschenleben zusammen ertönen.« So ist nun die ganze Spitze davon überzogen; sie sind ihr mehr als Material und Ornamentik; sie sind eine äußerliche und doch empfindliche Rüstung, ganz aus Glocken hergestellt.

Der Reichtum dieser Glocken liegt nicht nur in ihrer Zahl, auch in ihrer Verwendung; sie ist in keiner Weise beschränkt, sondern alle halbe und Viertel Stunden, ja Tag und Nacht dürfen sie zu jederzeit ihre Harmonien ineinander tönen lassen; dabei wird doch nie ein lärmender Eindruck hervorgerufen; denn sie sind viel zu melodiös und hängen viel zu hoch, und, was mehr ist, sie sind zu sehr vom Geiste dieser Stadt um mehr zu sein als eine fortgesetzte und halb vergessene musikalische Empfindung; sie heiligen die Luft, die so erfüllt scheint von einem gleichsam erhobenen Schweigen, daß man, ihrem Bereiche wieder entrückt, sich frägt, was für ein Balsam das nur war, der alle harten Klänge um uns her so milderte.

Um diesen Turm und diese Klänge lagert sich die arbeitsame ruhige Stadt, — eine Familie. Ihre Wasser, ihre stillen Kanäle, ihre Überfahrten und das leichte Klatschen der Ruder an Stelle der Räder durchdrangen mein Gemüt und liehen mir für einen langen Tag das Bürgerrecht. Im Herbst, am frühen Nachmittag — gerade der rechte Zeitpunkt für diese Mauern — war mir als umklänge mich ein gedämpfter doch einstimmiger Chor, die leisen Stimmen der Stadt, die unaufhörlich von Frieden murmelten und flüstern, und von Arbeit und von der wilden Rose Zufriedenheit...

Friede, Arbeit, und Zufriedenheit — drei sehr gute Worte, in denen sich vielleicht unsere irdische Gefangenschaft summiert. Natürlich bleibt überall das Problem bestehen und es wäre irrtümlich, die Einwohner von Delft als diejenigen hinzustellen, die es lösten. Es steht schon im Brevier, daß das Fortschreiten unseres

Lebens nur asymptotisch sei mit wahrer Freude; wir mögen ihr näher und näher rücken, aber erreichen können wir sie nie.
Dennoch behaupte ich, daß in diesem guten Städtchen, obwohl es außerhalb des Paradieses liegt, bei günstigem Winde, in seltenen und fernen Anklängen, die Atmospäre und der Duft des Paradieses zu uns gelangen.

MENSCHEN DER WÜSTE. Ich lag einst am Rücken eines Berges, dessen Namen ich nie geschrieben fand, der sich aber wie »Haueedja« ausspricht, und von dem aus man über die unbegrenzten Weiten der Sahara hinblickt.
Es ist bekannt, daß der Berg Atlas und jene bewohnten und bebauten Gegenden, in welchen genügender Regen fällt: die afrikanische Provinz, die Hoch-Plateaux, die noch erfüllt sind vom Angedenken Roms, schroff der Sonne zu abfallen, und von einer Art Felsenriff eingezäunt sind, der steil der Wüste zu niederfällt. Am Gipfel dieses Felsens lag ich ausgestreckt und sah über die Wüste hin. Ich erkannte, daß hier ein ganz eigenartiger Einfluß obwaltete, der in keinem anderen Klima der Welt zu verspüren war; daß ganz Europa diesem Einfluß zugänglich war, und daß doch keiner in Europa diesem Einfluß anders als zu seinem Unheil sich hingab. Gott behüte, daß einer behaupten dürfte, die äußere Umgebung sei für das Schicksal der Menschheit entscheidend. Wer so urteilt, sieht von der Herrschaft des Geistes ab. Allein es ist wahr, daß die Seele die Eindrücke der sie umgebenden Welt begierig aufnimmt und zu einem anderen Glauben und einer anderen Poesie sich getrieben fühlt, je nachdem das körperliche Auge die See, oder hügeliges Land, oder die regenlosen und grausamen Landstriche, die gegen die Südspitze Europas liegen, vor sich gewahrt; und gewiß ist, daß jene Rassen, die nichts wohltuendes, nur furchtbares und feindliches an Himmel und Erde empfanden, eine eigene Art von Philosophie ins Leben riefen.
Diese Philosophie ist wohlbemerkt nicht atheistisch, denn jene Rassen, die man die semitischen nennt, haben die Gegenwart oder die Persönlichkeit Gottes nie geleugnet. Sie rühmen sich vielmehr, daß sie seine Gegenwärtigkeit, Einheit und Persönlichkeit auf stärkere Weise empfinden, als die anderen Menschen; und diejenigen von uns, die in der Wüste ein Element der Verneinung suchen, stoßen auf den Widerspruch, daß in Wüstenländern die positivste aller Regionen ins Leben trat. Gott wegzuleugnen ist stets das traurige Privilegium sehr Weniger gewesen; und jene Wenigen waren, genau besehen, stets Menschen, in denen die Fähigkeit, diese Frage zu ergründen, verkümmert war, meistens durch den Luxus, manchmal durch die Not.
Diese Philosophie ist nicht atheistisch; aber was immer sie auch sein mag, sie ist peinvoll, und hat etwas an sich von der Trostlosigkeit und Gewalt des Atheismus.

Nehmen wir das Buch Hiob, betrachten wir den Muhamedaner Arabiens, die wilden Heresien, von welchen die letzten Römer in dieser afrikanischen Provinz bedrängt wurden, und von denen die kurze Geschichte der Vandalen erfüllt ist, nehmen wir die modernen Tragödien, die zwischen den französischen Soldaten vom Norden bis zum Süden dieser weiten Sandebenen entstehen, und wir werden finden, daß aus der Sahara und ihren Grenzgebieten etwas böses ausgeht, oder wenigstens etwas, das für uns böse ist. Zwar liegt eine Intensität im Geist der Wüste, die wertvoll für uns werden kann, sofern sie mit europäischer Tradition stark vermischt oder durch die Zeit gemildert und umgewandelt wird, die aber, wenn wir sie an ihrer Quelle aufnehmen und uns unmittelbar von ihr durchdringen lassen, zum peinigenden Schmerz für unsere europäischen Gefühlsnerven wird. Die Form, in die sich die Wahrheit kleidet, wird umso vollendeter sein, je höher die Menschen stehen, welche diese Form annehmen. Die ganze Wahrheit kann von Sterblichen niemals ganz erfaßt werden, und die Wahrheit, die der einen oder anderen Gattung einleuchtet, wird am Wahrsten sein, wenn die betreffenden Menschen die gesündesten und normalsten ihrer Gattung sind. Was als Wahrheit für uns gilt, ist am wahrsten, wo wir selbst am gesündesten und normalsten sind: und diese gesündesten und normalsten Menschen sind wir Europäer. In uns muß die Welt ihr Haupt erkennen, wir haben die Häfen, die stete Gegenwart des Meeres im Vordergrund unseres politischen Lebens. Wir haben jene starke Differenzierung zwischen den verschiedenen Teilen unserer Einheit, die den europäischen Komplex zu einem so wundervollen Organismus gestaltet, wir allein verändern uns, ohne Verfall. Vor der Wahrheit, wie Europa sie entgegennimmt, kann ich mich nur verneigen, denn wenn sie nicht die Wahrheit ist, dann ist sie nirgends in der Welt zu finden, aber es dringt fortwährend jener »Afrikanische Wind« zu uns herüber, und er stört uns. Als ich vor einem Jahr auf jenem Bergrücken lag, ward mein Geist von jenem mächtigen Hauch vollkommen in Bann gehalten.

Tag für Tag wandern hier die Menschen unter dem eintönigen Himmel der Wüste, an ihrem Munde starren jene zwei tiefen Falten des Leidens und der Geduld, die man heutigen Tages in allen Ghettos von Europa wahrnehmen kann, ihr Lächeln, wenn sie lächeln, wird durch eine seltsam ironische Bewegung der Muskeln wieder unterdrückt. Ihre Augen haben einen Schein, den die Augen glücklicher Menschen nicht haben sollten, sie sind sozusagen gegen das Sterile abgehärtet, es liegt nichts in ihnen von jener Ruhe, die wir im Occident in einem fortwährenden Schauen tiefer Weideplätze und unzähliger Blätter erlangten. Sie sind nicht nur unter sich, sondern auch mit der mütterlichen Erde verfehdet, auf schweigsame mächtige Weise sind sie in Angst.

Ihre Moral besteht in einer drohenden Serie unerklärter Gebote, und ihrem Gottesdienst fehlen jene anmutigen unklaren Details, die der Kultus eines wahren Gottes sicherlich aufweisen muß. Hier ist alles schroff wie ihre Felsen, unfruchtbar wie ihre ausgedorrten Täler, und so schrecklich wie ihr bleierner Himmel; »Du sollst nicht« dies, jenes, und das andere tun. Ihr Gott ist eifersüchtig; ein Gott der Rache; in seiner furchtbaren Gegenwärtigkeit ist er eine Vision jenes Dämons, der sich bei uns glücklicheren Völkern zur grotesken Legende verdichtete. Er ertappt die Menschen, um ihnen ein Bein zu stellen; ihm fehlt fast jeder Bezug zum väterlichen Gott der Christen, der holländischen Dünen, der Wälder und Wolken von Mitteleuropa.

Die irdischen Gaben werden in der Wüste vergessen oder leidenschaftlich verneint; die Liebe ist unrein; desgleichen Tod, Geburt, und alles andere, was das Leben eines Menschen ausmacht. Obwohl aber all diese Dinge unrein sind, fehlt der Gedanke einer Reinigung. Auch wir fühlen auf unsere leichtlebige Art, daß diese unsere lebenslustige Animalität einiger Rechtfertigung bedarf; aber jene anderen des Südens bewahren eine intolerante Haltung: sie stehen in großer Furcht.

Ich habe beim Studium unserer eigenen Geschichte fortwährend die Punkte im Auge behalten, die auf den Einfluß hinweisen, den jene Geistesrichtung auf die Entwicklung Europas ausübte. Er trägt die Form der großen Heresien; die Verneinung der Wichtigkeit (manchmal der Existenz) der Materie; die Verneinung der Familie, die Verneinung des Eigentumsrechtes. Die Über-Einfachheit, die ein spezifisches Wüstenprodukt ist, geht durch all diese Torheiten durch, wie auch die Zurückweisung einer zentrischen, regierenden Macht auf Erden, auch eine Form der Rebellion, die charakteristisch für die Wüste ist. Die großen Heresien, sage ich, sind die Hauptmerkmale jenes Einflusses; in kleinen Dingen und Eigenschaften aber lassen sich seine Wirkungen am besten vermerken.

So fürchten sich zum Beispiel die Menschen der Wüste vorm Wein; aus gutem Grunde: wer in der Wüste Wein trinkt, der stirbt. In der Wüste kann der Mensch nur Wasser trinken; und wenn er eines erhält, ist es ihm wie ein Diamant, oder noch mehr, wie eine Verjüngung. Alle unsere europäischen Legenden, welche die Verschmäher des Weines verklagen und verwünschen, sind Legenden, die erfüllt sind von dem Hasse dessen, was nicht Europa ist, was Europa eingrenzt, und der Feind Europas ist.

Ähnlich steht es mit ihrem Aberglauben betreffs Zahlen. So muß der siebente Tag etwas furchtbares und bedrückendes an sich haben; es wird sieben Mal sieben Tage gefastet, usw. Wir Europäer haben stets im Stillen über solche Dinge gelächelt. Wir griffen diesen oder jenen Tag heraus, und unsere besonderen Daten

sind meistens Feiertage. Wir trugen Bilder auf unsere Felder hinaus, um die Natur unserer Religion noch mehr zur Entfaltung und zum Nachdruck zu bringen. Wir weihten Bäume und Höhlen; und die Feste der verschiedenen Ortschaften waren nicht die selben. Aber den Menschen der Wüste ward die unfruchtbare Zahl zum Gotte.

Dann wieder ist ihr Geist umschattet vom Worte, besonders dem geschriebenen Wort, dem Dokument. Es behielt stets für sie die Macht des Geheimnisses. Buchstaben einzugraben hieß, einen Bann auswerfen; und wenn sie nach einer unfehlbaren Autorität auf Erden suchen, so können sie es nur in den geschriebenen Worten eines heiligen Buches entdecken. Alle Äußerungen ihres Kultes geschehen durch Symbole. Bei uns wird das Symbol von dem was es vertritt, und obwohl es dessen Abglanz trägt, doch klar geschieden. Für die Menschen der Wüste aber kulminiert die ganze Verehrung in dem Symbol selbst.

Und so ist bei ihnen eine eigentümliche Panik vor den Bildnissen wahrzunehmen, eine Panik, größer sogar als die, welche sie vor dem Weine befällt. Es ist als sagten sie zu sich selbst: »Fort damit! wenn du dies hier läßt, werde ich es anbeten.« Sie sind der Besessenheit zugänglich.

Hand in Hand mit dieser Furcht vor einer graphischen Darstellung der Menschen oder Tieres, geht bei ihnen die Unfähigkeit, diese Dinge gut darzustellen. Die Kunst der Iconoclasten ist entweder kindisch oder roh.

Und unter all den philosophischen Symptomen, unter welchen sie leiden, steht ihre Art, die Schöpfung aufzufassen, obenan. Vor jeder Äußerung des Schöpfungswerkes haben sie Angst; und der unbegrenzte Weltenurheber schwebt ihnen deshalb fast vor wie ein Mensch, denn wenn wir uns vor etwas fürchten, sehen wir es in der Tat sehr lebhaft vor uns. Darum weisen die Legenden der Wüstenstämme allerlei fantastische, uns Europäern unverständliche Geschichten auf, in welchen Gott einhergeht, redet, ißt und kämpft; auch ist keine Spur von Allegorischen oder von Parabeln bei ihnen zu finden. Jene Vereinigung von Wahrheit und substilem, unwirklichem Schein, der die Wahrheit umwebt und bestätigt, ist unseren nebligen Ländern eigen, unseren verschlafenen Wäldern und weiten Fernsichten. Wir, die so oft von unseren hohen Dörfern aus weiche, verschwommene Horizonte sehen, Berge, die bald nah, bald ferne rücken, je nach dem Wetter; wir, die fortgesetzt die Wandlungen der Jahreszeiten spüren und von einem wahren Ozean mannigfachen und geheimnisvollen Lebens umflutet sind, wir brauchen und schaffen und zehren von Legenden. Die Grenze zwischen dem Wirklichen und Imaginären ist bei uns eine undeutliche Linie, die wir im Zwielicht lassen. Wir sind mit Recht von unserem Dämmerlicht beeinflußt, und unsere Fantasie belehrt uns. Wie viele Gottheiten haben wir nicht aufgerufen, um unsere Seen

und Höhlen zu bevölkern — Gottheiten ganz bestimmter Natur, die nie gesehen wurden, die aber dennoch niemals starben.
Den Wüstenmenschen scheint der mit Schönheit so vermischte Zweifel sinnlos. Was sie verehren sehen, ja greifen sie fast. In der furchtbaren Stille, die sie umgibt, werden ihre Illusionen zu Überzeugungen: der Geist einer Stimme wird vernommen, Schemen werden erblickt.
Auch zwei andere Dinge, die uns angeboren sind, haben über sie keinerlei Macht: das nationale, und das, was wir das »ritterliche« Bewußtsein nennen. Die beiden sind nur verschiedene Seiten eines und desselben namenlosen Begriffes, der aber allen Europäern zu eigen ist, so daß wir uns keinen Patriotismus denken können, der kein ritterlicher Patriotismus wäre. In früheren Zeiten hielten wir die Männer hoch, die gegen eine Überzahl im Kampfe lagen. Unsere großen epischen Gedichte erzählen von den Wenigen, die vor den Vielen Stand hielten; von Nächstenliebe und Schlichtheit, die dem Kämpfer eine Art magischer Kraft verliehen. Der Glaube hat diesen Geist nicht in die Welt gebracht; er brachte nur seine Erfüllung. Unsere Grenzen galten uns stets hochheilig. Wir überschreiten sie nicht mit Begeisterung (es sei denn, daß wir auf Abenteuer stürmen) aber wir verteidigen sie mit Begeisterung. In der ganzen großen römischen Geschichte, von den dunklen Etrurischen Anfängen an, ihren tausendjährigen Verlauf hindurch, sehen wir den Namen der Stadt heilig gehalten, als die Grenzen des Reichs. Die Menschen der Wüste haben kein Verständnis für solche Dinge. Sie sind Menschen aus natürlichem Antrieb, und ewig auf der Wanderschaft; sie schlagen keine Wurzeln; ihr Stolz trachtet lediglich nach Expansion; sie müssen kolonisiert oder vernichtet werden; kein Mann stirbt da für eine Stadt.
Als ich hinabblickte von dem Berg, dachte ich, daß mir die Wüste, die ich von so weit her aufgesucht hatte, die Erklärung dessen gab, was mir an den Mißgeschicken Europas unbegreiflich war. Lange starrte ich auf die schimmernde Weite. Doch als ich herabstieg, von dem hohen Sandhügel nordwärts zurückgehend, und wieder Felder durchschritt und fließendem Wasser wieder nahe war, und Wein aus einem Becher trank, der römische Sinnbilder eingezeichnet trug, da fing ich an, mich zu fragen, ob mir die Wüste nicht, wie es oft dem Reisenden geschehen soll, ein Trugbild vorgezaubert hatte.

IM GASTHAUS ZUM LÖWEN. Es war spät und schon hatte die Dämmerung eingesetzt, als ich auf meinem Pferde die Anhöhe erreichte; im langsamen Trab, denn wir waren seit dem frühen Morgen unterwegs, hatten uns vom Rasenweg entfernt, und die harte Straße erreicht; dabei hatte sich der Hügel, wenn auch

in sanfter Steigung, in die Länge gezogen. Von seiner Spitze aus sah ich nun schon hunderte von Malen die heimischen Wälder vor mir liegen.

An diesem Tage aber erschien mir die Landschaft in einem neuen Licht, weil so manche Einflüsse beitrugen, sie zu verklären. Der Herbst hatte sich verspätet und schwelgte nun in Farben; ein leichter Nebel verschleierte die Ferne, und einfarbig und grau wie Berge zogen sich die feierlichen Dünen unter einem stürmischen wolkenreichen Himmel hin.

Der Anblick war auf eine unsagbare, kaum durch Musik zu schildernde Weise ein überirdischer. All die niedrigeren Höhen der Ebene stimmten zu einem Bilde zusammen, das sich zu anderen Bildern wie das Wunderbare zum Alltäglichen verhielt.

Die fernen Mühlen, die Haide und die Tannen sahen aus, als hätte sie noch nie zuvor ein Wanderer erblickt, und als würden sie ihm nie wieder in eben diesem Lichte erscheinen. Es war eine Landschaft, die ich bis in ihren kleinsten Zügen kannte; dennoch war sie heute wie von einem fremden und höheren Glanze umwoben. Und für diese eine Stunde unter diesem Sonnenuntergang war mir die Heimat nicht etwas allbekanntes, sondern anbetungswürdiges. Die abendliche Glut, welche diesen Himmel gleichsam an einen andern Ort und in eine andere Zeit verwies, warnte mich vor der Dunkelheit; und ich suchte ein Gasthaus auf, von dem ich wußte, daß es hier in der Nähe liegt und das vortrefflich ist. Ein alter Mann verwaltet es mit seinem Weibe und die Beiden führen hier seit dreißig Jahren ein zufriedenes Leben. Ihre Kinder stehen außer Landes in Diensten und wohl versorgt; und die beiden Alten erfreuen sich ihres kleinen Besitzes, denn das Land ist gottlob frei. So harren sie des Todes ohne Angst und glauben zuversichtlich, daß er ihnen ohne Schrecken nahen wird. Denn auch ihre Frömmigkeit ist nicht von der heftigen Art derer, welche ein allzu schweres und mühevolles Leben hinter sich haben; sondern sie blieben als Bauern auf der eigenen Scholle zurück, und die Erde trug ihnen genug Nahrung, auch für ihre Seelen ein, denn ihre Religion war so vermischt mit den Beschaffenheiten ihres Bodens, daß, lebten sie nicht in unserer Zeit, sie einen Stein an diesem Ort errichtet hätten, ihn zu heiligen.

Die Anstrengungen ihrer früheren Arbeitsjahre waren so vergessen, daß sie jetzt keiner anderen Zeiten mehr gedenken, als der gegenwärtigen, die sie genießen; so daß ihre Gegenwart im Zimmer, während sie einem die Speisen vorsetzen oder auf der Schwelle einen begrüßen, an und für sich etwas friedliches hat.

An solchem Orte, mit solchen Wirten, vergißt man eine kleine Weile der Mühen des Lebens, und fühlt sich erfrischt. Kräftig greift man zu und trinkt in tiefen Zügen, schläft lang und gut, und setzt man sich am Morgen wieder aufs Pferd, um weiter zu reiten, so nimmt man es von neuem mit dem Leben auf; auch sind

derartige Haltstationen nicht ohne ihren künftigen Wert, denn die Erinnerung an eine vollkommene Ruhe ist eine Art von Sakrament, ein Viatikum auf die mühseligen Längen des Weges.
Der Stall dieses Hauses ist ganz aus Eichenholz, und nach über 100 Jahren hält das Holz noch Stand, nur das Dach senkt sich dort wo die großen Balken unter dem Druck der Ziegel etwas nachgeben. In diesem vorzüglichen Stall ist weiter kein Fußboden gelegt, als eine dicke Schichte aus Kalk; und die hölzerne Krippe hat eine scheinige, glänzende Stelle, wo schon an die tausend Pferde sich daran rieben. In jeder Hinsicht ein Stall, wie ihn ein kleiner Bauer errichten konnte, ohne in Schulden zu geraten. Es ist also ein Stall, der den Anforderungen der Neuzeit nicht entspricht; und obwohl die häßlichen Hände der Restaurierer die Wohnstätten der Tiere noch verschonen, so ist mir doch immer bang um diesen Stall, und ich bin jedesmal froh, wenn ich ihn noch stehen sehe. Denn die Menschen, die unsere Gesetze machen, sind dieselben, die unsere Bausteine und unsere Grundstücke und Metalle verkaufen; und sie richten ihre Gesetze so ein, daß es mit den Neubauten kein Ende nimmt, und mit dem schlechten Bauen auch nicht. Aber dieser Stall, wie gesagt, ist noch stehen geblieben, und hierhin führte ich mein Pferd, dem es nirgends wohler zu Mute, da es auch empfänglich ist für den Einfluß geheiligter Orte. Ich band es also hier fest, rieb es und wusch seine Füße und deckte es mit einer rauhen Decke zu; dann holte ich Hafer in der Nachbarschaft, denn ich bin im Orte bekannt, und konnte stets meines Pferdes Sorge tragen, wenn ich hierherkam. Und während es seinen Hafer fraß, dachte ich: »Gibt es einen Ort auf der Welt, wo der Mensch auch nur für kurze Zeit so glücklich sein kann wie das Tier? Wenn ja, dann ist es sicherlich hier, im Gasthaus zum Löwen.« Und mein Pferd schien zu sagen: »Es geht eine Tradition bei uns, daß von allen Geschöpfen der Erde der Mensch das geplagteste ist.« Ich ließ es dann und trat ins Haus. Es war ganz dunkel geworden, und die Fenster mit ihren viereckigen großen Scheiben und dem richtigen Ebenmaß glänzten nach außen, und gaben dem Zimmer etwas so heimliches, daß es den Eintretenden wie einen Freund zu begrüßen schien. Im offenen Kamin, der den Mittelpunkt des Hauses bildet, brannten mächtige Buchenscheite; während die Kerzen in ihren Messingleuchtern gelblich erstrahlten. Die getäfelte Decke war niedrig und lang wie eine Himmelsdecke. Und auch hier war alles aus Eichenholz: die Balken, die Schränke und der wuchtige Tisch. Als mir dann Speisen und Bier vorgesetzt wurden, da waren sie von der Art, wie sie von jeher in dieser Gegend bereitet und, wenn das Glück es will, sich auch Generationen hindurch unverändert erhalten werden. Und wie von einem entlegenen Standort aus konnte man hier der alles beschränkenden Zeit gedenken, in der sich unser Leben hinzieht. Und indem mir die Verderbnisse

der rußigen Großstädte vor Augen schwebten, war mir, als befände ich mich hier in einer Art von Festung der Gesundheit und Tugend, die dem Ansturm Stand zu halten vermöchte.
Solche Träumereien hielten mich noch gefangen, als ein Mann das Zimmer betrat dessen Miene und Haltung einen vortrefflichen Gefährten versprachen, aus dessen Auge mir zudem ein ungewöhnliches Licht entgegenschien. Er war von mittleren Jahren, fünfzig, oder darüber hinaus, mit krausem, ergrautem Haar und einem gebräunten Gesicht als wäre er viel auf offener See gewesen, groß und von ziemlicher Stärke. Er grüßte mich, und fragte mich nachdem er gegessen hatte, ob auch mir dies Gasthaus bekannt sei.
»Schon lange«, gab ich zur Antwort, »und da ich jeder Zeit hier Einkehr halte, ist es mir heimatlicher sogar als manche Wohnungen, in denen ich einst zu Hause war. Denn heutzutage werden wir, die nicht müßig sind, von einem Orte zum anderen verschlagen, und nur den sehr Reichen ist ein Verweilen und Sicherheit vergönnt. Aber sie nützen es nicht, denn sie sind zu träge um Wurzeln zu schlagen.«
»Dennoch bin ich von ihrem Blute«, sagte er »und es liegt ein Haus in dieser Gegend, das mein gehören sollte. Aber nichts kann von Dauer sein in jetzigen Tagen. Ich sah meine Heimat nicht wieder (obwohl sie hier in der Nähe liegt), seit ich sie in meinem dreißigsten Jahre verließ; und auch ich kehre lieber in dies Gasthaus ein, in dem ich, wie Sie, mich heimischer fühle, als in irgend einem anderen Hause; weil ich meiner Aufnahme sicher bin, und weil ich weiß, was ich hier finde, und weil das, was ich hier finde, für jeden meiner Landsleute zu finden ist so lang die Seele dieses Bodens sich nicht verflüchtigt.«
»Sie kommen also«, sagte ich (wir saßen nun nebeneinander vor dem Feuer und hatten nur eine flimmernde Kerze zwischen uns, und eine Flasche alten Weines) »Sie kommen also aus demselben Grunde hierher wie ich?«
»Und welches ist dieser Grund?« sagte er.
»Nun«, meinte ich, »um der Täuschung mich hinzugeben, als gäbe es einen Ort, an dem die Zeit sich aufhalten läßt, und in irgend einer Form ein Teil wenigstens der Dinge, die wir lieben, sich erhält. Denn seit ich ein Knabe war, ja so lange ich zurückdenken kann, blieb alles in diesem Hause unverändert; und hier entfliehe ich jener bedrohlichen Geselligkeit, die wir beide kennen.«
Er verhielt sich ernst und schweigend; nach einer Weile antwortete er:
»Ich halte es für unmöglich, daß man nach vielen Jahren einer solchen Täuschung sich hingeben kann. Genau wie ein junger Mann sich nicht mehr (wie es Kinder tun) als Held eines selbst erdichteten Dramas denken kann, so kann ein alternder Mann (wie ich) von keiner Gesellschaft – am wenigsten der eigenen – die Aufheiterung erwarten, die aus einer dauernden Illusion hervorgeht.«

»Was mich betrifft« entgegnete ich, »so weiß ich wohl, daß, obwohl ich jenes Gefühl in mir wachzurufen vermag, es nur ein sehr ephemeres ist; und ich fasse es eher so auf, wie man gemeinhin ein Symbol auffaßt. Denn wenn auch unsere guten Wirte zuletzt wegsterben werden, und irgend ein Bräuer dies kleine Feld aufkaufen, und statt des Bordeaux, den wir jetzt trinken eine gefälschte Sorte, und statt dieses Bieres etwas gleich schlechtes wie der Wein hier zu finden sein wird, und obwohl Disteln auf dem guten Ackerboden draußen wuchern werden, und mit einem Wort, dies Gasthaus niedergerissen und zu einem Hotel erstehen wird, so kann ich doch nicht anders denken, als daß dieses unser Land dauern wird, und ich glaube nicht, daß es lediglich auf Selbstbetrug oder willkürlicher Betäubung beruht, wenn ich hieher komme und mich an dem weide, was schon so lange sich hier erhielt, weil es unserem Lande eigen ist.«

»Alles, was Sie hier sagen« erwiderte er, »hat Teil an Ihrer Sucht der Notwendigkeit zu entrinnen. Aber Sie selbst sind aus dem Stoff, für den ein Innehalten den Tod bedeutet; und eine jede Emotion, die Sie erfuhren, ist ihrer Natur nach eine momentane, und muß es sein, wenn sie lebendig bleiben will.«

»Dennoch gibt es einen höheren Durst« versetzte ich, »nach etwas Unvergänglichen. Wenn dem nicht so wäre, warum säßen wir Beide hier darüber zu argumentieren, oder kehrten hier ein um uns am Althergebrachten zu weiden? Und wenn wir diesen Durst haben so beweist es, daß es ein Ziel und eine Befriedigung für uns gibt. Da nun mir nichts anderes bekannt ist, so kann ich nur in dieser sichtbaren Welt danach suchen. Und ich suche es in meiner heimatlichen Gegend und in den Traditionen meines Blutes.«

Allein er gab zur Antwort: »Nein, nicht so läßt sich das Ziel erreichen, von dem Sie reden. Und jener sicher göttlich zu nennende Durst wird in keinem Strome gestillt, dem wir auf unserer Reise antreffen, noch in den kleinen Flüssen, die hier unsere heimatliche Erde durchziehen.

Ich: »Was ist es denn dann für ein Ziel?«

Er: »Oft wollte es mir einleuchten, daß, wenn einst das vergebliche Suchen zu Ende ist, all dies Herumirren sich erst als der Anbeginn eines viel größeren Abenteuers herausstellen wird, und daß ich nach einem anderen Ort ausziehen werde, wo alle meine Sinne ihr Genüge und die Angst vor der Vergänglichkeit ihr Ende finden werden.«

Ich: »Wer möchte leugnen, daß solche Bilder zeitlebens uns verfolgen! Wenn wir aber die Verluste und die Mängel des Lebens kennen lernten, und besonders wenn wir die Schranke, die unseren Erfahrungen Halt gebietet, schon von Fern erkannten, dann sehen wir ein, daß jene Bilder eitel Trugwerk sind; und davor rettet uns nichts. Was in uns Schlüsse zieht, mag an sich und un-

sterblich sein: denn es liegt außerhalb der Zeit. Es entzieht sich dem Ergründen der Gelehrten und hat mit unserem materiellen Daseins nichts zu schaffen. Aber für all die anderen Dinge, die wir nur halbwegs im Leben erfüllt sehen, sicherlich können die andernorts überhaupt nicht erfüllt werden. Die Farbe ist für das Auge, und die Musik für das Ohr, und alles was wir lieben, dringt auf Wegen zu uns ein, die Zerstörung finden.

Er: »Dennoch kann sich unsere Sehnsucht nur auf solche Dinge beziehen, die wir schon kennen, und die Sehnsucht ist, wie Sie sagten, ein Beweis für die Existenz dessen was man ersehnt; und wenn dem nicht so wäre, so hätten so bezügliche Worte wie »Freude«, »Zufriedenheit« und »Erfüllung« keinen Sinn.

Ich: »Nun ja; allein obwohl unsere Wünsche der stärkste Beweis sind für die Wahrheit, so bleibt doch noch der Wunsch nach Illusion, wie es bei wachem Bewußtsein den Wunsch gibt nach erreichbaren Dingen, und im Traume den Wunsch nach fantastischen und unwirklichen. Jeder Vergleich, den wir ziehen, überzeugt uns immer mehr, wie auch der ganze Plan des uns umringenden Lebens, daß mit unserem Hinscheiden auch die Sprache und das gemütliche Kaminfeuer, und die Felder, und die Stimmen unserer Kinder vergehen werden, und daß, wenn wir sie verlieren, sie uns auf immer verloren sind.«

Er: »Aber diese Dinge wären nicht, wenn sie ein Intellekt nicht erfaßte. Und woher wissen wir mit Bestimmtheit, welche Wege für den Geist von Nöten sind? Und fände da der Geist keine anderen Wege sich zu äußern? Und Sie, die meine Mutmaßung eines möglichen Zieles zurückweisen, nennen Sie mir ein anderes?«

Ich: »Salva fide, ich weiß keines.«

Darauf fuhr er fort: »Ich habe zu lange über diese Dinge nachgedacht, als daß irgend welche Gegensätze zwischen einer und der anderen Weltanschauung mich verwirren könnten, auch weiß ich, daß eine lange und gründliche Betrachtung irgend einer Frage denselben Menschen zu widerstreitenden Resultaten führen muß. Was mich betrifft, so werde ich in meinem nicht mehr fernem Alter zuversichtlich erwarten, daß ich nach meinem Ende ähnliche Dinge antreffen werde als die ich bisher kannte. Denn Dinge, die ich hier genußreich finde, sind ein und derselben Natur; und wenn das Leben eines Menschen endgültig ihrer beraubt werden soll, dann ist es falsch das Wort »ewig« zu gebrauchen, oder es sollte nur metaphorisch gebraucht werden.«

»Sie meinen also« sagte ich »daß ein unsterblicher Teil in uns nicht nur mit unserem Wissen, sondern auch mit einem jeden unserer Gefühle verwoben ist, und daß unsere endliche Erfüllung etwas von sinnlicher Freude tragen

wird: Düfte, schöne Gegenden, und ein sichtbares Heim, das uns teurer sein dürfte, als selbst diese geliebten Hügel?«
»Etwas ähnliches« gab er zur Antwort, mit einem leichten Achselzucken. Er sah gar stattlich aus, während er neben mir saß, und in das Feuer starrte. Seine Haltung zeugte von jenem Gemisch von Kraft und Müdigkeit, die all denen eigen ist, welche weit und mit hohen Plänen umherreisten, beständig auf der Suche nach einem erstrebenswerten Ziel, das sie nie erreichten.
Das Feuer war verloschen. Die Flammen lichteten nicht länger empor; aber unterhalb der Buchenscheite, da wo eine Glut noch zurückblieb, fiel Asche.

P. J. TOULET: LETTRE DE PARIS. JUIN 1909

LA FOIRE AUX TABLEAUX. Aux temps, hélas lointains où Mr. Elémir Bourges écrivait des chroniques au Gaulois, il se demanda, pendant une épidémie de peinture particulièrement dangereuse, s'il fallait plaindre ou féliciter les aveugles d'être, là devant, pareils à ces fétiches de l'Ecriture, qui avaient des yeux, comme l'on sait, mais n'y voyaient pas. Celà depend sans doute de la toile exposée; et il en est dont une ménagère même ne regretterait point qu'on l'ait couverte de couleur et d'huile.

Telle, à l'Exposition des Cent Portraits ‹cinquante anglais et cinquante français› cette extraordinaire Marie=Antoinette, en amarante et vert, dont on fait honneur à Drouais=le=fils. Sous la poudre d'une haute coiffure, si neigeuse qu'on dirait le présage même de ce jour à venir où la Reine, prisonnière ou Temple, se ré=veillera avec des cheveux tout blancs, le visage est d'une hauteur un peu lointaine et inexpressive: il participe de l'idole et de la poupée. Et peut=être n'est=ce là qu'un masque; le masque par où semble nous regarder encore Marie Antoinette de Lorraine=Habsbourg, archiduchesse d'Autriche, dauphine de France. Mais le col long, flexible, candide, fait songer plutot à la fille onduleuse du Cygne et de Léda.

Une autre reine, Charlotte de Mecklembourg, femme de Georges III. paraît d'abord plus mystérieuse encore. Elle fut peinte par Gainsborough, et le critiques d'Outre=Manche surnomment communément cette toile »la Joconde anglaise«. Mais on sent bien, au bout d'un instant, que la Monna Lisa n'a point gagné à passer l'eau; et qu'il y a, de Léonard à Gainsborough, autant de distance que de l'énigme à la charade.

La Grande Bretagne ne semble du reste pas représentée aux Cent Portraits par des oeuvres toutes très=caractéristiques ni très=pures; et les visiteurs qui, par cour=toisie ou par snobisme, affectent de préfèrer l'École anglaise à la nôtre, peut=être n'en trouveraient=ils pas leurs meilleures raisons aux Tuileries. Car il s'est tout de suite, et comme on s'y pouvait attendre, formé là dessus deux partis ardents et irréconciliables. »Quoi, s'écriait l'autre jour chez Rumpelmayer, une dame plus experte, dirait=on, aux choses du sentiment qu'à celles de l'art, ne sentez=vous pas, au prix de Ramsay ou de Hogarth, combien nos portraitistes sont affectés, conventionnels, esclaves de la mode, depuis Rigaud ou le tumultueux Largillière jusqu'à Danloux et Mme. Vigée=Lebrun?« Voire, dit Panurge. Es ces argu=ments se peuvent retourner. Car enfin, et Reynolds mis à part, tous les portai=tistes anglais ne sont=ils pas un peu frères? Qui donc distinguerait, à moins de fortes études ‹ou de bons catalogues›, un Raeburn d'un Hoppner, un Lawrence

d'un autre Lawrence? Quant au fameux air aristocratique, que le gens du monde s'accordent à découvrir dans ces figures de Keepsake, qu'en restera-t-il, si vous y abolissez le parti-pris d'une taille trop longue, la bizarrerie des chevelures, le romantisme des fonds de paysage, et surtout ce je-ne-sais-quoi d'étranger qui émeut le Parisien? Comme si l'on ne sentait par tout de suite que, de l'actrice Missis Siddons, gloire de Gainsborough et de la National Gallery à l'Honorable Marjory N., héritierè de cinq ducs, il n'y a — sur le canevas — que l'épaisseur de cette lady Hamilton qu'on peut admirer, aux Cent Portraits, peinte deux fois par Romney, et qui, sous les Georges, naquit dans un ruissau de Londres pour être aimeé d'une reine et d'un amiral.

Longtemps avant Lady Hamilton, Mme. de Pompadour, habile aux aventures, avait trouvé couche royale, et peintre de roi. C'est Boucher, ici, qui nous la présente en deux vivantes esquisses, d'un métier plus riche et plus gras qu'on n'admire chez lui d'ordinaire. Non loin de là se découvre un Perronneau délicieux à voir; et sur une grande toile un peu malmeneé par le temps, Mme. Labille-Guyard, qui s'est peinte solidement et brillamment, entre son chapeau à plumes et ses deux élèves les plus chéries. L'une d'elles s'appelait, non sans grâce, Mlle. de Rosemont: elle était jolie, et mourut jeune.

En cas que nous ne soyons pas au terme de saturation, voici d'autres figures qu'on nous présente à Bagatelle. On sait que Bagatelle est l'ancienne Folie, ou petite maison, du comte d'Artois, le futur Charles X. Il l'aurait, à ce qu'on assure, fait élever en quelques mois, — comme une espèce d'impromptu, comme un madrigal de pierre, — à la gloire de la Reine, sa belle-sœur, jeune, charmante, dédaigneuse, et qui n'en fut point touchée. Et, sûrement, il ne songait point qu'on y assemblerait quelque jour un trio de democraties en jupons. Car ce qu'on y peut voir aujourdhui, c'est une Exposition de portraits de femmes sous les trois Républiques. (Trois Républiques, déjà: comme le temps passe!)

Il semble que ce soit la première qui nous a laissé, de ses belles, les plus frappantes images; et que, pour une fois, la politique sut marquer, à son dur poinçon, les modes comme les visages. Aussi bien la politique de ces temps là a-t-elle transformé beaucoup de choses. »Le sang«, à ce qu'affirme un dicton américain, parfaitement inintelligible d'ailleurs, »est plus lourd que l'eau.« Oui, et que l'eau de rose.

Cette marquise d'Orvilliers, par exemple, dont le régicide David nous offre, inachevé, le saisissant fantome, c'est bien la dame telle qu'un septembriseur les pouvait aimer — en vie. Elle est bon-enfant, elle est bien portante, presque grasse. Elle est heureuse, la malheureuse. C'est à croire qu'elle regarde passer la charrette où cette même Marie-Antoinette — pour qui l'on ne bâtit plus de Folies, — va

inspirer au même David une si terrible caricature, qu'il aurait dû au moins dessiner à la sanguine. Ah, marquise, ne riez pas. Vous êtes une sans-culotte.
Au lieu que votre sœur, Mme. de Pastoret, voilà une personne sensible. De ses bras forts, elle coud solidement, auprès d'un berceau. Qui sait, peut-être une layette. Car dans le berceau, il y a un enfant. Il faudrait être de pierre pour n'être pas ému — encore que David l'ait peinte avec un peu de dûreté. Et il a esquissé aussi une éclatante baronne Jeanin, qui s'efforce, tant qu'elle peut, de ressembler à Pauline Borghèse. C'était la mode, aux anneés 1800, d'avoir un peu l'air Bonaparte.
C'est David, décidément, qui triomphe à Bagatelle; et, avec lui, Goya, par une esquisse surprenante, une préparation pour le partrait de l'infante Marie-Isabelle. Mais il faudrait citer aussi Prudhon; et Fantin-Latour, qui fut un grand portraitiste, de la lignée de Philippe de Champaigne; et Manet, dont c'est toujours un plaisir de revoir cette demi-figure bien connue de jeune femme, qu'on appelle: le Printemps. A citer aussi, pour mémoire, le portrait bien démodé de Mme. Bizet par Elie Delaunay; et quelques toiles des Dubufe, dont le troisième vient de mourir, et fut un des organisateurs les plus précieux des Expositions de la Société Nationale.
Tout celà fait beaucoup de portraits. Et beaucoup de portraits, c'est un désert d'âmes. Il est si rare, il est si doux, au cours de ces arides visites de musées où nous entraine un amour mal récompensé de la peinture, d'être arrèté soudain, comme par une main qui se poserait sur votre épaule. Ce n'est rien, ce n'est qu'un visage; moins qu'un visage, un sourire, un bouche que Prudhon a tracée, un profil de Watteau qui »tourne«, à peine le reflet captif de la vie. Ce n'est rien — et c'est beaucoup.
Mr. Claude Monet s'en tient depuis longtemps déjà aux reflets de l'athmosphère, et au visage des fleurs. Ce sont aujourdhui les nymphéas de son jardin qu'il nous montre chez Durand-Ruel, en une trentaine de toiles carrées, extrèmement brillantes et chantantes. Les nuances les plus subtiles dont la lumière pare les heures changeantes du jour — depuis le vert-noir, jusqu'à l'outremer et l'hyacinthe — s'y jouent autour de ces beaux calices suspendus sur les eaux. Le métier de Mr. Claude Monet n'a jamais étè très-agréable à examiner de près: c'est rarement qu'il donne au spectateur cette espèce de plaisir spécial que cause une touche délicate, ou la coulée d'une pâte riche et précieuse; — avec celà, ses toiles, vues d'ensemble, sont toute lumière et harmonie. Sans doute il n'y emprisonne jamais le frisson poétique d'un Corot, ou la mélancolie d'un Sisley. Ce n'est pas Ruysdaël, non plus, triste et passionné; ni le romanesque Claude; et s'il réfléchit, c'est un peu à la façon d'un miroir; mais d'un miroir magique, qui

répandrait sur les choses plus d'enchantement qu'il n'en reçoit. Le mieux et le pis qu'on ait dit de lui fut de le définir: un oeil au bout d'un pinceau.
Mais c'est bien longtemps s'occuper de peinture. Sautons par dessus quelques autres étallages particuliers, moins significatifs. Et quant aux deux Salons, d'en parler sérieusement, celà prendrait beaucoup de place. Il ne serait pourtant pas trop difficile, parmi ces mille et mille exposants, de découvrir une demi-douzaine de peintres sachant peindre: Mr. Lobre, par exemple. Mais vous n'y comterez ni Mr. Degas, qui ne peint plus; ni Mr. Forain, qui est tout à l'eau-forte, depuis quelques mois; ni Puvis de Chavannes, qui est mort.
Et puis, au fond, ce qu'il y a de plus pittoresque, dans toutes ces exhibitions de Paris, c'est le dos des Parisiennes qui font semblant de regarder les tableaux. Vous voyez d'abord une longue redingote kaki, chaudron, ou prune-de-Monsieur; là dessous une jupe si étroite à la fois, et si flottante, que l'on se demande avec surprise si ces dames n'ont pas laissé au vestiaire des appas que leur petite âme idéaliste jugeait trop substantiels; et là dessus enfin, couvrant la nuque comme un casque de condottière, imposant comme une coupole, rond comme un fromage, profond comme une cloche à plongeur, et fait d'herbes de couleur comme une natte, le gigantesque, l'absurde, le déconcertant, le délicieux chapeau que leur impose la mode.

PATERNITÉ ÉLECTIVE. Il court une étrange histoire au sujet d'un homme de lettres bien connu, surtout en Allemagne, et d'une artiste étrangère fort applaudie, surtout à Paris que, tous les soirs, elle voit à ses pieds. Celle-ci, qui voile, en son âme nourrie d'esthétique, un darwinisme de stud-book sous quelques nuages platoniciens, réfléchissant un jour à l'effort qu' elle avait fait vers la Beauté s'affligea qu'il dut s'arréter avec elle. Et c'est peut-être la même penseé qui a précipité dans le mariage tant de gens que la nature avait créés pour un robuste célibat.
Sans vouloir jusque là pousser le desespoir, notre artiste fit comme, avant elle, avait si souvent fait le peintre Carrière: elle s'en tint à l'idée de Maternité; en quoi l'on voit tout de suite qu'elle n'est pas d'ici, où, par un procès inverse, les dames aiment mieux commencer par l'idée de mariage, — et finir aussi. Restait à trouver le père; car il est encore d'usage que les enfants en aient un, — au moins un. Et la dame demanda le tout Paris, ainsi que le Bottin mondain. Ce n'était pas trop, pour découvrir celui qui devait transmettre au futur messie la pureté de race, le génie, la beauté, — pour ne rien dire de la Vérité et de la Justice <qui sont des bâteaux, comme on sait.>

Or son choix tomba sur un de nos écrivais les mieux doués, et, — comme elle est femme, après tout, — sur un des mieux doués physiquement. Le malheur, cest quil était marié, qu'il aime sa femme, et que l'autre ne lui plaisait qu'à demi. Il commença par refuser tout net. Que fit l'impétrante? Elle en appela à la femme de l'écrivain, qui n'en a pas d'enfants; et cette nouvelle Sara se laissa si bien persuader de la gloire qui en rejaillirait sur son mari, qu'à son tour elle le persuada, — elle le persuada d'être père. De l'avis de tous les astrologues consultes, c'est au commencement de l'automne prochain que la conjonction des astres sera le mieux en harmonie avec celle des procréateurs. La rencontre aura lieu à la Grande Roue. Seuls y assisteront quelques intimes, et un cinémato=graphe — ou deux.

SPECTACLES. Hélas, qu'elles doivent souffrir, tant de dames, que la mode contraint d'aller se montrer au Châtelet, à ces représentations russes qu'on y donne, et que d'autre part, une cruelle administration oblige d'y venir tête nue. »Quel plaisir, songent=elles, peut=on goûter à voir bondir, et se perdre dans la nue, et ratomber lentement sur le plateau, comme un flocon, ce dieu prodigieux de la danse, l'élastique, l'aérien, l'impondérable Waslaw Nijinsky, — si l'on ne peut empécher les gens qui sont derrière de le voir aussi? Et se mettre »en peau«, celà est fort bien; mais pourquoi ne pas nous laisser rattraper en fleurs et plumes tout ce que le décolletage nous coûte de pudeur et de vêtement?«
Il faut bien l'avouer, le souci de la parure est chez la femme beaucoup plus pro=fond que celui de se couvrir. Outre qu'il n'y a que trois choses de son corps qu'elle aime à masquer: ses pieds, ses mains et son visage. Que si, comme elles font de leurs épaules, elles nous découvraient leur pensée; nous y lirions, sans étonnement, que l'on peut s'habiller très=bien avec des gants, deux ou trois bra=celets, une paire de bottines à hauts talons, et un grand, grand, chapeau à plumes. Mis à part le plaisir de la contradiction, et que les Messieurs n'aiment pas beau=coup d'aller au théâtre pour n'y pas voir, ou pour n'y voir qu'un écran mouvant derrière lequel, peut=être, il se passe quelque chose, n'est=il pas injuste et tyran=nique qu'on fasse les dames respecter ce caprice bien masculin? Et voilà pour=quoi, sans doute, l'autre soir, à la Répétition Génèrale d'Ivan le terrible, la belle Mme. E. avait surmonté d'une grande aigrette l'épaisse et ténebreuse tor=sade de ses cheveux. Supposez maintenant qu'on mette un peu de ruban autour de cette aigrette, puis un peu de paille autour de ce ruban, après tout, ça ne fait pas un chapeau. Et seriez=vous assez cruel pour ne permettre pas qu'on y ajoute quelques fleurs, — oh, quelques menues fleurs bien simples,cueillies dans un pré

voisin: des rhododendrons, des chrysanthèmes, des magnolias, — seriez-vous assez cruel, vraiment...?

Cependant Ivan le terrible, mélodrame un peu enfantin, déroulait, parmi des décors d'une invention à la fois archaïque et subtile, le mouvement harmonieux de ses choeurs, et toute cette habile musique de Rimsky Korsakoff dont l'orchestre savant et les riches ensembles ne nous feront toutefois pas oublier le Boris Goudounoff de Moussorgsky, si justement acclamé à Paris l'année dernière. Et bien loin de le faire oublier, il y a des passages où elle ferait plutôt qu'on s'en souvient. Mr. Chaliapine y fut surprenant, à son ordinaire. La voix est un charme constant pour l'oreille. Elle la remplit et la désaltère comme le bruit d'une eau profonde, fraiche, transparente, et qui ne brise pas. Sa mimique, par contre, est quelquefois déconcertante, lui-même un peu suspect de cabotinage et de grimace; surtout dans le dernier acte, où sa marche pesante et courbée, sa canne, son grand fauteuil, et jusqu'à la façon dont il confesse sa fille, font songer qu'il a peut-être tort de confondre dans son jeu Ivan le Terrible avec le Malade Imaginaire. Mais Mlle. Lipkowska, avec sa robe d'un rouge à la fois vif et nourri, sa tiare de perles blanches, ses agenouillements, son visage candide, avait l'air d'un Memling comme on n'en voit pas, — d'un Memling en vie.

A part la »Saison Russe«, il n'y a pas à signaler grandes nouveautes théatrales. Le Bacchus de Mr. Massenet fut accueilli un peu fraichement à l'Opéra. Aussi bien n'est-ce pas ce qu'on appelle une oeuvre de jeunesse; et le livret est-il de feu Catulle Mendès, dont la carrière dramatique ne fut jamais très-heureuse, (témoin, récemment encore, son Impératrice), ni ne le mérita jamais autant qu'en ce livret puéril, emphatique et confus. Quant à la musique, le mieux qu'on en puisse dire est qu'elle est décente, et mèle un peu d'enflure à une abondante pauvreté.

Comme si tout celà, — après les démèlés de ses triumvirs — n'était point assez pour accabler notre Académie-Nationale-de-Danse-et-de-Musique, le bruit courut qu'on offrait à l'un d'eux, Mr. Messager, le célèbre chef d'orchestre, contre un demi-million par an d'aller diriger le Manhattan théâtre, à New-York. Il se confirme aujourdhui que Mr. Messager refuse; et, satisfaits sur ce point, nous le sommes aussi de constater que la Republique sœur, malgré sa dernière crise, n'est pas réduite à la mendicité; et peut encore s'offrir du bâton pour cinq cent mille francs, — sans compter les centimes, à cause du change.

Que vous dire de Veuve Joyeuse que vous ne sachiez, — et nous aussi. Car ses valses voltigent déjà de Montmartre au Bois de Boulogne. En vérité, celui qui ne les saurait pas encore par cœur, il lui faudrait avoir, loin de toute Abbaye de Télème, assez gardé son innocence pour ignorer ces animaux stridents et dangereux qu'on appelle: tziganes, dans les restaurants de nuit. Leconte de Lisle jadis,

après en avoir soigneusement observé quelques uns à travers son monocle, comme si c'eut été des singes savants, observa »qu'il ne leur manquait que la parole«. Hélas, ce n'est pas le bruit qui leur fait défaut.
Mais Paris est en génèral mieux accueileant aux flonflons les plus étranges et les plus étrangers qu'à Rome récemment on ne se montra courtois envers Pelléas et Mélisande. Londres a vengé, l'autre jour, par ses applaudissements, ce chef d'œuvre expressif et subtil; et Mr. Claude Debussy qui était allée en diriger les répétitions, est revenu enchanté de ses interprètes, de son chef d'orchestre, de son public. Celui=ci le fut peut=être moins de Mr. Debussy, qui, à la première, et malgré tous les appels, refusa de se faire voir. N'est=ce pas une coutume dis=grâcieuse que de faire monter un auteur sur les planches? Rimsky=Korsakoff, l'autre année, se prèta chez nous à ce caprice du public le l'Opéra, qui n'en a pas toujours d'aussi vulgaires. C'était un spectacle tristement comique que ce long vieillard se cassant, et se recassant en deux, pour saluer, auris que de perdre ses lunettes.
C'en est un à peine moins discutable, que les danses de Mme. Isadora Duncan, à qui le peuple innombrable des snobs et des snobinettes jette ses plus belles cour=onnes — de papier doré. Elle nous est revenne l'autre jour, et le principal éloge que l'on continue d'en faire, c'est qu'elle danse pieds nus. Comme s'il n'y avait pas des petites filles par milliers, et même des petites femmes, qui dansent pieds nus, elles aussi, dans leur chambre à coucher. Seulement, on ne fait pas entrer le monde. C'est du reste une exagération manifeste que de qualifier: danse les évo=lutions de Mme. Duncan. A la voir suivre ainsi, toute seule au milieu d'un vide immense, le penchant de son bizarre génie, les gens polis la comparent à un bas=relief gree retouché par le sculpteur St. Gaudens. Les autres prétendent qu'elle a l'air d'un alcoolique qui a perdu son rat. Et il y en a, enfin, qui, ayant connu Séville, se rappellent, non sans nostalgie, qu'une table y fournit assez d'espace à la danse ardente, et triste, et voluptueuse, d'une Espagnole aux hanches lentes.
Pour en finir avec les spectacles, signalons deux ou trois autres nouveautés, pas très=nouvelles non plus: Connais=toi, à la Comédie Française, drame ennuyeux, mais avec profondeur, où Mr. Paul Hervieu a dégainé une fois de plus cette prose française, noble et terne comme une épée rouillée, dont il a l'usage; — L'Even=tail de lady Windermere, que Mr. Robert d'Humières, avec son art accoutumé, a tiré pour le théâtre des Arts d'une pièce d'Oscar Wilde; — le Beethoven en=fin de Mr. Fauchois, à l'Odéon, que la jeunesse et la province ont applaudi des quatre mains. Plusieurs personnes attirment que cette pièce est en vers.
Et voilà.

UNE JOURNÉE RÉVOLUTIONAIRE. La C=G=T ⟨Confédération Générale du travail⟩, — qui, telle que le sabre de Monsieur Joseph Prudhomme vis à vis du Gouvernement, sert à défendre le travail sans=doute, mais au besoin à l'attaquer, — ayant décrété la Grève Générale, Paris s'endormit avec l'agréable frisson d'un enfant à qui l'on raconte des histoires de brigands ou de méchantes fées. On allait enfin savoir ce que c'est qu'une Révolution, sorte de spectacle qui, depuis longtemps, a disparu de l'affiche. On allait savourer le plaisir de voir les boutiques closes, les trains paralysés, le pain cher; et de recevoir des coups de fusil tantôt de la troupe, tantôt des ouvriers. Et dès qu'il fit jour, c'est à dire sur les onze heures, Paris se répandit dans les rues.
Il faisait une journée délicieuse. Un air subtil, trempé de soleil, riait parmi les platanes des avenues, et autour des maisons pavoisées. Car c'était les fêtes de Jeanne d'Arc, aussi; et la bannière blanche et bleue de la nouvelle Sainte flottait un peu partout.
Cependant la révolution battait son plein. Les magasins étaient ouverts. Cà et là un facteur agile, qui courait de porte en porte, comme une abeille de fleur en fleur, se croisait avec un jeune porteur de dépèches. On entendait siffler les trains dans les gares, les marmitons sur les trottoirs, les merles dans les arbres. Et, de temps en temps, une automobile écrasait un piéton.
Sur la place St. Augustin, autour de la statue de Jeanne d'Arc, de très=jeunes fils de famille acclamaient la Pucelle, ou insultaient au régime républicain, tandis que des agents les dispersaient d'un air paternel. Et il y avait aussi de vieilles dames en noir, redoutables, armées de parapluis qu'on eût dit forgés par les Cyclopes industrieux, — de vieilles dames qui criaient: »Assassins!«
Quand la manifestation se fut d'elle=même dissipée, un peloton de gardes à cheval arriva au trot de charge; et, sans trop de pertes, s'empara de la place; qu'elle occupa solidement, et qui était d'ailleurs complétement déserte. Ce fut un émouvant spectacle.
»Et les ouvriers?« dira=t=on. Le ouvriers? Ils travaillaient. Peut=être avaient=ils médité la cruelle boutade de Mr. Forain: »Comme c'est laid, un ouvrier qui se repose!«

MAX BROD: GEDICHTE

AN DIE GELIEBTE, AN MILADA

Oft ist es mir, als quälte
Ich dich sehr,
Und mir erscheint deine leidbeseelte
Miene im Tränenmeer.

Hast du je bei mir geweint?
Oder meinetwegen?
Ich glaube, nein. Und doch erscheint
Dein Gesicht wie im Tau gelegen.

In all den Zeiten unsres Spieles
Haben wir nie gestritten.
Doch ist es mir, als hätt ich dir vieles
Abzubitten.

Ich habe dich in Gefahren getrieben —
Du bist ruhig geblieben.
Das Ärgste: ich habe dich beschrieben —
Du bist ruhig geblieben.

Ich weiß nicht, Dinge sind vorgegangen
Ohne Grund...
Ich seh ihnen nach, mit heißen Wangen,
Aufgekrümmtem Mund...

Kein Schmerzlaut ist erklungen —
Was bist du so stumm?
Ich weiß nicht, waren es Beleidigungen?
Ich bin ängstlich und weiß nicht, warum.

Vielleicht wie unter Wasserspiegeln
Fische gehn,
Hast du die Kraft, Zuckungen zu verriegeln,
Die in dir geschehn.

O und ich denke, damals und dann
War ich böse, vielleicht wie im Schlaf.
Ich weiß nicht, wann, und nicht, wie ichs kann...
Sonst bin ich doch brav?...

Wenn ich nun sage: du sollst mir verzeihn,
So sag ich nicht: die Schuld war mein.
Sondern ich will dich nur loben.
Ich bin von der Erde, du aus Wolken oben.

BRIEF IN DIE SOMMERFRISCHE

Schon im Stadtgewande
Liebtest du mich sehr.
Doch glaub ich, auf dem Lande
Liebst du mich mehr.

Du bist jetzt viel allein,
Da mußt du fragen:
»Wo mag der Freund jetzt sein«
Dein Herz wird schlagen.

Er war so abgelenkt,
Als wir beisammen waren.
Was man so denkt:
Vergnügen, Gefahren,

Freundinnen, Konzerte –
Ach die Stadt ist groß!
Jetzt winkt, Beneidenswerte,
Ein stilleres Los.

Vormittags im Walde
Frisch beim Butterbrot,
Abends auf der Halde
Schaust ins Sonnenrot.

Zum gefällten Stamme
Legst dich ins Gras,
Vom nahen Eisenbahndamme
Zirpt etwas.

Der Himmel wird grau,
Klopfst den Rock dir aus:
»Wie spät ist, genau?
Geh ich nach Haus?«

Meinem Kuß beim Scheiden
Sinnst du nach,
Am Bach hören die Weiden
Dein leises Ach.

Auf unebenen Gassen
Lenkst zum Dorf hinein.
»Ich hab ihn verlassen –«
Die Gänse schrein.

O vergiß nicht, Wunderbare,
Auf diesem Wege,
Daß ich für dich wahre
Treue im Sinne hege.

Damit sei getröstet. –
Ins Haus mit leichtem Tritt,
Das Schnitzel ist geröstet,
Iß mit Appetit.

FRÜHLING: DREI GEDICHTE VON WILHELM VON SCHOLZ

MÄRZTAL

Hinab des Tals entrückte Schattenböschung
streift sich im aufrechten Gehölz der Schnee,
hauchkühl bis in den überfrorenen Grund.

Indes der goldlaubbraune trockne Südhang,
lichtwarm und nackt, in lauter Wandersonne
lockend hinaufsteigt ins weltstille Blau.

APRILABEND

Ein Holzstoß, dran ein Wegkreuz, dunkeln still
auf den umbrochenen abendbraunen Äckern.
Die weite Feldnacht wächst aus nassen Schollen
zum unbewegten niederen Gewölk,
das am verhüllten Mond glänzt, kalt hinauf —
ganz fern an ihren unsichtbaren Grenzen
leise durchrauscht vom Rollen eines Zugs,
von Hundegebell am Einödhof, der Stunde,
von Wanderstimmen, die im Feld verhallen,
und vom Verstummen unbestimmter Laute,
die ohne Hall sind und nicht nahe kommen — —

MAIGANG

Von Blütenwipfeln, rosa und weiß, umwölkt Kirchturm und Dächer,
darüber, aus Wolken und Blau gehalten, ein Strahlenfächer,
Blumenwiesen, ein kühlwarmer, sonnenwolkiger Wind,
leuchtende Frühlingsgewitter, die erst Gluten und Düfte sind,
Windflüge von Krähen, Lerchengesang.
Auf trockenem Feldweg, in leichter Sandale, ein wunschloser Gang.

Dann am Waldrand, in warmem Holz, Rückschau und Rast.
Prüfe, ob du deiner sonnig fliehenden Tage Sinn erfaßt —

Wollen ist Qual. Die Tat wirft den Vorhang über Dinge und Raum.
Fern werden dem Schaffenden selbst geliebte Menschen wie Traum.
Schlaf ist Verzweiflung, Auslöschen, aus tiefem Krug
ein Betäubungstrunk, ein gelähmter Zwielichtsflug.
Und du willst wachen, wachen in klarem Ruhn.
Wirf dich ins Waldgras, wache und ruhe nun!

Zwischen Tannengeäst und Gräserspitzen über der Ebene flach
seh' ich noch fern der Kirche dämmerndes Dach.
Darüber neben dem Turm ein blaues Gezack und ein weißes Licht,
das kleine Gebirge, wie Wolken so luftig, liegt über den Halmen dicht.

Alle Sommertage, die ich in Herbstgrau, Sturm, Wintersonne vergaß,
kommen mit Vergangenheitssehnsucht über das wogende Gras.
Ich weiß wieder, was ich einstmals gehofft und gedacht,
welche Zukunft von fernen Gebirgen und weißen Wolken gelacht,
in welchen lodernden Felderflammen ich ging,
welche Schattenwärme im Wald mich umfing.
Sommer stehen da, die ich wartend und mürrisch verbracht,
und beglücken mich heut, da sie wieder am Frühling erwacht.
Ich trink' ihre Helle, ihre vergessene Glut
in lauter Jetzt, das reich auf so viel Entschwundenem ruht...

DER ENGLISCHE GARTEN: EIN ERLEBNIS IN SECHS SONETTEN VON ARNOLD ZWEIG

Er breitet seiner Glieder grünen Plan
dem blassen Himmel dar, der frühen Wärme
und ist mit Blättern, die wie Vogelschwärme
sich ewig rühren, prächtig angetan.

Er spricht mit Vogelstimmen. Manchmal stören
Karossen, Reiter die lebendge Ruhe,
auf hartem Boden tappen Kinderschuhe —
sie lassen uns den Frieden tiefer hören;

wir folgen wahllos sonngefleckten Wegen
als müßten wir bekanntem Ziel entgegen:
sie führen einen jeden ohne Hast

vorüber an den blumenvollsten Auen
zur Bank der Schatten und zu stiller Rast,
dem Wanderer betrachtend nachzuschauen.

Der Park verbirgt sich, wird zum Hintergrunde,
auch bleibt er stumm, verhüllt den Blumenflor —
jetzt drängen grell sich andre Wesen vor
in dieser warmen, abendnahen Stunde:

glasfarbne Bäche tränken braune Hunde,
ein Kind schluchzt quälend, das die Frau verlor,
auf weißen Schultern wie auf schlankem Rohr
Statt Blumen wehen Schirme, rote Runde.

Lärm sticht und Sonnenblitz von Blechtrompeten,
Die Menge rinnt vorbei und prunkt mit Farben —
doch sah ich Mädchen unmutvoll erröten,

wenn Blicke ohne Ehrfurcht um sie warben:
und meine Sehnsucht ging mit den Verehrten
und war doch auch bei denen, die begehrten . . .

Nichts gleicht an Schwermut abendlichen Wegen:
wenn schon des Mondes matte Sichel blinkt,
noch spät die Amsel träumt und träumend singt,
und mählich sich die Winde schlafen legen.

Dann aber wende dein Gesicht: im Westen
loht feierlich ein goldner Orgelton
und spricht den hingeduckten Bäumen Hohn,
die angstvoll sich zu schwarzem Erz verfesten.

Dies ist die Stunde, die mich trauern läßt,
daß ich so einsam bin vor diesem Fest,
daß ich mit meiner Sehnsucht so allein.

So fern von dir ... und geh den Träumen nach ...
Doch steh und sieh: wie läuft der goldne Bach
stracks in den goldnen Abendhimmel ein!

Ich will, daß die Blumen prunkender blühen!
Ich will, daß die Wipfel stürmischer rauschen!
Nein still, ich will singen und ihr sollt lauschen
und mein Lied soll wie Funken vor mir sprühen!

Mittagsglut, oh jauchzendes Mittagsglücken!
Kann ich den Rausch, den gewitternden, tragen?
Aus den müden bangenden Frühlingstagen
sprang ein Sommer, jäh mich zu berücken,

und nun bin ich so heilig durchflammt,
so in rotblühendes Glück versunken,
so von Duft und flammender Sonne trunken,

Hügel, Mittagswind und reifender Erde,
daß ich selbst zur leuchtendsten Blüte werde,
daß mein Blut von tiefsaugenden Wurzeln stammt!

Gleich werden sich die ersten Sterne zeigen;
und weil die Winde jetzt schon kühler wehen,
kann ich allein die gleichen Wege gehen,
an deren Bord heut auch die Bäume schweigen,

die gleichen Wege, die wir beide gingen
als noch die Blätter, die mich gelb umgleiten
und raschelnd sich zu meinen Füßen breiten
in grünem Hause an den Zweigen hingen;

die gleichen Wiesen, die sich früh umdüstern,
im lohen Feuerlaub die gleichen Rüstern —
für mich hat dieser Abend keine Lichter.

Dann kommt der Zwang, der mich im Dämmern zwingt
der mir Gewesnes raunend wiedersingt
und läßt mich weinen, und in Tränen spricht er.

Schon ist der Boden kalt und hart gefroren,
und wenn die letzten Blätter windwärts stieben,
sind nur die Amseln stark, mit Schnabelhieben
den Morgentrunk sich durch das Eis zu bohren.

Die fahlen Flächen liegen wie geschoren
wo alle Nächte ihre Reifsaat sieben,
die spät erst schmilzt, und manchen Tag geblieben,
weil ja der Sonne Gold und Gruß verloren...

Die Wolken künden, morgen wird es schneien.
Dann werden sich die nackten Stämme schwärzen,
doch sonst ist alles Pracht und kaltes Leuchten — —

bis eines Tages sich die Äste feuchten;
dann wird es über eine Weile märzen
und über eine Weile wird es maien.

GEDICHTE VON MARIA GRÄFIN GNEISENAU

HÄUSER IN STRASSEN

Steil die Profile hoher Häuser starren
in jenen Abend, der sie alle gleich,
kaum sichtbar mehr und still und ernsthaft macht.
Die Fenster in dem sonderbaren Harren
von blinden Augen oder auch verwacht
und daraus böse; hoch am Giebel weich —
erhellt von einem Mond, der nach und nach,
die Erker und die Säulen der Fassaden
aufwachsen läßt, bis übergroß und wach
sie sich erheben und in vielen geraden
geeinten Linien lagern längs der Straßen.
Und aller Schatten Schwere fällt auf Jene —
die müde und ergeben weitergehn.

HÄUSER IN GASSEN

Verbunden sind und eins sie in den Schatten,
die Tor und Fenster grau in grau verschließen.
Gestalt und Farbe und auch wie sie hießen
weiß Keiner mehr und nicht mehr, was sie hatten
⟨an Sandsteinornamenten und Fassaden.⟩

Sie sind ein einheitliches und umfassen
mit dieser äußren Stille die Geberden —
die müde wurden und erneute werden
und sehen nie zurück und nur auf Gassen
⟨und sind in ihnen blind und nachtbeladen.⟩

UHREN IN TÜRMEN

Nur irgendwelche Glocken trennen Stunden;
die anderen kommen nach und fallen ein
und schlagen ab und machen gänzlich klein
was endlos uns erschien und ungebunden.

Sodaß begrenzt, schon ehe das Erleben
den Weg beschreitet, den es laufend dann
beenden wollte eh die Zeit verrann,
die zugemessen und darin gegeben.

DAS NÄCHTLICHE GEHEN

Und manchmal irrt ein später Schritt auf Steinen,
verfolgt vom Laut und Keiner kann ihn sehn.
Man weiß nur, um sein fremdes Weitergehn
sich unberührte Dunkel wieder einen.

Denn nichts ist leer und fern nach beiden Seiten –
nur der da geht ist selbst sich nicht vertraut.
Vielleicht daß er die Sonderheiten schaut,
die in den Strömen stiller Nächte gleiten.

KURT MARTENS: DER EMIGRANT; NOVELLE

Graf Leven speiste an seiner vereinsamten Tafel, nur von den beiden nackten Kindern bedient, von Brigitte und von Achmed, dem syrischen Kastraten.
In kleinen, vorsichtigen Schlucken schlürfte der alte Herr den Rest seiner Punschbowle und knusperte dazu von der leichtesten Pastete. Achmed stand mit gekreuzten Armen, der Befehle gewärtig, ihm gegenüber; Brigitte huschte auf Katzenpfötchen hin und her, die Finger gespreizt unter der silbernen Platte. So war es still im Saal und deutlich vernehmbar der scharfe Knall mehrerer Pistolenschüsse, der vom Grenzforst herüberdrang.
»Das ist auf dem Revier unsres allerdurchlauchtigsten Clemens Wenzeslaus,« sagte lachend Graf Leven. »Seine Landjäger pürschen auf Wilderer und haben sie hoffentlich wiederum gefehlt.«
Die Kinder schwiegen. Das Wort ihres Herrn galt nie an sie gerichtet, außer wenn er Zärtlichkeiten sprach.
»Es wäre ein artiger Spaß, mit diesen entronnenen Strolchen den Abendtrunk zu beschließen. Sie können mich belehren, wie man Schlingen und Eisen legt, sei's gegen Hasen, gegen Füchse oder gegen ihr eignes Gelichter.«
Schwerfällig hob er seine invaliden Knochen vom Lehnstuhl und humpelte, gestützt auf die beiden Kinder, hinaus nach der Altane.
Noch war die Nachtluft in diesem Frühjahr allzu frisch, sodaß es die Kleinen fröstelte. Der Alte nahm es wahr, wandte sich zurück und griff nach dem weißwollenen Burnus, der am Pfeiler hing, eigenhändig sie zu bekleiden. Wie Zwillinge, gleich an Höhe und schlanker Form, schmiegten sich die beiden schimmernden Gestalten aneinander. Da schlang der Graf den weiten Mantel eng um ihre Glieder, schnürte sie warm zusammen, als ob er zwei Lilienstengel mit einem Schleierband umwände: die schön gepaarten Blütenkelche hoben sich strahlend daraus hervor.
Graf Leven beugte sich über das Geländer nach dem Hof hinab:
»Heda, ihr Lumpen! Schlaft ihr mit den Hühnern auf eurer Streu? — Aufgewacht! — Vorwärts! — Peter, bist du's? Sattle deine Mähre und nimm den Schweißhund mit! Reit' drüben durchs kurfürstliche Revier, nachzuschaun, wen sie geschossen haben! Schlepp herüber, wen du erwischen kannst! Ob tot oder lebendig, ich nehm ihn auf, ich lad ihn mir zu Gaste. — Marsch, Peter, vorwärts! — Hopp, Tyras, hopp! — Sputet euch, ihr faulen Tiere! Noch leb ich und halte mit, wenn sie um Kopf und Kragen würfeln — in diesem gottverfluchten Winkel!«
Vom Walde her, über den Ställen, war die Sichel des Mondes aufgestiegen, trat neben die Zinnen des morschen Wartturms, und ließ dessen blinde, rissige Fenster-

scheiben in fahlem Lichte blinken. Vom Westen her strebte als einziges Gestirn die Venus ihm entgegen.

»Sieh da, das Zeichen eurer Standarten!« sagte Leven, griff in Achmeds kurze Locken und bog den Knabenkopf zu sich herüber. »Wie lange schon ist es uns entschwunden, mein Kleiner! Seit Jahren schon, und du bist inzwischen fast so etwas wie ein deutscher Jüngling geworden. – Sprich, wo war es doch? Hast du's vergessen oder denkst du zu viel daran?

»Herr, in Belgrad! – Bei Ali Mara, im Harem des Wesir.«

»Nein, nicht in Belgrad war es zum letzten Male, sondern davor. Als die Deinen abzogen von den Wällen und Laudon dich mir gnädigst überließ, in der Hoffnung, du würdest unter meinem Dache christliche Sitte lernen! – Welch große Zeit, mein Kleiner! Spielend zogen wir von Veste zu Veste, gleich munteren Springern im Schachbrett, und versorgten uns mit hübschen Dingen für die nahen Tage unsres Alters.«

In den Saal zurückgekehrt, lagerten sich die Drei um den Kamin. Die Kinder warfen den Burnus ab und badeten sich wohlich im rötlichen Abglanz der Flammen. Katzenhaft tändelnd wälzten sie sich auf dem Teppich umeinander, zwischen den Füßen ihres Herrn, der sich die geschmeidigen Rücken zum Schemel nahm. Bald ward Brigitte müde und entschlummerte, während Achmed, die zwei einzigen Saiten seines Rebec streichend, eintönige Lieder aut arabisch sang, in denen die Namen von Jussuf und Suleikha rhythmisch wiederkehrten.

Es mochte fast Mitternacht sein, als Peter, der Knecht, dem Grafen seine Heimkehr meldete. Sein Streifzug war erfolgreich gewesen: er hatte am Ufer der Saar in der Tat einen Verwundeten aufgespürt und mit sich aufs Pferd genommen, einen sehr jungen, mit Staub und Blut bedeckten Offizier. Der lag nun ohnmächtig unten in der Halle und war, unterdes der Peter hier schwatzte, vielleicht gar schon gestorben.

Graf Leven sprang auf und stürmte, so gut die steifen Beine es erlaubten, die Treppe hinab, dem Gaste beizustehn.

Gott, was erblickte er! – O, Jammer! – Ein feiner, blasser Bursch von Achmeds Alter, in zerfetzter Leutnantsuniform! Die Abzeichen waren dem Grafen bekannt: vom Husaren-Regiment de Berchigny, der edelsten Truppe einer vermaledeiten Republik. Zwei Schußwunden hatten ihn niedergestreckt, eine leichtere am Oberarm, eine schwere im Genick. Der Degen, den die schmale Hand noch hielt, zeigte mit seinen dunklen Flecken an, daß ein Held sich hatte zu wehren gewußt.

»Tücher her! Wundessig! Wasser!« Mit erfahrener Hand leistete der alte Soldat seinem Kameraden den ersten notwendigen Beistand. »In deine Kammer, Peter! Schlaf dich aus, zuvor aber weck mir die Andern! Alle Leute, hörst du,

alle! Der Pavillon im Park soll sogleich hergerichtet werden! Und der Jochen soll satteln, soll im Galopp nach Trier hinüber, den Leibchirurgen, der am Domplatz wohnt, aus den Federn jagen und ihn samt seinen Instrumenten vor sich hertreiben, bis die Gäule zu Schanden gehen! Auf meinem Grund und Boden beißt kein Offizier vom Adelsregiment de Berchigny ins Gras!«
Neugierig kamen die Kinder im Burnus herangeschlichen.
»Wie schön und fremd er ausschaut, der arme junge Herr!« flüsterte Brigitte. »Darf ich ihn anrühren, das Haar ihm aus der Stirne streichen? Darf ich helfen?«
Leven nickte ihr freundlich zu. Da wuschen die Kinder dem fremden Jüngling das Antlitz, kämmten ihm das zerzauste Haar, schnitten ihm die Kleider vom Leibe und trugen ihn auf einer Bahre sorgsam und sachte in sein neues Heim.
Das war ein Lusthäuschen hundert Schritte weit vom Schloß, in aller Eile ausreichend gesäubert, nun ganz wohnlich und warm: das geräumige Hauptgemach in Gestalt eines Sechseck angelegt, die Wände von der Decke bis zur Diele mit klaren Spiegeln bekleidet. Ein breites und elastisches Lotterbett ward vorderhand zum Krankenlager ausersehen. Spieltische von Polstern umgeben, Guéridons und Tabourets auf geschweiften Füßen standen zu behaglichem Gebrauche umher; auf dem Kaminsims tickte die Standuhr aus Porzellan, geschmückt mit Liebesgöttern, darunter knisterten das Reisig und die Buchenklötze.
Kaum hatte man den jugendlichen Krieger hier gebettet, als er blinzelnd die Augen öffnete. Ein Blick auf die ehrwürdige Gestalt des alten Grafen und auf die beiden zierlichen Kinder, die ihn behend umdrängten, genügte zu seiner Beruhigung. Er lächelte, noch ein wenig matt, aber doch zufrieden und nannte seinen Namen: »Vicomte Guy Ronchet de Montaigu« und fügte errötend sogleich hinzu: »Excuse, Monsieur .... malpropre .... mal à l'aise...«
»Pas de quoi!« rief Leven und wehrte lachend ab.
Darauf schloß Guy de Montaigu seine langbewimperten Lider, doppelt beruhigt, und versank in Schlummer.
»Geh schlafen, auch du, Herr!« mahnte Achmed leise, »wir wachen bei ihm.«
»Ja, Herr, wir wachen,« bekräftigte Brigitte.
So vertraute denn Leven seinen Gast den Kindern an und begab sich zur Ruhe. Gegen Morgen traf der kurfürstliche Leibchirurg endlich ein.

»Wie fühlen Sie sich, mein lieber Vicomte?« fragte Leven nach einigen Tagen, als der Patient bereits auf der Couchette lehnte und mit Appetit seine Morgenschokolade nahm.
»Ich fühle nichts als daß ich da bin, endlich einmal nichts auf der Welt als mich selbst, meinen Kopf, meine Glieder, mein Dasein, mein Behagen! Das ist vielleicht

unhöflich gegen Ihre Güte, aber Sie werden es verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich den vierten Teil meines Lebens, also seit vier Jahren immer nur die Canaille gespürt habe, die Tyrannei des Pöbels.«

»Sie sind von ihr mißhandelt worden, auch Sie mit Ihrer Jugend?«

»Kinder werden von ihr nicht mißhandelt, sondern im allgemeinen nur geschändet. Dabei bin ich immer noch älter als der Dauphin, der einem Jakobiner zur langsamen Vernichtung übergeben worden ist. — Mich persönlich hat zwar niemand angerührt — nur im Kerker La Force habe ich den letzten Winter über gelegen — aber da wir in Paris wohnten, so war die Canaille mit ihrem Dunste beständig um uns. Ich klage sie nicht an. Sie ist ja kein ebenbürtiger Feind, sondern nur eine notwendige Pest, ein Gestank, ein Klumpen Kotes .... Endlich bin ich bei Ihnen, Graf, nun wieder gesäubert, in friscther, reiner Luft. Keine Canaille gibt es hier, nur einen Diener und eine Dienerin von der scharmantesten Art. Eine widerliche Kruste ist von mir abgefallen: der dumme Titel Citoyen, das Patent vom Nationalkonvent, die dreifarbige Kokarde, der erzwungene Eid auf die Verfassung. All das bin ich, da ich nun glücklich über die Grenze kam, endlich, endlich los.«

»Glücklich? Man hat Sie fast entzwei geschossen!«

»Bah, das war nichts — verglichen mit dem früheren. Das kleine Lösegeld, das jeder von uns zahlen muß, bevor er dieser — dieser — Nation den Rücken kehrt.«

»Nur begreife ich nicht: Ihr Regiment war doch das einzige, daß mit General Dumouriez zu den Österreichern überging. Warum schlossen Sie sich ihm nicht an?«

»Mißgeschick! Weil ich an jenem 6. April zufällig auf Patrouille war. Zehn Meilen von Mézières erfahre ich, daß Dumouriez samt meinem Kolonel bereits beim Coburg ist. Was soll ich tun? Ich schicke meine drei Husaren zum Teufel, das heißt zum neuen Konvents-General, und suche die Luxemburger Grenze zu erreichen. Vergebens; denn sie war besetzt von unsren niederträchtigsten Regimentern. Ich schlage einen Haken gegen Westen. Das ganze Land wimmelt von Nationalgarden wie ein Bauernbett von Wanzen. Meine Karten reichen nicht aus; ich gerate in die Irre und schleiche mich endlich mit genauer Not an Verdun, an Saarlouis vorüber, halb verhungert, ohne Nachtquartiere, bis an Ihre Grenze. Da müssen denn zu guter Letzt republikanische Landjäger meine Montur erkennen und mich verfolgen bis in Ihr Gebiet hinein. ‚Schiftbruch im Hafen!' rief mir einer der Sansculotten höhnisch zu. Er hat sich gewaltig geirrt.«

»Eine angenehme Gesellschaft jetzt, Ihre Landsleute!«

»Meine Landsleute sitzen in Koblenz und Trier, nicht mehr in Frankreich. Und da ich jetzt gottlob auch nicht mehr Citoyen und nicht mehr Leutnant bin, bin ich

auch kein Franzose mehr, sondern nichts als ich — schlechtweg ich, Guy Ronchet de Montaigu.«
Wohlgefällig betrachtete Graf Leven seines Gastes hochmütig gewölbte Brauen, und die dünnen, mokanten Lippen, die ihn bei all ihrer Jugendfrische an den großen Voltaire erinnerten.
Er rauchte seine Wasserpfeife und schmunzelte in stillem Vergnügen vor sich hin. An ihm vorüber blickte Guy durch die weit geöffneten Fenster in den Park hinaus, wo der Morgengesang der Vögel im letzten Gezwitscher erstarb, wo die Wipfel der Steineichen rauschten und in der Ferne ein Kuckuck schlug.
»Wie angenehm,« fuhr Guy dann fort, »bei Ihnen nichts andres zu vernehmen als die eigenen Stimmen, die meinige und Ihre, die eines lieben Freundes Tonfall hat. In Frankreich spüren unsre Ohren nur mehr die Populace. Unmöglich, dort einmal für sich zu bleiben! In Paris auf allen Gassen, im Lager unter allen Zelten immer nur Gebrüll! Es ist der unvermeidliche Chorus zu jedem Selbstgespräch, zu jeder Konversation, jedem Liebesgeflüster, ja selbst zu den Kommandos der Offiziere. Weshalb, weshalb nur die Canaille immer brüllen muß! Andere Bestien brüllen, wenn sie hungrig sind. Aber die Canaille brüllt auch, nachdem sie sich am Blut gesättigt, brüllt und lärmt weiter ohne Sinn und Verstand. Unter diesem ewigen Gebrüll bin ich aufgewachsen. Stellen Sie sich vor, welch ein Entzücken ich empfinden muß, bei Ihnen endlich einmal zu erfahren, was Stille heißt.«
»Ja, sprechen Sie, liebster Vicomte, sprechen Sie weiter, wenn auch nur für mich, der ich in meinen Jahren keine menschliche Stimme mehr um mich höre. Ich liebe den Akzent Ihrer deutschen Sprache. Es ist, so dünkt mir, beinahe Wienerisch. Wo haben Sie das gelernt?«
»Von meiner Mutter, die eine Baronin Thugut war. Sie sprach mit mir allein nie anders als deutsch. So kommt es, daß ich zur Hälfte Deutscher bin und meine andre degradierte Hälfte um so leichter zu vergessen vermag.«
Die Kinder traten ein. Sie brachten auf Anordnung des Grafen aus dessen Kleiderkammer ein neues Gewand für Guy, an Stelle der zerfetzten Uniform einen Staatsrock von hellblauem Sammet mit Goldbesatz, ein Spitzenjabot, ein langes Gilet mit Seidenstickerei und Kniehosen von bewunderungswürdigem Schnitt. Des Grafen verstorbener Sohn hatte es kein einziges Mal getragen. Ja, in Deutschland gab es noch dergleichen, Guy Ronchet aber, den Citoyen, hatten bis auf diesen Tag die Patrioten zu Lederpantalons und jenen dicken Halstüchern genötigt, die den Hals vor der Guillotine vergebens zu schützen suchten. Brigitte legte die Sachen vor Guy auf einen Sessel nieder, damit er sie besichtige, und schickte sich, nachdem er sie gebührend bewundert hatte, an, sie gegen ein Nachtgewand zu vertauschen. Für ihren guten alten Grafen hatte sie keinen Blick.

»Ei, Brigitte,« sprach dieser sie in erheuchelten Unmut an, »hast du deinen gnädigen Herrn über dem schönen Seigneur schon ganz vergessen? Warum reichst du mir dein Mäulchen nicht wie sonst? Und auch du, Achmed, betest mit verzückten Blicken bereits zu dem neuen Propheten, den Allah dir gesandt.«
Erschreckt warf sich Achmed dem Grafen zu Füßen, Brigitte mit gesenkten Wimpern, in tödlicher Verlegenheit an seine Brust.
»Oh, sehen Sie doch, Vicomte,« rief Leven überrascht, »wie reizend! Zum ersten Mal errötet unsre Kleine. Haben Sie beachtet, wie das blasse Rosa, von den Brüstchen sich verbreitend und allmählich sich vertiefend, das ganze Kind in eine Art von Sonnenaufgang hüllte? Süperb! Süperb! – Das sind nun meine letzten schwachen Freuden.«
»Sie ist in der Tat über die Maßen niedlich, Ihre Jungfer Brigitte,« bestätigte Guy mit naivem Kenner-Enthusiasmus.
»Und ebenso Achmed. Nicht wahr? Sie geben dereinst ein hübsches Paar.«
»Ihr werdet euch heiraten, wie?« fragte Guy mit aufrichtiger Teilnahme.
»Ja, das werden wir,« antwortete stolz Brigitte, und Achmed fügte nicht weniger strahlend hinzu:
»Der gnädige Herr und auch wir zwei, wir wollen alle gern.«
»Ich möchte sie gut versorgt wissen nach meinem Tode,« bemerkte der Graf. «Beide vereint werden sie sich nicht zu beklagen haben.«
»Aber trägst du kein Verlangen, Jungfer Brigitte,« erkundigte Guy sich weiter, »später auch kleine Kinder zu bekommen?«
»Gewiß Seigneur,« nickte sie eifrig, »ich werde bekommen, soviel ich mag.«
Väterlich klopfte der Graf ihr die Wange:
»Du wirst deren finden, wo immer du sie suchst. Der liebe Gott wird sie dir schenken und Achmed wird seine Zustimmung dazu geben.«
»Achmed stimmt zu,« versicherte der junge Kastrat, voll Zärtlichkeit für seinen Herrn sowie für seine Braut, wenn auch ein ganz klein wenig traurig.
»Wie nett und gefällig er ist, der arme Patron!« meinte Guy, indem er ihn schelmisch zupfte. »Selber so voll Anmut wie ein kleines Mädchen! Nicht mit allzu vielen Kindern darfst du ihn kränken, du lebenslustige Brigitte! denn Keiner deiner Liebhaber wird je so reizend sein wie dieser dein Gemahl. Wirklich lieb muß man euch alle Beide haben! Ach, wären mir doch je in meinem Leben zwei so entzückende Gespielen beschieden gewesen!«
Glückselig waren die Kinder über dieses Kompliment. Es ging ihnen süßer ein als alle Lobsprüche ihres weißhaarigen Gebieters.
Der wies sie nun freundlich in ihren gewohnten Winkel vor dem Kamin. Dort hockten sie sich gehorsam nieder, nebeneinander geschmiegt wie zwei artige Tiere.

Dann unterhielt der Graf den nachdenklich gewordenen Guy von seinen eigenen Feldzügen und Reisen, von der unvergleichlich holden Liederlichkeit seiner Kaiser=stadt, rühmte die Finessen und Mätressen des alten Fürsten Kaunitz, belustigte sich über die törichten Reformversuche des guten Joseph, und beklagte endlich, gemeinsam mit dem Vicomte, das Schicksal von Sr. Majestät erlauchter Schwester, die noch immer im Temple Patrioten und Henkersknechten zu unzüchtiger Augen=weide diente.«

»So wären wir denn abermals an dem Punkte,« sagte Guy, »wo der Citoyen zu erzählen hat, Greueltaten zu berichten wie ein schlechtes Journal! Graf, ersparen Sie es mir! Alle diese Straßenszenen wiederholen sich zu eintönig, um der Beachtung wert zu sein. Oder soll ich Ihnen beschreiben, wie die Kreaturen des Sieur Marat meinen Vater vor meinen Augen septembrisierten, wie zwölf Pikenstöße und das doppelte an Säbelhieben erforderlich waren, um ihn in die formlose Masse zu ver=wandeln, die auf dem Pflaster eine Leichenpyramide krönen sollte? Oder haben Sie zufällig von dem Bonmot meiner Mutter gelesen, die erst kürzlich mit einer Gruppe von Hofdamen das Schafott bestieg? Auf der Schwelle dahin wollte die Herzogin von Broglie ihr einen letzten Nadelstich versetzen und kicherte: »Comment, Madame de Montaigu, vous pâlissez? Mettez donc un peu de rouge!« »... ne vaut pas la peine« erwiderte ihr stolz Maman, »à l'instant Madame la Guillotine rougira de mon sang!« — Nein, originell sind nur einige wenige Er=innerungen aus meiner frühesten Zeit, als unsre schimmernde Welt noch stand, der arme König unser Sonnengott und selbst ich ein Sternbild, wenn auch nur eines der kleinsten, war, stets von einem rötlichen Trabanten begleitet, von meinem dicken Abbé Sillery. Oh, er war mit Fett ebenso ausgepolstert wie mit Gelehr=samkeit. Kein Unsinn ließ sich ausdenken, den er nicht auf der Stelle mit über=zeugenden Gründen hätte beweisen können. Er war Schüler von Helvétius und de La Mettrie und einer Menge andrer Philosophen, mit deren Hilfe er meiner Mutter auf Wunsch gar oft bewies, daß mein Vater überhaupt nicht existiere, wofür ihn dieser dann regelmäßig mit einem Backenstreich bedachte, versüßt durch einen Louisdor. Mich lehrte er die Liebe zu mir selbst. Darauf klebe ich nun fest wie jener Genius dort am Plafond auf seiner Wolke.«

»So erlauben Sie mir denn, Vicomte, Sie aus Ihrer Verlassenheit zu erlösen, in=dem ich Ihrer Jugend passende Gesellschaft biete. Wollen Sie für die Zeit Ihres Aufenthaltes in meinem Hause von den beiden Kleinen dort Gebrauch machen? Ich stelle sie Ihnen völlig zur Verfügung und will nur hoffen, daß Sie mit ihren Diensten zufrieden sind. Zumal Brigitte, ein Jungfräulein ohne Fehl, wird sich gewiß alle Mühe für Sie geben, und Achmed versteht sich zum mindesten auf einige syrische Zauberkünste.«

Guy wußte sich kaum zu fassen vor Überraschung und Entzücken:
»Aber, Graf, ... verehrter Gastfreund! . . . dies ist ein Geschenk, so fürstlich, daß es Raub bedeutete, nähme ich es an. Ja, von welcher Seite ich es auch be=trachte, ich würde Sie offensichtlich damit bestehlen. Denn wenn ich auch nur die Herzen der Kinder für mich gewänne, diese Teilung wäre allein schon für Sie ein irreparabler Schaden.«
»Die Herzen, liebster Freund, besitzen Sie schon. Und eben weil auch meines mit darunter ist, können Sie wegen des Schadens ohne Sorge sein. Ich sitze nicht wie Harpagon eifersüchtig auf meinen Schätzen. Mit dem jungen Vicomte de Montaigu teile ich sie wie mit meinem Blutsbruder, und ich werde stets glücklich sein, mein Liebstes in Ihren Händen zu wissen.«
Überströmend von Beteuerungen seines Glückes wollte Guy den alten Herrn umarmen. Der aber wehrte fast erschrocken ab:
»Nicht mich! Nicht mich, mein teuerster Vicomte! Moi je me sauve. — Regar=dez par de — là — Faites vous servir et servez vous!«

Die Kinder, vom Vicomte wegen ihres guten Verhaltens für einige Stunden be=urlaubt, liefen Hand in Hand durch den dichtesten Forst und genossen die Um=armungen der Juni=Sonne nicht minder dankbar als die ihres neuen Herrn. Von den Tieren des Waldes wurden sie als ihresgleichen anerkannt: äsende Rehe äugten wohl=wollend den beschwingten Füßen nach, wilde Kaninchen setzten sich zum Gruße gravitätisch auf die Hinterläufe, und selbst der Fuchs strich in vollendetem Phlegma an ihnen vorüber, da er wohl wußte, daß nur durch Kleider die Menschen als solche sich verraten. Freilich als ein runzliges Bauernweib des Weges kam, ver=meinte es zwei Hexlein vom Blocksberg zu erblicken, kreischte auf, schlug ein Kreuz und flüchtete querfeldein vor der Teufelsbrut. Tapfrer hielt sich der Fuhr=knecht auf dem Karren. Er hatte von dem Ärgernis schon manches munkeln hören. Drohend schüttelte er die plumpen Fäuste: »Ihr Adelshunde, Schufte niederträch=tige!« knirschte er zwischen den breiten Kiefern, »nehmt euch in acht! Bald sind wir auch so weit wie die da drüben in Paris! Dann wollen wir euren Metzen das weiße Fell schon gerben!« Die Kinder lachten über den wunderlichen Zorn. Lag doch des Grafen mächtige Hand schützend über ihnen.
Am Ufer des Flusses warf sich Achmed mit gekreuzten Armen nieder gegen Osten und nahm, vom Anblick des Wassers zu alten moslemitischen Erinne=rungen verleitet, die frommen Waschungen vor. Seinen weltabgewandten Augen zum Trotz plätscherte Brigitte, die heidnische Nixe, neben ihm in den Fluten.
»Sei still du, mit deinem Gemurmel!« rief sie neckend und bespritzte ihn. »Was betest du da für unnütz Zeug?«

»Gutes von Allah, das die Eunuchen mich gelehrt. Höre:

Die lauteren Diener Allahs
Die sollen sichren Lohn empfangen:
Früchte, und geehrt sollen sie sein
In den Gärten der Wonne,
Auf Polstern einander gegenüber.
Kreisen soll unter ihnen ein Becher aus reinem Born,
Weiß, süß den Trinkenden,
Und bei ihnen sollen sein sanft blickende, großäugige Mädchen,
Huris, verschlossen in Zelten ...«

So sprach Achmed seiner Freundin die Verse der verheißungsvollen Sure vor, aufgelöst in Sehnsucht und im Vorgeschmack jener Früchte, die auf Erden ihm unerreichbar wuchsen.

Brigitte aber schüttelte sich, daß eine Gloriole blanker Tropfen sie umwirbelte, dann sprang sie ihm tröstend bei:

»Gib dich zufrieden, du mein lieber Mann! Blicken meine Augen dir nicht sanft genug? Ist unser Seigneur nicht ebenso wie dein Gott Allah gut und groß? Siehe, nun bin ich bei dir. – Spielen wir doch!«

»Bleibst du auch? Wie lange wirst du bleiben?«

»Für ewig – wenn du mir folgst.«

Er hielt sie krampfhaft fest, klammerte sich an ihre Schenkel, zog sie stürmisch zu sich nieder:

»Ach, mit Männern wirst du davongehen, mit einem nach dem andern, und der Rest, der für mich bleibt, wird immer geringer werden.«

»Die Männer werd' ich hinter mir herziehen, aber nur mit dir, neben dir will ich gehen, neben meinem Manne, den ich lieb habe.«

»Du gehörst dem Seigneur. Wenn er dich nun weiter verschenkt, ohne deinen Mann?«

»Längst habe ich ihn gebeten und er hat mir versprochen, daß er uns immer beisammen läßt.«

»Ein guter, ein großer, gnädiger Herr! Süß, ihm zu dienen!«

Süß, über ihn zu herrschen!« rief Brigitte.«

Ihren Leib schnellte sie mänadenhaft hin und her, ihre Arme zuckten durch das hohe Gras wie zwei weiße Schlangen. »Achmed, Liebster, welch ein Herr! Presse mich an dich, noch einmal so, daß ich ihn fühle, unsren Seigneur!«

»Süß, ihm zu dienen!« seufzte der Knabe. »Dien' ich ihm auch recht? Ach, unnützer denn ein kleines Mädchen und zu nichts geschickt!«

»Doch, guter Junge, doch! Deine Hand ist geschmeidig, nur klagt dein Mund zu viel. – Wie hart und knochig war des alten Grafen Faust, so gut er es auch meinte! Er packte uns an, als wären wir sein rostiges Schwert. Du weißt ja, wie er es manchmal an sich drückt, so in grimmiger Lust. Du streichelst scheu und eher allzu zaghaft, recht wie eine liebe kleine Freundin. Dahingegen der Seigneur ...!«
Ernsthaft richtete sich Brigitte auf, setzte sich in Positur zum rechten und vollkommenen Ausdruck ihrer leidenschaftlichen Bewunderung. »Der Seigneur ist herrlich wie der liebe Gott. Alles kann er und versteht er, das Große wie das Allerkleinste. Wo seine Hand mir wehe tut, heilen seine Lippen. Und wenn er schilt, so sind seine härtesten Worte doch nur wie eitel Schmeichelei. Sprich, Achmed, sahest du je etwas Schöneres, Edleres als ihn?«
»Niemals, niemals! Selbst die Peitsche schwingt er nicht zur Strafe, sondern nur zur Lust.«
Mit einem Anflug leichter Eifersucht betrachtete Brigitte den rötlichen Streif an Achmeds Lenden.
»Oh, das ist nichts gegen seine spitzen Tigerzähne! Hier – lege den Finger auf das Mal! – Hier hielten Sie mich gepackt. Oh, Achmed; laß mich nicht an seine weißen Zähne denken!«
Beider Träume wanderten umher in der Irre. Sie zogen nicht der Zukunft eines reicheren Lebens entgegen, noch blickten sie rückwärts nach dem gütigen alten Herrn, der sie aus dem Unrat des Volkes emporgezogen, achteten auch nicht ihrer nächsten Gefährten, der zutraulichen Tiere – der Libelle, die sie umkreiste, der zierlichen Bachstelze zu ihren Füßen, des tanzenden Mückenschwarms – nicht ihnen rauschten die Wipfel des Hunsrück, nicht für sie vergoldete die Sonne den Strom; ihre Träume strichen umher im engsten Kreise, um ihre Körper in einem tückischen Labyrinth und suchten unruhig, schon lange begierig, nach dem Heimweg zu ihrem Seigneur.
So erhoben sich die Kinder und schlenderten wieder Hand in Hand zurück zum Park. Brigitte erzählte – sich zur Anfeuerung, dem Freunde zur schonenden Vorbereitung – das Märchen von der holdseligen Gräfin Dubarry, die, wie sie von den Mägden vernommen, gleich ihnen ein Auswurf des gemeinen Volkes, dank vieler gottbegnadeten Sünden bis zu einem Königsthrone emporgestiegen war, bis zur Herrschaft über den auf Erden Allerhöchsten der nicht anders als im Purpurmantel ihre Gunst erbetteln durfte.

Als die sechs venetianischen Spiegel ihm sein Bild verhundertfacht zurückwarfen, das Bild eines reichgekleideten Jünglings, der, allein im Raum, mit verschränkten Armen und gekreuzten Füßen in einen damastenen Sessel lehnte, da winkte sich Guy melancholisch zu:

»Willkommen Ich — Mir in meiner erborgten Pracht! Willkommen auch als Bettler! Denn Guy bleibt Guy und hat an Guy de Montaigu noch seine Freude im leeren Raum, nachdem seine Welt zerborsten in die Unendlichkeit versank. Oder ist auch Guy de Montaigu jetzt nur noch ein Phantom, weil die Leuchten erloschen, die ihn als Persönlichkeit aus dem Dunkel lösten? Höre ich deshalb auf zu existieren, weil Mächte der Finsternis mich aller sichtbaren Güter beraubten? Ein schmutziger Pöbel mordet mir die Familie, zieht meine Güter ein, verteilt meine Gelder unter die Damen der Halle, sitzt zu Gericht über meine Namen, Titel und Prärogativen, wirft mich in Kerker, nimmt mir Eide ab, entläßt mich gnädigst zum Kriegsdienst unter seinen Banden, als wäre ich eine Sache oder selbst Bestandteil dieser widerlichen Masse... All das sollte den Kern meines Wesens vernichten können? Oh nein, noch lebt der Kern, und weil er sich liebt, wird er sich bis auf weiteres erhalten. Freilich ob es sich in dieser neuen Welt auf lange lohnt, steht noch dahin. Wer hat im Ernst den Glauben, daß die alte wiederkehren könnte! Die Wahl bleibt zwischen dem leeren Raum, in dem das Ich gar bald verschmachtet, und der Canaille, in deren Kot es erstickt!«

Guy schloß die Lider in leisem Schauder. Ihm war, als sähe er dort tief im Hintergrunde der Spiegel die ganze greuliche Nation versammelt, ihre roten Mützen schwenkend, zankend, sich begeisternd, wie gewöhnlich brüllend, und mit ihren Piken ihn umdrängend.

»So ist der leere Raum denn eine Täuschung? Verpestet Volk nicht überall die Luft? Nicht auch in Deutschland hier? Bald werden wir auch hier seine Dünste wittern; denn seine Stärke hat es bewiesen. Alle Länder wird es beherrschen. Gleichviel unter welchem Namen, dem deutschen oder dem französischen, wird es das Werk der Zerstörung vollenden. Die Zeit der Montaigu — Vae Victis! — ist vorüber, hier wie dort.«

Draußen vor den Fenstern rauschten die Wipfel, zwitscherten die Vögel, plauderten die Kinder.

»Könnt' ich wie jener unglückselige Jean Jacques mich an den Brüsten der Natur entschädigen! Eine sentimentale Liaison anknüpfen mit den Bäumen des Waldes, mit den Vögeln und mit Brigitte oder einem anderen verliebten Kind! Nicht möglich! Abgesehen davon, daß auch die Natur von jeher auf Seiten des Volkes stand, Sansculotte durch und durch, so verlangt sie überdies Hingabe, eine völlige Unterwerfung — von unsereinem unbedingter denn von jedem anderen — ich kann sie nicht leisten, da ich mich bereits ausschließlich dem Vicomte Guy de Montaigu verpflichtet habe. Selbst wenn ich ihn verachten wollte, käme ich nicht los von ihm. Wie schade! Es wäre gewiß ein Trost und eine neue Art von

Glück, in dieser niedlichen Brigitte so ganz aufzugehen wie Abälard in Héloise, wie Paul in Virginie. Der einzig mögliche Modus, sich mit dem Volke zu vermischen! Sie ist graziös genug, um mich für sie zu opfern, auch göttlich genug, um sie anzubeten, frischer an Teint und Manieren als die Tänzerinnen von der Oper, die mich immer noch als Bébé zu behandeln geruhten. Was hilft's, es will mir nicht gelingen, sie wichtiger zu nehmen als mich selbst!«

Auf den Guéridons lagen Bücher und Stiche verstreut, die Graf Leven dem Gastfreund zur Belebung der vielen müßigen Stunden herübergebracht hatte: Crébillons »Sofa«, die Amouren des Chevalier Faublas, Abbildungen zu Sades qualgrinsender »Justine«. Guy hatte sie durchblättert, doch bald beiseite geworfen:

»Wozu noch weiter in Schutt und Moder wühlen! Dies alles gilt nicht mehr. Gespenster aus der Zeit vor meinen Tagen, die belustigen wollen, wo sie mich nur erschrecken! Wie rasch sind diese Blätter vergilbt, während ich heranwuchs, aufschoß, eine Treibhauspflanze aus heißem, blutgetränkten Boden! Brutale Tatsachen zertrampelten die zierlichen Einfälle und die koketten Bilder. Fremde Amouren interessieren wenig, wenn man nicht zum rechten Genusse der eigenen kommt. Selbst das Parfüm der wohlgepflegten Grausamkeit ist nun vulgär geworden und stinkt durch alle Gassen. Ein jeder hat zur Genüge mit sich sich selbst zu tun, achtzugeben, ob der Kopf noch auf den Schultern sitzt, mit selber Rats zu pflegen als mit seinem einzigen Freunde. Denn wem anders könnte ich vertrauen als mir allein! Wer anders als ich allein meint es gut mit mir? Ein seltsam wichtiges Ding bin ich mir nun geworden, Gott sei's geklagt. In einem Punkte hat Helvétius recht behalten: Selbstliebe ist als unsere letzte Erkenntnis und Eitelkeit als letzte Tugend übrig geblieben. Nur etwas Courage gehört dazu, nichts anderes als ein Fant zu sein. Ja denn, ich gefalle mir! Den strengen Tatsachen und euch, meinen Mitbürgern, zum Trotz gefällt sich der verlorene, geächtete, bettelarme Guy de Montaigu!

Und abermals ärgerte ihn das erborgte Staatsgewand, das seinem Erscheinungswerte so viel nahm als es ihm zuzufügen sich vermaß. Er warf es ab und ward den Kindern gleich. Verglich sich mit den Kindern, neugierig, selbstgefällig, und fand sich in der Tat schöner noch als sie, weil er sich doch am nächsten stand, sich am vertrautesten war, so eins mit sich, wie es mit ihm keine der Geliebten im Rausche willenloser Hingebung je hätte werden können. So verfolgte er in allen Spiegeln das Bild seines Körpers, der lässig im Sessel sich streckend die Hand mit den gespreizten Fingern von sich stieß; Hunderte von Händen waren es, die in den Spiegeln rhythmisch sich begrüßten; Hunderte von Guy de Montaigus sprangen empor und maßen sich lächelnd ohne Scham, schätzten einander Wuchs und Haltung ab, bewunderten den stolzen Nacken, die gewölbte Brust, freuten sich an

den schmalen Hüften und den straffen Schenkeln, wünschten einander Glück, daß sie noch lebten, wenn auch, wie billig zugestanden, ohne Zweck.
Und nun spaziere auf und ab vor deinen Ebenbildern, mein schöner Freund, laß deine Muskeln ein wenig spielen und versenke dich in den Anblick deines schlanken Rückens; wirf dich zu Boden, ruhe auf dem Bauche, die Ellenbogen aufgestützt, in die Hände das lachende Antlitz geschmiegt! Spring' wieder auf und spotte deiner selbst, deines kindischen Treibens! Sinne über dies und jenes flüchtig nach, ja nicht zu viel, ja nicht mit Anstrengung . . .! Spinne hier und dort die leichten Fäden deiner unreifen, frühreifen Knabengedanken! Ob du weise denkst, ob töricht, ist so eins, so völlig ohne Belang für dich wie die müßige Frage nach Ziel und Ende eines Daseins, das deiner tugendhaften Nation zum Ärgernis und zur Schande gereicht, und überdies dem Netze der strengen Tatsachen durch die Maschen fällt.

Mit dem Brettspiel »Polnische Dame« hatte Guy länger als billig dem guten Grafen die Zeit vertrieben. Dreimal hatte er ihn gewinnen lassen, weil er sah, daß sich der Alte am Gewinnen freute.
»Sie spielen zu achtlos, Vicomte. Sie haben nicht den notwendigen Ernst zum Spiel.«
»Mag sein. Wie ertrüge ich auch alle meine Niederlagen, wenn ich sie zum Überfluß noch ernsthaft nehmen wollte!«
»Sie werden aber nie zu einem Sieg gelangen, wenn Sie zuvor nicht jede Muskel spannen.«
»Gespannte Muskeln, Falten auf der Stirn und einen bornierten Glauben an die eigne Übermacht — oh, pfui! Vor den Erfolg setzten die Götter den Schweiß, nicht wahr? Wohl dem, der so in Schweiß gebadet siegt! Ich bedanke mich dafür. Ich ziehe vor, trocken und sauber zu marschieren, sei es auch mitten hinein in die Niederlage.«
»Was Sie doch für ein entzückender kleiner Faulpelz sind! — Kommen Sie, wir wollen durch den Park hinschlendern, so gemächlich, so faul, wie es Ihnen nur behagt, etwa die Karpfen füttern, mit deren edler Indolenz Sie eine gewisse Verwandtschaft nicht ableugnen können.«
Die Karpfen des Grafen Leven führten das menschenwürdigste Dasein von der Welt. Sie genossen schon ihres Alters wegen hohe Ehren und wurden besser gehalten als die Jagdhunde, weit besser als die Dienerschaft.
Der Senior dieser gravitätischen Gesellschaft, die in ihrem Streckteich würdevoll und gemessen herumstand wie die der Akademiker im Hôtel Rambouillet, war ein prachtvoller, mit dickem Moß bedeckter Greis von über hundert Jahren. Sein

mächtiges Gewicht und seine Lebenszähigkeit bildeten des Grafen ganzen Stolz. »Stellen Sie sich vor Vicomte, er hat noch die Zeiten der Regentschaft und des Rheinbundes erlebt. Die Augen des großen Mazarin haben auf ihm geruht, als anno 1658 er beim Kurfürsten, der unser Oheim war, hier wohnte!«

»Erzähle, Alterchen! Tu deinen weisen Patriarchenschnabel auf und erzähle von der gebenedeiten Vergangenheit!« Die weiche, helle Stimme Guy de Montaigus bat den Fisch so flehentlich, als könnte er ihn mit Schmeichelworten doch vielleicht zum plaudern bringen. »Hat vielleicht gar der junge Sonnenkönig Mazarin begleitet und eigenhändig dich gespeist?« Mit vollen Händen warf ihm Guy die besten Brocken hin, zarte Erbsen und Artischockenböden und süßes englisches Biskuit. Philidor – dies war der Name des Patriarchen – schnappte danach mit jugendlicher Behendigkeit und verzehrte die erheblichsten Quantitäten mit einem Appetit, um den Graf Leven ihn beneidete. Melancholisch blickte er Philidor nach, als dieser befriedigt davonschwamm.

»Was wird sein Schicksal sein, wenn ich ihn demnächst mit allem Erbe meinen habgierigen Vettern hinterlassen muß? Werden sie gleich mir den Ehrgeiz haben, sein Alter bis aufs zweite Säkulum zu bringen?«

»Vielleicht – wenn die Canaille nicht dazwischen kommt. Versetzen Sie Philidor lieber rasch noch in einen Teich des äußersten Ostens! Denn sie kommt sicher, die Canaille! Morgen schon kann sie hier Park und Schloß verwüsten. Und Philidor zumal zeichnet sich durch Noblesse, durch historisches Alter und Freiheit von Leidenschaften aus, sowie dadurch, daß er in otio cum dignitate, ohne zu arbeiten das Dasein genießt. Die Damen der Halle werden ihn deshalb unverzüglich schlachten und mit einer geschmacklosen dünnen Brühe dem ersten besten Schmutzfink in den Futternapf werfen.«

»Gott verhüte solchen Frevel! Philidor wird ihnen den Gefallen nicht tun: unter der ersten groben Faust, die ihn zu berühren wagt, wird er vor Ekel den Geist aufgeben.«

Von der Landstraße her, die Pappelallee entlang kam ihnen der Chirurgus entgegengeritten. Er stattete heute dem Vicomte seinen letzten Besuch ab und rief ihm schon von weitem Komplimente über sein vorzügliches Aussehen zu. Dann besann er sich auf die Gebote der Schicklichkeit, kletterte vom Roß herab und nahte sich den beiden Herren unter höfischen Verbeugungen.

»Meinen untertänigsten Gruß dem Herrn Grafen und seinem erlauchten Gast! – Votre aspect, Seigneur, est à merveille. Ihr Antlitz stellt sich glanzvoll, rund und rosig schimmernd dar wie das des Phöbus, wenn er verjüngt des Morgens über die Berge steigt. Ohne die Narben nochmals zu inspizieren, halte ich dafür, daß Ihre Gesundheit jetzt solider ist als vor dem bösen accident, ja im ganzen genommen blühender denn je zuvor.«

»So fühle ich es selbst, mein Herr Chirurgus, und das ist wahrhaftig nicht zu verwundern in solch einer göttlichen Weltabgeschiedenheit, wie der Herr Graf sie mich hier genießen läßt. Hält und pflegt er mich doch wie seinen eignen Sohn. Ihm allein die Ehre! – wohlverstanden neben Ihrer Kunst, mein Herr Chirurgus.«
Ich wünschte nur,« sagte der Graf, »ich könnte Sie als Sohn mir und meinem Besitz erhalten bis über die Gruft hinaus. Aber das leidige Statut des Lehens ist nun einmal dawider.«
»Und ohne Ihre Gegenwart, wertester Freund, hätte der Aufenthalt sogleich auch allen Charme für mich verloren.«
»Wirklich? Selbst an der Seite Ihrer beiden Kinder, deren Wert Sie doch so freundlich anerkennen?«
»Je nun, die sind ein liebes Spielzeug, füllen aber nicht die Stunden, in denen ich ohne Ihren Geist verzweifeln müßte.«
»Vielleicht nur, weil sich der feinste Duft künstlich gezüchteter Blüten im neuen Klima nur zögernd entwickelt.«
»Mag sein. Noch ist ja meine Zuneigung zu den beiden Liliaceen im Wachsen. Indes der Herr Chirurgus untersagte mir bisher Débauchen in weiterem Umfang. Ich werde ihm sehr schmeicheln müssen, bis er mir endlich auch die äußersten Pforten des Vergnügens freigibt.«
Mit einer scherzhaften Bewegung, als ob er beiseite spränge, erklärte unterwürfig der Chirurg:
»Hiemit, auf Ihren bloßen Wink hin, füg' ich mich. Die Pforten sind frei. Treten Sie ein, Seigneur! Nur erlauben Sie mir, Ihnen ein kleines Viatikum mitzugeben, dessen vortreffliche Wirkung ich häufig an älteren, aber auch an allzu übermütigen jungen Herren erprobte. Es handelt sich um ein Krafttränklein aus Osmozon.«
»Ja, es ist nicht übel, dieses Osmozon,« bestätigte der Graf. »Wenn es mich auch in den letzten Jahren leider oft im Stiche ließ.«
»Der Herr Graf haben wohl durch übermäßigen Gebrauch die Zaubermacht des Mittels sozusagen abgestumpft. Versuchen Sie es Seigneur, in einer Tasse vor und nach jeder lebhafteren Anstrengung! Kurz gesagt, besteht es aus dem Extrakt von Fleisch und Knochen eines Hahnes, den man lebendig, jedoch gerupft im Mörser zerstampft und mit einem Zusatz von Ambra, Kandiszucker und schmackhaften Gewürzen über dem Feuer brodeln läßt. Abgeseit können Sie die Bouillon in Flaschen füllen. Das genaue Rezept befindet sich in den Händen des gräflichen Küchenchefs.«
»Gut, gut!« rief lachend der Vicomte. »Ich werde des Tranks nur allzubald und häufig genug bedürfen.«
Da mit der herannahenden Mittagszeit die Hitze stieg und der wackre Chirurg

sein Pferd unter der Zudringlichkeit der Fliegen am Zügel kaum mehr bändigen konnte, so kehrte man ins Schloß zurück. Zudem stand die beste Stunde des Tages bevor, die des Frühstücks, das in der wohltuenden Kühle der nach Norden gelegenen Bibliothek soeben aufgetragen wurde.
Seit Guy de Montaigu die Gastfreundschaft des Grafen genoß, ließ dieser ihm zu Ehren alle Register einer erlesenen Feinschmeckerei spielen. Er sollte sich überzeugen, daß nicht nur in dem königlichen Paris von ehedem, sondern auch im barbarischen Deutschland verwöhnte Zungen ihre Rechnung fänden. Diese Frühstücke waren mäßig im Umfang, aber unübertrefflich in der Auswahl und raffinierten Zubereitung der Gerichte. So gab es an diesem Festtage endgültiger Genesung nur drei Gänge. Jedoch war die Tondue aus gepfeffertem Rührei mit Chesterkäse, in der Kasserolle gebacken, im Verhältnis der Zutaten aufs exakteste getroffen, die Wachteln in Papilloten wundervoll knusprig, dabei triefend von Saft, mit konzentriertem Dufte, der Sorbett im Waffelturm ein Zusammenklang ambrosischer Essenzen. Als milder Orgelton begleitete das Ganze trockner Madeira gediegenen Alters; ein Glas Champagner schloß als Finale die Symphonie.
Hatten anfangs philosophische Witze und paradoxe Betrachtungen über den Wandel des Zeitgeistes die Unterhaltung beherrscht, so folgten beim Nachtisch die Belege dafür in Gestalt von prickelnden Histörchen und Anekdoten über die täppischen Ausschweifungen des Pöbels, verglichen mit den letzten Zuckungen eines Adels, die im Tode wie im Orgasmus gleicherweise beherrscht waren von Grazie und Geschmack.
Der Chirurgus, bei den Emigranten von Koblenz und Trier als leiblicher Berater und Austräger der Neuigkeiten gern gesehen, wußte viel Ergötzliches zu berichten von den Bandes joyeuses, die unter dem Protektorate der geistlichen Kurfürsten in alter Glorie wieder auferstanden und die Bürgerschaft in steter Angst um ihre junge Brut erzittern ließen. Mit der Enthüllung delikatester Geheimnisse aus Alkoven und Schlupfwinkeln suchte er den Vicomte hinüberzulocken zu den Seinigen. Der aber winkte schmerzlich lächelnd ab, indem er seine leere Börse um den Finger wickelte.
Das gab nun Anlaß, in grausigen Phantasmagorien, in Mark und Bein erschütternden Berichten die Schrecknisse ökonomischen Elends heraufzubeschwören, wie hier ein verarmter Marquis, dort ein verschuldeter Herzog zum Betteln und Betrügen, ja sogar zu handwerksmäßiger Arbeit und niederem Beamtendienst sich hatte gezwungen gesehen. So war dem Monseigneur Artois gemeldet worden, daß ein junger Herr von Borose in Genf von Wasser und Brot sein Leben friste, und ein Flüstern ging, daß hier am Rhein, ganz in der Nähe, ein Großneffe Richelieus sich seine weißen Hände am Weberschiff zerreiße.

»Gottes Donner, seien Sie still, Chirurg!« gebot entsetzt Graf Leven. »Wozu die Verdauung stören mit so gräßlichen Legenden!«
Bleich und gespannt, fröstelnd unter einer Gänsehaut, hörte Guy de Montaigu den Schauergeschichten zu:
»Nein, lassen Sie ihn, Graf! Nur weiter, weiter Herr Leibchirurg! Ersparen Sie mir nichts von diesen Greueln! – So lange man noch Sorbett und Champagner schlürft, ist unsres Nächsten Elend ein Hintergrund von trefflichem Kontrast. Was reizt den Appetit und fördert die Geschäfte unsres Magens besser als der Anblick dieser Welt voll Leiden! Kommt dereinst die Reihe an mich, Graf, so weihen Sie meinem Andenken getrost ein Trüffelpürée und den schwersten Burgunderpunsch!«

Ein erster leichter Morgenwind erhob sich, stieß die geöffneten Fensterflügel des Pavillons weit auseinander, blähte die Vorhänge wie volle Segel und führte den heißen Dunst der Sommernacht mit sich hinaus in den Wald. Dann kehrte er wieder mit frischem Atem, bis das ganze Gemach erfüllt war von reinem, kühlem Äther und harzigem Duft. All die Flämmchen der Kerzen vor den Spiegeln flackerten heller auf, bogen ihre Spitzen in tändelndem Verlangen einander zu, reckten sich und tanzten zu dem Takte, den der Morgenwind ihnen blies.
»Achmed, wo bist du?« rief Guy, von seinem Lager aus verwundert um sich blickend.
Brigitte ruhte schlummernd auf dem Rücken, die Hände unter dem Nacken gefaltet, den rechten Schenkel mit erhobenem Knie ein wenig angezogen. Achmed aber schien verschwunden, wie vom Winde eben erst hinweggeweht.
Aber nein, dort unten.... dort im Winkel, auf der Schwelle lag er ja, hingestreckt, niedergeschmettert, das Bild eines verstoßenen, sterbenden Sklaven.
Guy eilte zu ihm:
»Mein Freund, was fehlt dir? Was treibst du da?«
Als sei er auf der Flucht ins Weite kraftlos vor der Pforte zusammengebrochen, so strebte Achmed jetzt mit einem letzten Aufzucken der Schwelle zu. Das Gesicht war, als es Guy zärtlich in seine Hände nahm, todestraurig, heiß und feucht von Tränen, in denen es sich gebadet hatte wie das Gesicht eines Ertränkten in einem flachen Teich.
»Sag mir, wer hat dir deinen Platz am harten Boden angewiesen? ich nicht und auch Brigitte nicht! – Liebling, haben wir dich irgendwie gekränkt? Bei Gott, unsre Absicht ist das nie gewesen!«
Achmed schüttelte betrübt den Kopf, versuchte zu lächeln und wischte sich die Tränen ab.

Fürsorglich nahm ihn Guy auf seine Arme und trug ihn zurück in die Kissen.
»Nun komm, sei gut! Hab mich nur lieb; ich will dich gerne trösten?«
»Seigneur ...! Ach, lieber, lieber Herr ....!«
»Ja, Achmed, ja! Sag nur, was ist. Sag, was ich mit dir, was ich für dich alles tun soll!«
»Ganz will ich dem Seigneur gehören,« flüsterte Achmed ihm ins Ohr, ängstlich bemüht, ein erneutes wildes Schluchzen in sein gequältes Herz zurückzudrängen.
»Niemandem als dir, Seigneur? Auch der Brigitte nicht!«
»Gut, Achmed! Recht so! Wie du willst! – Sieh doch, Brigitte schläft. Niemand ist jetzt auf der Welt als ich und du allein.«
»Ach, für wie lange, Herr? Bis Brigitte erwacht. Und dann ... dann ... was ist Achmed dann für seinen Herrn? Nicht einmal eine schöne Sache, die Seigneur gebraucht, nicht einmal zum Sklaven gut genug!«
»Oh, Achmed ... törichter kleiner Freund .... schweig stille; sonst erwacht Brigitte dir zu früh! – Schweig stille, nutze deine Stunde!«
Brigitte wandte sich im Schlaf zur Seite, sprach und lachte leis im Traum:
»Kusch, Achmed! Kusch, du treues Hündchen!« murmelte sie vergnügt und griff mit allen zehn Fingern spielend in die Luft. »Geh ... stör ... mich nicht ...! Seigneur ... oh ... oh ... Seigneur!«
Ein großer schwarzer Nachtfalter kam hereingeflattert, umschwirrte die Kerzen, ließ sich auf Brigittes weißer Brust durstig wie auf einer Blüte nieder, umkreiste Guy und Achmed und verschwand. Vom höchsten Ast der Ulme, deren Blätter zitternde Schatten über den Estrich warfen, ließ eine Drossel den ersten zaghaften Morgenpfiff erklingen, schwieg aber bald, weil sie noch keine Antwort darauf erhielt; und die Seufzer, die ihr Lockruf übertönt hatte, schwollen wieder an, begleitet von den Atemzügen des schlummernden Mädchens.
Nun klopfte Guy zärtlich Achmeds braune Wange, scherzte noch ein wenig, sprach ihm mit Schmeichelworten zu; bald wurden seine Liebkosungen zerstreuter, und während die zwei syrischen Glutaugen sich an ihm festsogen, kehrte Guy mit seinen Gedanken zu sich selbst zurück.
Dies war ja ihre letzte Nacht! So sollte es bei ihm beschlossen sein, und es galt für eine kurze Zukunft noch einmal im Gemüte zusammenzufassen und befriedigt nachzugenießen, was ihm unter diesem Dache an Freude zuteil geworden: nach lebenslanger Fahrt durch Pein und Ärgernisse eine wohlige Rast, nicht zu kurz bemessen, fast eine üppige Oase, ausreichend um Kraft zu sammeln für einen würdigen Rückzug zu den Vorfahren, in den exklusivsten Winkel des Tartarus. Ein fremder alter Herr, großherzig und verständnisreich wie wenige, hatte viel für ihn getan – aus Laune ...? aus Eitelkeit ...? aus schrullenhafter Lieb=

haberei ...? Gleichviel! Welche Gründe edler Handlungsweise wären wohl lauter genug, um sie mit Emphase als selbstlos und tugendhaft zu preisen! Es möge uns genügen, wenn sie ihr weißes Schleppgewand in gefälligem Faltenwurf tragen. Unsre Dankbarkeit wird überall zur Stelle sein, wo ein Wohltäter unsrer Einbildung die Wege ebnete. Schade nur, daß man die beiden Kleinen hier enttäuschen mußte! Sie verdienten es ebensowenig wie ihr greiser Herr, wenn sie auch selber mehr auf ihre Rechnung kamen. Gaben sie wirklich so ganz sich hin, wie es den Anschein hatte? Ach, zum Glücke opfert jede Kindheit nur die Augenblicke, nie sich selbst. Ihre Neigungen sind in zu raschem Flusse, um lange vor sich hinzustarren wie das Alter in seinen vertrocknenden Weiher. Sie werden sich mit ein paar hübschen Andenken trösten, Überbleibseln aus dem Familienschatz der Montaigus. Achmed wird, nachdem er stumpf und fett geworden, aus der goldnen Dose schnupfen, die ein Douceur des Königs von England war, und Brigitte wird abends auf den Gassen am überpuderten Finger Rubinen glitzern lassen, die für fromme Ahnfrauen die Weihe des Heiligen Grabes empfingen. So wandle denn jeder Mensch und jedes Ding denjenigen Weg der Schande, der ihm bestimmt ist. –

Brigitte, kaum erwacht, schloß den Seigneur sogleich in ihre Arme. Unerbittlich hütete sie ihren Raub vor Achmed. Sie hatte ihren künftigen Gemahl sehr gern für Mußestunden und als Zuschauer beim festlichen Rausche; jetzt aber hatte er sich an das untere Ende der Bettstatt zurückzuziehen und dort in Demut zusammengerollt mit den Füßen des Seigneurs zu begnügen. Doch auch die Füße betete er an und überschüttete sie mit gierigen Küssen, die bei aller Wildheit doch der Ehrfurcht nicht entbehrten.

Der Morgen kam nun mit allem Glanz herauf; die Vögel vor den Fenstern hielten sich nicht länger; auf der Ulme droben ward jetzt der Drossel ein ganzes Minnelied zur Antwort. Fink und Grasmücke stimmten mit ein, bis ein schmetternder, aufreizender, betäubender Gesang das verschwiegene Lusthäuschen rings umgab, gleich einer Jubelkapelle, die mit Morgenständchen ein bräutliches Paar begrüßt.

Das kleine Mädchen drinnen war beinahe schon zum Weib erwachsen. Es sprach von Liebe und begehrte an einem Treuschwur sich zu sättigen.

»Kann mein Seigneur noch Anderen gehören außer mir?«

»Niemand galt mir vorher mehr als du, und künftig . . . künftig werd' ich wenig Mädchen mehr begehren. Wenig Zeit wird mir für sanfte Triebe und holdes Getändel übrig bleiben.

Da erfuhren sie denn, Brigitte in seinem Arm, Achmed zu seinen Füßen, daß er heute noch davonziehen werde und sie zurücklassen bei ihrem früheren Herrn.

Jammer und Beschwörungen in einer Sturmflut, Tränen in einem Strom von beiden Seiten wollten ihn schier überwältigen. Wie war es möglich, daß er hinausging in die Fremde, unter seine Feinde, weg aus diesem warmen Nest, dem einzigen Fleck, wo man ihn lieb hatte, wo man ihn höher ehrte als den allmächtigen Gott? War es zu begreifen, daß ein Seigneur so herzensgut, so edel, so gnädig sein konnte und doch kein Herz im Leibe haben, gar kein bißchen Liebe fühlen, da er doch Liebe so ungeheuer viel erzeigte.
Ja, leider war es wirklich so, wunderlicherweise! Ihm selber klar, wenn auch Kindern schwer zu erklären. Die Klagerufe des Mädchens neben ihm drangen bereits wie aus weiter Ferne zu ihm, rührten ihn, doch erschütterten ihn nicht. Wie Narkissos sah er sich über sein eigenes Bild gebeugt, in sich selbst, in sich allein verliebt, unablässig sich bespiegelnd, indes die sehnsuchtsvolle Nymphe Echo vergebens nach ihm rief und lockte . . . Arme Nymphe, die verblendet ihre Augen auf einen Jüngling warf, der es vorzieht, nach sich selber zu verschmachten und die Vereinigung von seines Wesens Licht und Flamme erst im Erlöschen finden wird!

Als es denn so weit war, daß Guy sich den Degen umschnallte und sein gut herausgefüttertes Pferd im Hofe satteln ließ, spann Graf Leven in aller Hast noch die abenteuerlichsten Pläne, wie sein Freund zurückzuhalten wäre. Er wollte ihn adoptieren, mit ihm nach Rom, ja bis nach Spanien ziehen; wollte zu seinen Gunsten die Vetternschaft um ihr Erbteil betrügen. Guy jedoch blieb eigensinnig bei seinem Fatalismus stehen. Das Ende, das ihm und seiner Familie bestimmt war, gedachte er nicht länger unrühmlich zu verzögern. Da Monseigneur Artois nun endlich dazu gelangte, ein Heer der Emigranten auszurüsten und unter den Fahnen Österreichs gegen die Republik zu führen, so gab es auch für Guy de Montaigu keinen anderen Platz als dort, keine andre Bestimmung mehr, als zu fallen gegen ein Volk, das er verabscheute wie die Pest, den Boden Frankreichs, das er trotzalledem über alles liebte, mit seinem Blute zu tränken.
Der Schmerz des Grafen steigerte sich zu einem wahren Zorn:
»Hu, Vicomte, was haben Sie doch von Ehre und Waffenruhm für obsolete Begriffe!«
»Ich habe überhaupt keine Begriffe, lieber Graf, sondern nur noch ein paar verstreute Gefühle. Die mögen obsolet sein, wie alle Gefühle, aber sie bleiben mein letztes Vergnügen. Ich möchte sie mir nicht stören lassen. Die Vorstellung, mit meinen Standesgenossen mitten hinein zu reiten unter die verfluchten Haufen, einige Male noch meinen Degen zu gebrauchen und dann massakriert zu werden wie mein Vater, geköpft zu werden wie meine Mutter, ist mir — Gott zum

Zeugen! — eine angenehme Vorstellung. Mag alsdann der Pöbel die Welt unter sich aufteilen! Mich geht sie nichts mehr an. Je me fiche de l'avenir! — Sie aber verlangen, daß ich als einer der Überzähligen bettelnd, schwindelnd oder vom Gnadenbrote lebend wie ein ausgedienter Rassehengst, an den Höfen herumhinken soll? Etwa gar mich vorstellen bei meinem Oheim, dem Konseil-Präsidenten, dessen saure Miene, mit der er jetzt schon die Ankunft seines deklassierten Verwandten erwartet, ich deutlich vor mir sehe? — Oh, nein! — Es war mir das höchste, ja das einzige Glück meines kurzen Lebens, ein paar Monate lang Ihre köstliche Gastfreundschaft zu genießen; aber peinigen würde es mich, aufs Unbestimmte hinaus von Ihnen mich unterstützt zu wissen. Ich habe mein Pferd und meinen Degen; das ist genug, um von dieser Bühne der Greuel und der Albernheiten mit Anstand zu verschwinden!«

»Es sei denn,« wandte Leven ein, »daß Sie den Pöbel zu Paaren treiben, den Dauphin befreien und den Glanz Ihrer Familie erneuern!«

»Dies zu erwarten wäre Wahnsinn, Graf. Denn es widersprechen die Gesetze politischen Fortschritts, die zu Vulgarisierung, zu immer gemeinerem Abstieg drängen. Das Volk, das jetzt an die Reihe kommt, nennt es natürlich Aufstieg. Immerzu! Mögen die Philosophen recht behalten! Sie haben die Logik für sich und den schlechten Geschmack. Ich beneide sie um ihren schmutzigen Schützling keineswegs. Mein Stichwort ist gefallen: ich trete ab wie ein Held von Corneille und werde dann hinter den Kulissen in Gemütsruhe erwarten, was für eine Rolle der große Schauspieldirektor mir weiterhin bestimmt hat.«

Guy de Montaigu schwang sich aufs Pferd und drückte dem Grafen die Hand. Seelenvoller Abschied ward nicht beliebt. Um einen solchen sicher zu vermeiden, blieben die Kinder im Pavillon eingesperrt, wo sie engumschlungen am Fenster lehnten und laut schluchzend einander zu trösten versuchten. Guy bemerkte nichts davon. Er trabte frohgemut durch den Wald, nach Trier zur Armee.

NACH DICHTUNGEN SWINBURNES VON RUDOLF BORCHARDT

PARODOS AUS ATALANTA IN CALYDON

Wenn die Bracken des Lenzes den Winter hetzen
Füllt die Halden und Matten entlang
Die Mutter der Monde den Schatten und Wind auf den Plätzen
Mit lispelnden Läubern und Regengesang
Und die bleich=braune Nachtigall brunstlauttrunken
Ist nicht mehr in Itylus Tod versunken
In die thrakischen Schiffe, die fremden Gesichter
Sprachlos Nachtwachen und all den Drang.

Komm Bogen gespannt und von Schäften umsplittert
Vollkommen Jung=Magd und Leuchten entfacht
Von Winden schallend von Strömen erschüttert
Mit erhallen von fallendem Wasser und Macht
Binde Sandalen oh Flinkste der Flinken
An deiner Füße sputen und blinken
Denn der Ost wird kecker, der West verwittert
Von den Füßen des Tags zu den Füßen der Nacht.

War wie sie finden, wie singen hinauf zu ihr
Rings mit allen den Händen ihr Knie umringt
Wären doch Herzen wie Feuer zu springen hinauf zu ihr
Feuer und Schnellen des Stroms der springt
Denn Sterne und Winde sind um ihren Gang
Wie Gewand und großer Harfen Gesang
Denn der steigende Stern und der fallende schwingt zu ihr
Und der Südwest=Wind und der West=Wind singt.

Denn Winter ist fort mit Lasten und Leiden
Und Gezeit die mit Schuld und mit Schnee träg rinnt
Wie Tage die Liebe von Liebe scheiden
Den Tag der verliert, die Nacht die gewinnt

Und der Zeiten gedenken heißt Sorgen vergessen
Nun Winter erschlagen, nun Halme gemessen
Denn im grünen Holz und auf sprießenden Haiden
Blüte bei Blüte der Frühling beginnt.

Das Land trägt Flüsse geschwollen auf blumigem Nacken
Gras hemmt des Wandernden Fuß mit üppiger Wucht
Die zarten Neu=Flammen des Neu=Jahrs flacken
Von Blatt zu Kelch und von Kelch zu Frucht
Und Frucht und Laub sind wie Gold und Feuer
Und das Korn singt Heiligeres als die Leier
Und die Roßhufhacken des Satyrs knacken
Auf der Kästenuß=Wurzel die Kästenuß=Frucht.

Aber Pan mittags, aber Bacchus bei Nacht
Flinker als die Flinke Ricke vorm Gejaid
Verfolgen hintanzend, erfüllen mit Pracht
Die Mänade des Bergs, Oreade der Haid'
Und zart wie Lippen, die lächeln und hoffen
Tun die Bäume die Laubwand blätteroffen
Und zeigen dem Blick und nehmen in Acht
Den Gott verfolgend geborgen die Maid.

Der Efeu fällt mit bacchantischem Haar
Über Braun und Augen und Glieder=Schnee
Der Wild=Wein schlupfend zu Grund läßt bar
Ihre Brust wild=gehend in Wonnen und Weh
Der Wildwein schlupft mit der grünenden Last
Doch der beerige Efeu klammert und faßt
Ihren Leib und der Füße zitterndes Paar
Im Jagen den Wolf, im Flüchten das Reh

EINE BALLADE VOM LEBEN

Ich fand im Schlaf voll Wind und Flor die Aue
Grün und durchsüßt mit Bäumen und mit Gras
Davon inmitten saß
In Süße=Zeit gewandet eine Fraue

Von ihrem Leib gleich Monden roter Glut
Trat schwehlen in mein Blut
Als göß es in die Flammen
Von Gram lag Schatten um ihr Auge her
Des Mundes Rose, satt=rot reif und schwer
Schien schwer von toten Dingen, wundersamen.

Sie faßte einer Zither in das Haar
Herzweis geformt, besträngt mit zartem Glanz
Vom Haupthaar eines toten Fidelmanns
Der üppiger Dinge voll gewesen war
Der Saiten Paar und Namen waren dies
Barmherz die erste hieß
Die zweite Güte war
Der Rest war Wonne, Nöte, Schlaf und Schuld
Und Freundlichtun, das ist gewandt mit Huld
Doch aller Hulden bar.

Da standen Drei ihr bei all angetan
Mit Gold und reich mit Golde überschut
Drauf war gestickt von Korn geraufte Blüht
Des ersten Haar war um sein Haupt getan
Von Antlitz rot, sein Mund gekrümmt und weh
Sein Gold zerrüttete
Viel Spur von Rost und Duft
Ein fahles Land hielt ihm den Blick verwahrt
Das Zeichen über ihm war solcher Art
Das Zeichen Böser Lust

Der dann war Schmach, gedunsen und halb wund
Grunholz ist solcherfarb im zähen Rauch
Sein Fuß ist also schwach
Er mag nicht wohl bestehn auf keinem Grund
Sein Mund war grau und alt und jammervoll

Wie ihm sein Blut erschwoll
Schwoll Pein durch seinen Lauf
Zuletzt stand Furcht der ist mit Tod vermagt
Schmach ist sein Freund und bald Schmach etwas sagt
Furcht antwortet darauf.

Mein Herz sprach in mir: dies ist wundervoll,
Nun Luft so zart nicht ist als ihr Gesicht
So hold nicht Sonnenlicht
Daß sie mit Schuld versippt und traut sein soll
Und da ihr Jungfraun dienten auf den Knieen
Um Auskunft sandt ich hin
Da nichts zu wissen triebe:
Und Furcht sprach: Ich bin Huld doch totesmatt
Und Schmach sprach: ich bin Schmerz der seiner satt
Und Lust sprach: ich bin Liebe.

Drauf mit der Hand ein spielen hub sie an
Ihr Mund Gesang in fremder Zungen Klang
Und alldieweil sie sang
War nur der Laut von Trän auf Trän die rann
Auf Menschenwangen ihrer unbewußt
In letzter, wehster Lust
Doch die Dreimännerschaft
Ward Männern gleich die wer erweckt vom Tod
Mund froh, frisch, offen, Wangen hell und rot
Wie Kinds Blut neuer Kraft.

Drauf ich sprach: nun seh ich gewißlich ein
Fehllos ist sie und heißt durch ihr Gebot
Schuld, Schmerzen und den Tod
So licht wie ihrer Augen Lider sein
Wie Lippen dran mein Herz ausruht und lebt
Wie ihren Leib, der süßer Glieder bebt
Und Brüste für den Kuß gemacht sind die
Drum nun wird fürder ihr Erbarmen mein
Um ihrthalb sollen meine Tage sein
So gesinnt wie sie.

DAS GELEIT:

Fort Tanzlied, Rosen zwischen Arm und Arm
Bis Ros um Rosen Wucht dir starrt am Kinn
Wo kein Stich ohne Harm
Und komm im goldnen Sängerkleide hin
Zu meiner Dame und entbeut ihr dies:
Borgia dein goldnes Haar wird Brunst in mir
Dein Mund wühlt Fieber in mein Blut und Qual
Darum so viel als schwange Rosen hier
Küß mich so viele mal
Dann mag geschehn <denn sie so wundersüß>
Daß sie sich etwa biegt nicht anders als
Im Wind ein Rebenbund
Und sanft dich küßt auflachend unterm Hals
Tanzlied und auf den Mund.

EINF BALLADE VON LASTEN

Die Last auf Edom: Und
dies ist die Last auf Moab Amos.

Die Last auf schöne Frauen. Eitle Pracht
Lieb, die sich selbst durchs Herz mit Schanden haut,
Und Alter sorgenvoll, das kommt bei Nacht,
Wie sich's ein Dieb bei Tage nicht getraut,
Und Müdigkeit, für Miete wach und laut,
Und Tausch der grau läßt gestern rote Wangen
Und Gram der nachhallt alter Wonnen Laut:
Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

Die Last auf feile Küsse. Dies macht wund,
Last ohne Frucht in Schwangerschaft und Kind,
Von Nacht bis Morgendämmern tausendstund,
Ein Tausendstund von Licht bis Abendwind,
Das Schaudern deiner Lippen, Krampf im blind
Verhärmten Lid, das zuckt wie Flammen bangen,
Macht elend was wie Liebliches beginnt:
Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

Die Last auf süße Reden. Nun knie hin,
   Verhüll dich und verweine dich, denn traun,
Zujüngst denkt dein am Markt mit keinem Sinn
   Wer eben kauft am Markt dein Weiss und Braun.
   Zujüngst soll erdefarb dein Antlitz graun
Ja Seeschlick gleich, drin siech und satt verfangen
   Die Spülichte der bracken See sich staun.
Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

Die Last auf langes Leben. Angst soll dir
   Vor Wachen sein, und Schlaf dich glühn wie Rost;
Und sagst vor Tag, »wollt Gott die Nacht wär hier«
   Vor Nacht, »wollt Gott es tagte gegen Ost.«
   Todmüde Stunden nimm für Kleid und Kost,
Und trag ein Tuch aus Reu, und um die langen
   Lenden den Gurt aus Pein, an Sohlen Frost;
Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

Die Last auf kühne Farbe. Und sollst sehn
   Gold blind, und Grau wo du nach Grün dich bückst,
Und nicht wie's schien, soll dir an Farbe stehn
   Dein Antlitz, sondern, wie du's nun erblickst.
   Dein Herz, wenn du's nach alten Minnen schickst
Und Lippen, liest: »verblichen und vergangen«.
   Und sprechend lernst du Schluchzen dran du stickst.
Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

Die Last anf trübe Sätze. Einmal tagt's,
   Da zählst du all dein Tag und Nacht, die Flut
Von Wort und Kuß und Zeil, und in dir sagt's,
   Wie hold dies war, und dies von welcher Glut,
   Wie Leben gut war, klang und roch wie gut –
Nun, Licht vorauf, klingt ab verschollnes Prangen:
   Die jüngste Stunde ist mit Glut beschuht;
Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

Die Last auf vier Gezeiten. Regen gießt
  Durch weißen Lenz mit Wind auf dünnen Wald.
Sommer, der Grün mit Jammer treibt und schießt;
  Herbst, morsch im Dunst von Elenden, sein alt
  Gesicht aufs Jahr gestellt, sieht zu wie bald
Nur Aschenes stäubt vom Stoß, den Flammen schlangen,
  Dann: Winter wüst mit Kränke mannigfalt.
Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

Die Last auf tote Mienen. Außer Sicht,
  Und aller Liebe Reich und aller Hand
Tauschend nur Tausch von Düstrem und dem Licht
  Wandern und weinen sie auf brachem Land,
  Da Saat nie fiel noch Einer Scheuern fand,
Wo kurz veratmend blinde Tage bangen
  Und seufzend sich durchs Zeitglas siebt der Sand.
Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

Die Last auf viel Vergnügen. Leib und Lust
  Verrät dich und das Antlitz deiner Pracht;
Und unterm Fuß streut Träge ihren Wust
  Und überm Haupt ist fremder Brand entfacht,
  Und wo das Rot war nimm das Fahl in acht.
Wo Wahrheit war, ein Lügennest von Schlangen,
  Und wo sonst Tag war, Gleichnis einer Nacht;
Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

DER URLAUB:

Fürsten und Ihr von Lüsten blank und rot
  Merkt wohl den Reim eh eure Lust vergangen:
Leben ist süß, zwar hinterdrein ist Tod. –
  Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

FRANZ BLEI: REINHARDT UND DIE REFORMBÜHNE

Mit der Illusionsbühne ging das nicht mehr so weiter. Die Fälle mehrten sich ⟨wie es in den Zeitungen heißt⟩, daß aus dem Zuschauerraum während des Spieles sich Stimmen solcher vernehmen ließen, die mit Rat und Warnung in die Handlung eingriffen. Und als bei jener denkwürdigen Räuberaufführung am Burgtheater – es war am 30. Februar 1899 – das ganze Parkett im ersten Akt die Bühne stürmte und den Franz von Moor verprügelte, da waren sich alle Verständigen klar darüber, daß die Reformbühne sofort erfunden werden müßte. Und dies geschah im Frühjahr 1900 und in Wien. Peter Behrens und der verstorbene Olbrich kamen dahin mit ihrem hellen Enthusiasmus für das Darmstädter Kunsttheater. Und vier Tage lang saßen die genannten beiden, Hermann Bahr und der Schreiber dieses im Bristol-Hotel zusammen, vom neuen Theater redend — bis Bahr die Geduld riß, denn er redete immer nur von Stücken und Behrens immer nur von Bühnenarchitektur. Olbrich sagte lustig: „Haben wir nur erst die richtige Bühne, so werden die Stücke dazu schon gedichtet werden.« Es blieb allerdings bei Dehmels »Lebensmesse«, was aber nichts gegen die neue Bühne bewies, da man gleich darauf nur mehr den »Datterich« spielte. Also Bahr verließ mit einem kurzen Protest – er bestand nur aus drei Worten – die Bristol-Bar, und wir erfanden weiter. Ich erinnere mich, als ob es heute wäre, daß ich zügellos die neue Bühne erfand. Es war ganz leicht, weil ich nichts davon verstand. Unter vielem andern erfand ich: die Seitenkulissen als dreiseitige Prismen, um eine Axe drehbar, mit Ornamenten schabloniert, jede der drei Seiten in Farbe und Zeichnung anders, jeweils zusammenstimmend mit dem Prospekt der Rückwand nicht nur, sondern auch mit der Stimmungsessenz des betreffenden Aktes. In einer Sekunde konnte die Szene aus einem geschlossenen Raum ⟨rot und vertikales Linienornament⟩ in einen Park ⟨grün mit gelbem Ringelornament⟩ verwandelt werden: man brauchte nur den Prismen auf jeder Bühnenseite eine Drehung zu geben und den Prospekt über eine Walze zu ziehen. Daß der Graben zwischen Bühne und Rückwand nicht fehlte, brauche ich nicht zu sagen, wohl aber, daß ich ihn auch vor der Bühne haben konnte, denn ich hatte einen nach hinten und vorne schiebbaren Bühnenboden erfunden. Das neue Beleuchtungswesen meiner Erfindung könnte ich der technischen Details wegen nur in einem Fachblatt für Installateure darlegen. Es genüge, zu wissen, dass ich es diffus nannte. Die schwarz verschleierte Dame, die, wenn Nacht sein soll, über die Bühne schreitet und ein Kerzenlicht, das sie trägt, ausbläst, diese Dame gehörte Olbrich. Das Relief Behrens. Mit solchen und ähnlichen Ideen reisten die Beiden wieder nach Darmstadt. Aber ohne Stücke. Dafür fanden sie dort in Herrn Georg Fuchs einen Mann, der keinen Spaß verstand und in der Reformbühne die Möglichkeit einer Aufführung seiner Tragö- und Komödien

erblickte. Die Sache ließ sich also nicht mehr aufhalten. Ich mußte, da ich nicht in der Lage war, mir in der Künstlerkolonie ein schönes Haus bauen zu lassen, darauf verzichten, meine Bühnenreformen zu praktizieren. Leider! Denn den Zuschauern wäre Hören und Sehen vergangen. Aber, wie gesagt, die Sache war im Gang, und Maler, Architekten, Gärtner, Schiffbauer, Nordpolfahrer, Altphilologen, überhaupt alle, die bislang keine Ahnung vom Theater gehabt hatten, ließen es nicht mehr aus. Die Stunde der bisherigen Theaterleute schien geschlagen zu haben. Die meisten Schauspieler starben schnell, das beste was sie tun konnten. Die Überlebenden sah man nur mehr im Profil, woran sie auch auf der Straße leicht jedes Kind erkannte, denn die Begeisterung für die neue Bühne war allenthalben, bei Greisen und Kindern, Hoch und Niedrig. Besonders aber bei den Dilettanten, die sich über Nacht nicht nur nicht mehr so vorkamen, sondern umhergingen mit dem Gesicht des Mannes, der es schon immer gesagt und nun recht behalten hat. Es war wieder einmal eine Lust zu leben.

Mit dieser historischen Erinnerung wollte ich nur sagen Et ego in Arcadia und meine sozusagen Kompetenz zu einem Urteil beibringen in einer Zeit, wo man eine Sache, von der man gar nichts versteht, am besten dadurch lernt, daß man sie lehrt. Ich will nun zu erklären versuchen, wie das mit der Bühnenreform werden konnte. Da war ein undramatisches Theater gewesen, das Wahrheit und nichts als Wahrheit pretendierte: Auschnitte aus dem richtigen wirklichen Leben von Heute. Alltagsgeschichten und Probleme der Zeit, nicht der Zeiten. Oder etwa Theater daraus: was tut ein Leutnant, wenn er eine Ohrfeige bekommt? Oder: wie geht es einer Sängerin, wenn sie — Aber man kennt das, und ich brauche mich dabei nicht aufzuhalten. Die Schauspieler taten ihre Möglichkeit, so gemein zu sein wie das Leben, dessen Darstellung man von ihnen forderte. Es wurde ihnen nicht schwer. Alles war ganz schön, wurde aber unsäglich langweilig und ermüdend auf die Dauer, nicht weil es Naturalismus war, wie sich's nannte, sondern weil diese Theaterstücke keine Dramen waren, keine Geste, keine Bewegung hatten, sondern nur Gerede und Getratsch hin und her, eine öde Konversation, in der man auch die Ibsendarstellungen ertränkte. Dann kam das bunte Theater der Überbrettel. Man machte aus kleinen Liederchen Szenen, Akte, Bühnenbilder, entlieh, wie beim ebengenannten Theaterstück die dramatische Szene für etwas ganz Undramatisches. In diesem Zeitpunkt setzten die Reformideen der Bühne ein: man meinte, es läge am Theater, wo es aber nur an dem lag, was man darauf spielte: Bewegungsloses, Undramatisches. Vom naturalistischen Stück her sagten die Reformer: das Theater darf nicht Wirklichkeit vortäuschen wollen. Vom Überbrettel her: die Szene muß immer deutlich Spiel bleiben. Und nun wollte es das Glück der Reformer, daß es da einige dramatische Gedichte gab — Salome, Tod

des Tizian, Tor und Tod — so eigentümlicher Natur, daß sie zu jedem Experiment verlocken konnten und jedes Experiment vertrugen. Warum nicht dies spielen, da man ja auch lyrische Gedichte, Lieder agiert hat? Diese dramatischen Gedichte, diese lyrischen Dialoge, die, soweit sie von Hofmannsthal sind, zu den schönsten dichterischen Gebilden dieser Zeit gehören, wurden zu Exempel und Richtschnur der Bühnentechnik gemacht. Von diesen Gedichten aus glaubte man die heutigen Spielformen jeder dramatischen Kunst gewonnen zu haben. Daß sich später gerade Hofmannsthal vom Gedichte entfernte und mit seinen letzten Arbeiten wieder dem Drama hinwandte, das übersah man. Die lyrischen Dialoge sollten beweisend bleiben, wie die Schattenspiele Maeterlincks. Man merkte nicht, daß den zehn prachtvollen Gedichten, die wir heute etwa haben, gute und richtige dreihundert Dramen gegenüberstehen, die das Theater bestimmt haben und es sich nicht gefallen zu lassen brauchen, nach Art der lyrischen Dialoge gespielt zu werden, da sie als Dramen entstanden sind.
Die Bühne darf nicht die Illusion der Wirklichkeit geben, heißt die Forderung der Reformer. Aber wem gab sie das je? Gab es je ein Zimmer mit nur drei Wänden? Je einen Garten mit einem Loch ins Sckwarze? Je, um auch vom Stücke zu sprechen, eine in so und so viele Akte geteilte Wirklichkeit? Der ins Stück dreinschreiende Bauer von der Galerie ist ein Witz oder eine Tatsache bei primitiven Völkern. Sollten wir auf einmal alle Bauern und so primitiv geworden sein, daß wir Dr. Max Halbe für den lieben Gott, der die Welt erschaffen hat, halten, und nicht für einen Mann, der dieses Theaterstück schrieb? Sollen wir wirklich Leute sein, die glauben, daß Orliks Bäume in den Räubern richtig in den Himmel wachsen? Die Orthodoxen der Reformbühne haben Angst vor der Phanthasie. Sollten sie es, da sie selber keine haben? Wir leben ja auch, man vergesse es nicht, in einer amerikanischen Zeit, die ihr Organ für das Künstlerische schwinden sieht — daher die vielen Ärzte und Kuren. Ich lese, daß Behrens etwas Griechisches von Hartleben inszenierte, in Hagen. Der Schauspieler, der im Frack den Prolog sprach, blieb unter den Spielenden stehen, daß nur ja niemand glauben sollte, das wären wirkliche Griechen und das Stück wäre was anderes als — ein Stück. Und lese weiter, daß die Schauspieler sich immer im Profil bewegten, trotzdem sie auch in Hagen wie überall anderswo nicht zwei-, sondern dreidimensional sein dürften. Es muß sehr eigentümlich ausgesehen haben, dieses lebendig gewordene ägyptische Inschriftenfeld, aber was es mit dem Drama zu tun hat, weiß niemand. Auch Behrens nicht. Ich erinnere mich außerordentlicher Eindrücke von Aufführungen im alten Burgtheater, ich erinnere mich Mitterwurzers. Ich erinnere mich nicht mehr, ob es Kulissen gab und ob die Vorsatzstücke echt oder aus Pappe waren. Ich habe die Erinnerung an außerordentliche Theaterspieler behalten, nicht die an Herrn

Swoboda oder wie sonst der Mann hieß, der die Leinwanden bemalte. Natürlich und gewiß: gar keine Dekoration ist besser als eine aufdringlich schlechte. Aber unter gar keiner verstehe ich vier Fässer und sechs Bretter darüber, und unter schlechter nicht nur das Zeug auf den Saalbühnen der Liebhabertheater, sondern auch Erlers Faustdekoration z. B. welche die eine Szene — Gretchens Zimmer — mit Möbeln und Fenstern ausstattet, die nächste — am Spinnrad — in einer Zeltrotunde aus grauer faltiger Leinwand vor sich gehen läßt. Ich will ein Spiel sehen, das ist: Drama und Akteure (die nebenbei nie in Wirklichkeit verfallen können, das kann nur der primitive Zuschauer!) Tut sich dazu auch ein bescheidener, geschmackvoller Bildner, wird's niemanden genieren. Macht der mich aber fortwährend auf eine Besonderheit in Vereinfachung usw. aufmerksam, hält er mich für dümmer als ich bin durch überflüssige Betonung des Selbstverständlichen, daß es ein Spiel sei, so stört mir dies das Spiel vollkommen. Denn ich und jedermann geht ins Theater, um entweder den Tasso zu sehen (das Stück, um Gotteswillen, nicht den alten Torquato Tasso, muß man schon ängstlich sagen!) oder um den Kainz als Tasso zu sehen. Niemand geht ins Theater, um ein Bühnenbild zu sehen, sei es nun so oder so, reich oder vereinfacht. Dieses Bild soll mich nicht in dem stören, worum ich ins Theater gehe, das ist Alles. Und ich gehe ins Theater für den Dichter und die Schauspieler. Gewiß (und auch dies förderte die Idee der Reformbühne): wir haben vielleicht keine ganz großen Schauspieler mehr, aber viele Theater, die welche brauchten. Über diesen Mangel an schauspielerischen Persönlichkeiten half nun das Drum und Dran des Bühnenbildes ablenkend und bestechend weg. Genau wie bei den Dichtern, die wir als große Dramatiker heute auch nicht haben, und deren Bühnenkraft beizukommen man sich mit allerlei außerhalb der Bühne liegenden Mitteln behalf. Einen Shakespeare hätte die Reliefbühne nie vertragen können und einen Mitterwurzer auch nicht. Wie sie einen Reinhardt nicht verträgt und keinen seiner eigentümlichen Schauspieler, worunter ich jene meine, die man als sie selber spürt was immer sie auch spielen: als Persönlichkeiten.
Reinhardts Gastspiele auf dem Münchener Reformbühnchen haben es deutlich wieder gesagt, daß die Bühne dem Dichter und dem Spieler gehört. Das konnte im vorigen Jahre nicht deutlich werden, weil da nur Herren und Damen agierten, aber keine Schauspieler. Heute jammern und wüten die Maler, Lehrer und Kunststadtmünchnerischen, Reinhardt habe »das Prinzip der Reformbühne aufgehoben«. Aber er tat das nicht absichtlich, wie die Herren meinen, sondern weil er ein genialer Regisseur ist und unter seinen Leuten große Schauspieler hat. Die Schauspielkunst hat das Prinzip der Reformbühne aufgehoben.
Ich respektiere jeden Lokalpatriotismus. Zu viele wirtschaftliche Existenzen brauchen ihn zudem, um wirtschaftlich zu existieren. Würde ich mit Münchner Ölgemälden

handeln, erklärte ich die Münchner Gemäldemanufaktur für die beste der Welt so lange, bis ich selbst daran glaubte. Die bekannten beteiligten Kreise haben im vorigen Jahr einen Ausstellungsclou gebraucht. Und da diese Zeit, die so wenig leistet, um so mehr reformiert, bot die Reform der Bühne eine Erfolgchance. Hatte auch Erfolg, wie alles was mit Reform anfängt, Reformbartbinde, Reformtanz usw., immer eine Zeitlang oben auf ist. Denn alle Naselang wird auch die Reform wieder reformiert. Von den Hoftheaterleuten versprach man sich für heuer keine Attraktion. Das ging gerade einmal, wo die Geschichte ganz neu war. So lud man Reinhardt ein und machte wie die Reformler nun klagen den Bock zum Gärtner. Die prinzipielle Gültigkeit, welche die Reformbühne patzig beanspruchte, hat Reinhardt durch Taten widerlegt. Er spielte Theater — und die Sache war erledigt. Was die Reformbühne für alles, was nicht mit dem Theater zusammenhängt, sein mag, wissen genau nur die Altphilologen, Nordpolfahrer, Maler-Architekten und andern Theaterfachmänner.
Man wird mir, ich weiß es genau, sagen, ich nehme die Sache nicht ernst genug, d. h. nicht pedantisch genug. Wird auf die Stimmen des Auslandes weisen, das Deutschland um diese Erfindung mehr noch beneide als um den Zeppelin. Wird zuzugeben verlangen, daß die Reformbühne zum mindesten Anregungen gegeben habe. Mein Gott, was gibt nicht alles Anregungen! Auf was Tun kommt es an. Und Reinhardt hat was getan, er und seine Leute. Alles andere ist Konversation. Zudem: man behauptet immer, man sehne sich nach dem großen Drama. Man hilft aber die Erfüllung dieser Sehnsucht hinausschieben, wenn man in das Theater Dinge hineinbringt, die man nicht aus dramatischen, sondern aus lyrischen und malerischen Voraussetzungen gewonnen hat.
Als Bahr in jenem Sommer immer auf der Frage: Was spielen bestand, bekam er immer ach wie kluge Auseinandersetzungen über das Wie spielen zur Antwort. Wollte er darüber was Deutliches wissen, war man sofort beim Lieblingsthema: Worin spielen.
Der richtige Weg aber war und ist: erst das Was, dann das Wie und ganz zuletzt das Worin. Sei das Worin wie immer, ein ordentliches Wie spielen bringt es nicht um. Und sei das Wie wie immer, einen ordentlichen Dichter bringt es erst recht nicht um. Aber ein schlechtes Zeug kann durch den Schauspieler gewinnen und erst recht durch ein Szenenbild, das, nicht wie die Reformer meinen, auf das Dichterwort hinlenkt, sondern von ihm ab auf sich selber lenkt — zum Heil aller schlechten Dichter. Womit sie auch den Anschluß an die Zeit gefunden hätten: schlechte Dichter, undramatische Werke machten die Reformbühne zeitgemäß, unbedeutende Schauspieler halfen dabei. Aber Shakespeare und richtiges Theater sind dieser zeitgemäßen Schwächlichkeit starkhaltende Gegenpole.

Man hat die Berechtigung und die Richtigkeit der Reformbühne aus der antiken und der elisabethanischen Bühne nachzuweisen gesucht, ja sogar ein identisches Prinzip dieser drei Szenen behauptet: Verzicht auf die Bildwirkung. Was die antike Bühne betrifft, ist sie für die Frage ganz gleichgültig, da wir weder griechische Stücke noch Stücke in Masken spielen, weder ein griechisches Theater noch ein Publikum haben, dem wie dem griechischen die sogenannte Handlung des Dramas von vornherein bekannt ist; wovon nur das christliche Passionspiel eine Ausnahme macht, das aber, selber eine Ausnahme, sich ganz außerhalb des heutigen Theaters stellt. Über die elisabethanische Bühne sind wir genügend ungenau unterrichtet, daß es den Anhängern und den Gegnern der Reformbühne in gleicher Weise leicht ist, damit pro et contra zu beweisen. Doch scheinen mir die Anhänger der Reformbühne wenigstens in der Kenntnis der Shakespearebühne hier mehr Recht zu haben, wenn auch das, was sie für sich daraus beweisen, gar nichts für sie beweist, sondern höchstens, daß das elisabethanische Drama so ist wie es ist, wovon man auch ohne Beweis überzeugt sein kann. Man erinnere sich, daß Shakespeare im Globetheater ein Publikum hatte, das sehr eingenommen war für Schießen, Morden, Schlachten, Fechten und derbe Späße, aber auch für die schönen Verse nicht weniger als das feinere Publikum, für das Ben Jonson bei den Blackfriars dichtete. Denn der Unterschied im Publikum war kaum mehr als ein Gradunterschied des Geschmacks und sicher nicht wesentlich, was man ja sonst an den Stücken merken müßte. Shakespeare, der den dramatischen Typus übernahm wie er ihn fand, gab seinem Publikum was es wollte: die Totengräber im Hamlet, den alten Landmann im Antonius, den Narren im Lear, den Trara in Heinrich V. — was alles der höfische, klassisch gebildete Ben Jonson sehr übel nahm, dem Caliban nichts als ein Jahrmarktsungetüm war genau wie dem Trunculo. Das gab Shakespeare seinem Publikum, und was er ihm unerwartet mehr noch gab, ist hier nicht weiter zu sagen, wohl aber, daß dieses Publikum sich am Lärm im Heinrich V. nicht mehr erfreute als an den siebenzehn langen Reden des Stücks, von denen eine sechzig Verse zählt. Jedenfalls gab er viel Geschehen zu sehen, weil man es wollte, wenn auch zu entscheiden schwierig ist, ob der Dichter es gern oder ungern tat. Aber man kann immerhin annehmen, daß der derbe Spaß auch ihm Spaß machte und daß er Glaucester auf offener Szene blenden ließ, da das seinem Publikum gefiel, das ihn allen Dramatikern vorzog, weil in seinen Dramen »viel los« war und es dazu noch schöne Verse gab. Shakespeare übernahm den dramatischen Typus und die Bühne — diese vielleicht nicht gerne so wie sie war, aber Globe war ein Volkstheater und die Mittel waren zu bescheiden, als daß sie große Änderungen erlaubt hätten. Die Bühne dieser Zeit war bis fast in die Mitte des Zuschauerraums vorgeschoben, mit einem Dach bedeckt und von drei Seiten immer sichtbar, denn es fehlten die

Seitenkulissen und der Vorhang. Der Zuschauerraum konnte, da er unter freiem Himmel lag, so wenig verdunkelt werden wie die Bühne. Die Hauptszenen wurden ganz vorne, fast inmitten der Zuschauer gespielt. Den hinteren Abschluß der Bühne bildete das Tiring-house, der Ankleideraum der Schauspieler; zwei Türen, je eine für Auftritt und Abgang, führten in dieses Haus, das jeweils im Stücke ein Zimmer oder ein Lager oder eine Stadtmauer vorstellte. Auf diesem Haus war eine Plattform, eine Art Oberbühne, wenn die Überlieferung richtig so zu deuten ist, etwas wie ein Balkon am Hausfirst, oft von Zuschauern besetzt, dann aber auch wieder ein Requisit im Spiel, von innen oder außen durch eine Leiter zu erreichen oder etwas einer Leiter ähnliches, wenn die Regiebemerkung »die Bürger kommen vom Wall herunter« oder »er steigt den Baum hinauf« auf diesen Balkon zu deuten ist. Von diesem Balkon läßt sich Romeo herab, auf ihm erscheint Richard zwischen den Bischöfen und wird Duncan im Schlaf ermordet. Der Balkon konnte mit Vorhängen verschlossen werden. Ebenso verschließbar war der rückwärtige Teil der unteren Bühne, und diese verschlossene Hinterbühne war Richmonds Zelt vor der Schlacht bei Bosworth, Timons Höhle, Prosperos Zelle, in der Ferdinand und Miranda Schach spielen, und hier sinkt Julia nach dem Trank »upon her bed within de courtains«, wie es heißt; nicht Bettvorhänge sind damit gemeint, sondern diese Vorhänge der Hinterbühne. Hier wird Desdemona erdrosselt und sterben Emilia und Othello: Lodovico befiehlt die Leichname zu »verhüllen«, nicht »wegzutragen«, wie sonst es immer heißt, wenn der Tote auf der Vorderbühne fällt; die Toten konnten nach beendetem Spiele nicht gut mit den Lebenden die vorhanglose Bühne verlassen – was übrigens die damaligen Zuschauer gewiß nicht geniert hätte oder hat. Auf diese dreiteilige, nach Bedarf mit Vorhängen verschließbare (doch nie so an den Seiten und vorne) Bühne wurde gestellt was man brauchte; nicht nur Stühle und Bäume, sondern auch allerlei Getier, ein Pferd, ein Walfisch sogar in einem Jonasdrama. Vom Dache hingen Seile, an denen sich Jupiter auf dem Adler in Cymbeline herunterließ, und im Boden waren Falltüren, woraus und worein die Hexen und Geister aus der Unterbühne kamen und verschwanden, und wo auch die geheimnisvolle Musik spielt, die des Antonius' Soldaten die Nacht vor der Schlacht hören.

Diese Bühne war mit ihrem Mangel an Szenerie nicht ohne Einfluß auf die Stücke, vor allem auf deren Kürze. Zwei Stunden dauert nach dem Prolog des Romeo die Vorstellung, die heute in sechs nicht zu spielen wäre, spielte man alles und stellte man für jede Szene das Bild. Die Zwischenakte nahmen keine Zeit und das Spiel selbst war schneller, wurde schneller gesprochen als wir es heute hören, da ja der Schauspieler so gut wie mitten unter den Zuschauern sprach. Man erinnere sich an Hamlets Ungeduld vor den Schauspielern, mit dem Gesichterschneiden schon

aufzuhören und zu reden. Da die Bühne einen Szenenwechsel nicht bildlich brachte, konnte es sich das Drama erlauben, undramatisch in unserem heutigen Sinne zu sein, d. h. jede Szene, die den Weitergang der Handlung zeigt, wirklich zu bringen. Antonius und Cleopatra hat 42 Szenenwechsel, dreizehn verschiedene Szenen allein im ersten Akt: das Drama erzählt den ganzen Vorgang und ist noch das, was es in der vorshakespeareschen Zeit ganz und ausschließlich war: Bericht. Antonius und Cleopatra hat dramatische Szenen und ist als Ganzes undramatisch nicht zuletzt — nicht allein, natürlich! — durch diese szenische Zerstückelung, wie sie die Bühne leicht möglich machte und die die Zuschauer auch ohne weiteres billigten. Die Bildausgestaltung der Szene wird gewiß nicht ohne Einfluß auf die Verdichtigung gewesen sein, auf den Gang des modernen Theaters vom dramatischen Bericht zum Drama. Schiller wechselt durchschnittlich nur achtmal die Szene und Ibsen oft durch drei Akte üherhaupt nicht.

Die elisabethanische Bühne hatte so gut wie keine Bildeffekte: die Unterhaltung durch das Drama mußte groß sein, damit es das Publikum nicht ermüde, das, wie man weiß, mit den Augen weniger noch ermüdet als mit den Ohren, und mit diesen weniger noch als mit dem imaginierenden Verstande. Kamen der Aufmerksamkeit auch die kurze Dauer des Spiels, die häufige Musik und die Rüpelszene zu Hilfe, so muß man vom Publikum Shakespeares doch manches glauben, was vom Publikum Sudermanns zu glauben uns schwer wird. Das Publikum im altenglischen Theater hatte Drama im Blute, wie Bradley, der Verfasser des vortrefflichen Buches Shakespearean Tragedy sagt. Es ging mit dem Dichter und sah vom Vers bezwungen den Wald von Arden in lächerlichen paar Sträuchern und schauderte vor Bankos Geist, da ein mehlbestaubter blutiger Kopf aus der Falltüre auftauchte, und sah die Sterne, da Othello in Desdemonas Schlafgemach trat, wenn auch die helle Sonne auf die Gründlinge brannte. Dieses Publikum liebte das Gedicht bei allem Spaß an Spektakel, Fechten, Mord und Zote; liebte das Gedicht, das sonst nicht gewesen wäre, das es sonst einfach totgebrüllt hätte. Den um die Verse gestrichenen Kaufmann von Venedig hat jetzt ein heutiger Italiener gespielt. Das Publikum Sudermanns oder (um einen Elegiker zu nennen, der sich dramatisch verkennt) Hauptmanns würde vor dem mehlbestaubten Blutgesichte, das Bankos Geist sein soll, nicht schaudern, sondern laut lachen. Und die Büsche des Waldes von Arden belächeln. Denn das Gedicht hat heute keine solche Gewalt mehr, daß es alles sehen macht, wovon es kündet, auch wenn wirklich nichts zu sehen ist. Ohne zu sehen würde das Publikum heute so schnell ermüden wie bei einer Vorlesung mit verteilten Rollen. Und es gibt kein nichts als dichterisches Mittel, dieses heutige Theaterpublikum, das die bunteste Vielheit ist, die sich vor einem Kunstwerke je zusammenfindet in einer so bunt durchworfenen Zeit, in eine

Einheit zu verwandeln, die Phantasie bekommt und auf die Bildbühne verzichten kann. Man müßte dazu erst die Bedingungen des Publikums ändern, was man nicht damit macht, daß man die Folgen dieser Bedingungen ignoriert und ruhig als vorhanden voraussetzt, was nicht vorhanden sein kann: Phantasie.
Die Reformbühne wie die Münchnerische will nicht so weit gehen; sie will die Bildbühne nicht abschaffen, sondern nur vereinfachen. Aber sie vereinfacht durch die Demonstration einer Ausrechnung, daß alles auf 2×2=4 herauskomme; sie zeigt immer, überdeutlich wie in modernen Möbelstilen die Konstruktion, und wie man etwas »mit den einfachsten Mitteln« lösen könne. Und damit langweilt sie die Augen und vergißt, daß auch der Schauspieler da ist, als ein zu sehendes. Es gibt eine dumme Schablone der sogenannten pomphaften Ausstattung und eine der einfachen; beide wollen sich gegen Stück und Spiel behaupten als etwas für sich selber, wollen Zweck sein, wo sie nur Mittel sind, so daß man meinen kann, Shakespeare habe ein Stück speziell für diese Reformbühne geschrieben.
Vielleicht ist diese Sorge um die Bühne, so heftig bei den Unbeteiligten, ein Anzeichen dafür, daß das Drama wiederkommt, und es soll den Glauben daran nicht nehmen, wenn man es oft schon als eingetroffen von den Zinnen der deutschen Theaterkritik geblasen hat, und der also begrüßte war nicht einmal ein Vorreiter, sondern nur ein Schwindler. Oder es stehen die Reformer als vermeintliche Ärzte um das Bett eines vermeintlich Kranken, doch längst Verstorbenen, während unten der Motor eines Kinematographentheaters surrt. Doch kann es auch so sein, daß da eine erschöpfte Mutter liegt, die sterbend einem gesunden Kinde das Leben schenkt.

VERTEIDIGUNGEN MISSACHTETER DINGE VON G. K. CHESTERTON.

EINE VERTEIDIGUNG DER SCHUNDLITERATUR. Bis zu welchem Grade wir das alltägliche Leben unterschätzen, zeigt sich am auffallendsten an der populären Literatur, deren große Masse wir immer als vulgär beschreiben. Des Knaben Geschichtenbuch mag ja literarischen Ansprüchen nicht gerecht werden, aber das heißt so viel wie vom modernen Roman sagen, daß der von der Chemie, der Astronomie, der Sozialökonomie nichts verstünde; dennoch ist es nicht vulgär an sich — vielmehr bildet es den tatsächlichen Mittelpunkt zahlloser feuriger Imaginationen.

In früheren Zeiten hatten die Gebildeten keine Kenntnis von der populären Literatur. Dadurch kam es auch zu keiner eigentlichen Geringschätzung derselben. Wovon ich nichts weiß, und was mich gänzlich gleichgültig läßt, gibt mir zur Selbstüberhebung keinerlei Anlaß. Deshalb zieht noch keiner hochmütig die Straße hinab und dreht sich selbstgefällig den Schnurrbart in die Höhe, weil er sich seine Überlegenheit über irgend eine Gattung von Tiefseefischen zu Gemüte führt. In ähnlicher Ferne ließ das ganze Untergebiet der populären Literatur die gebildete Welt von ehemals.

Heutzutage hat sich dieser Grundsatz verschoben. Wir verachten zwar die vulgäre Literatur nach wie vor, aber wir ignorieren sie nicht. Wir sind auf dem Wege trivial zu werden, so sehr befassen wir uns mit dem Studium der Trivialitäten; es lauert im Hintergrund das furchtbare Gesetz der Circe, daß die Seele, welche allzusehr sich herabläßt, um etwas zu erforschen, sich nicht mehr emporrichten kann. Keine Gattung populärer Schriften wird meines Erachtens zum Gegenstand so lächerlicher Übertreibungen und Mißverständnisse gemacht, wie die landläufige Knabenliteratur niedrigster Sorte. Diese Gattung hat vermutlich jederzeit existiert, und mußte existieren. Sie darf ebensowenig Anspruch erheben gute Literatur zu sein, als ihre Leser in den täglichen Gesprächen, die sie führen, auf große Rednertalente Anspruch erheben, oder die Klassenzimmer und Stuben, in welchen sie wohnen, architektonische Meisterwerke sein wollen. Aber deshalb müssen sie doch sprechen, in ihren Häusern weiterwohnen und ihre Lektüre haben. Das einfache Bedürfnis nach einer idealen Welt irgendwelcher Art, in der erdichtete Personen ungehindert sich entfalten können, ist viel tiefer eingewurzelt und viel älter als alle Gesetze der Kunst, und ist auch viel wichtiger. Ein jeder von uns hat in seiner Kindheit solch unsichtbare dramatis personae ins Leben gerufen, aber nie ist es unseren Kindsfrauen dabei eingefallen, diese Kompositionen auf Grund eines sorgfältigen Vergleiches mit Balzacs Schriften nachzukorrigieren. Im Orient wandert der Ge-

schichtenerzähler von Beruf mit einem kleinen Teppich von Dorf zu Dorf; und ich hätte den aufrichtigen Wunsch, daß einer bei uns zulande den moralischen Mut besäße, diesen Teppich in Berlin N. oder am Pariserplatz auszubreiten und Platz darauf zu nehmen. Aber die Geschichten jenes Teppichträgers werden schwerlich alle von höchster künstlerischer Vollendung sein. Literatur und Geschichten sind zwei sehr verschiedene Dinge. Die Literatur ist ein Luxus; die Geschichten sind eine Notwendigkeit. Ein Kunstwerk kann sozusagen nicht kurz genug sein, denn in seiner Klimax beruht sein Wert. Eine Geschichte kann nie zu lange sich hinausspinnen, denn nur mit Bedauern sieht man sie ans Ende gelangen, und während der Künstler immer größere Gedrungenheit und Kürze anstrebt, ist größte Weitschweifigkeit ein Merkmal alles echt romanesken Plunders. Zwischen Kasperl und dem Polizisten kommt es nie zu einem Ende. Die beiden sind schlankweg als zwei unsterbliche Typen hingestellt.
Aber statt bei Erörterung des Problems von der offenkundigen Tatsache auszugehen, daß die Knaben aus dem Volke von jeher ungefüge und endlose romantische Lektüre pflogen, und dann für deren Sanierung Sorge zu tragen, — setzen wir gewöhnlich damit ein, daß wir in Bausch und Bogen alle derartige Literatur verdammen und uns höchlichst verwundert und entrüstet zeigen, weil die jungen Laufburschen, die hier in Frage kommen, nicht die Wahlverwandtschaften oder den Baumeister Solneß lesen. Besonders sind es Gerichtspersonen, welche die meisten Verbrechen der Großstadt der Schundliteratur zur Last legen möchten. Wenn ein Betteljunge einen Apfel stiehlt, wird darauf hingewiesen, daß er die Kenntnis von der Schmackhaftigkeit des Apfels allerlei ungesunden Büchern entnahm. Die Jungen selbst, wenn sie sich reumütig zeigen, berufen sich gerne mit heftiger Erbitterung auf Schauermären, wie es von Rangen, die einigen Humor besitzen, gar nicht anders zu erwarten ist. Aber die meisten Leute sind fest überzeugt, daß es eine Spezialität der Gassenbuben ist, die Hauptmotive für ihre Handlungsweise aus gedruckten Büchern zu schöpfen.
Nun bezieht sich aber jene von Gerichtspersonen gerne vorgebrachte Beschuldigung keineswegs auf den literarischen Unwert besagter Bücher. Schlecht geschriebene Bücher zu veröffentlichen ist kein Verbrechen. Da kämen gar viele Stilgebauer ins Gefängnis. Sondern man geht hier von der Theorie aus, daß die Masse der Knabenbücher niedrig und verbrecherisch ist, und den Instinkten niedriger Habgier und Grausamkeit schmeichelt. Dies ist die Theorie des hochlöblichen Gerichtes und sie ist barer Unsinn.
Meine Erfahrungen betreffs der zerlumptesten Bibliotheken, die ich in den ärmsten Stadtvierteln vorfand, sind einfach folgende: der ganze Wust von vulgären Knabenbüchern befaßt sich mit unzusammenhängenden, endlosen Abenteuern und Wander-

schaften. Leidenschaften spielen sich da keine ab, denn es kommen keinerlei Charaktere vor. Es dreht sich alles um gewisse lokale und hergebrachte Typen: den mittelalterlichen Ritter, den Duellisten des 18. Jahrhunderts, und den modernen Auswanderer, der sein Glück in den Goldgruben von Kalifornien suchen geht.
Unter diesen Erzählungen gibt es eine Anzahl, die sich mit den Abenteuern der Räuber, Flüchtlinge und Piraten befassen, und Diebe und Mörder in einem romantischen Licht hinstellen. Aber was tun die Romane von Walter Scott anderes, oder Byrons Korsar, oder eine Schar anderer Bücher, die unentwegt als »Preise« oder Weihnachtsgeschenke zur Austeilung gelangen? Niemand wird sich einfallen lassen zu glauben, daß Schillers Räuber oder der Götz von Berlichingen einen Knaben zu wilden Ausschreitungen veranlaßten. Wo unsere eigene Klasse in Frage kommt, geben wir gerne zu, daß romantische Schicksale mit Vergnügen von der Jugend vernommen werden, nicht weil sie ihrem eigenen Leben ähnlich, sondern weil sie verschieden davon sind. So könnte uns doch auch der Gedanke kommen, daß, welch immer die Gründe seien, die den kleinen Laufburschen zur Lektüre des »Nik Carter« und derartiger Bücher bewegen, es doch gewiß nicht diese sind, daß er selbst von dem Blute seiner Freunde und Anverwandten trieft. In diesen wie in allen ähnlichen Dingen entfernen wir uns gänzlich von dem richtigen Standpunkt, indem wir von den »niederen Klassen« sprechen, und dabei die Menschheit mit Ausnahme von uns selbst meinen. Diese triviale romantische Literatur ist nicht ausschließlich plebejisch: sie ist einfach menschlich. Wir haben den ganzen Plunder dieser Sorte von Büchern als eine krankhafte Ungeheuerlichkeit hingestellt, während sie nichts anderes ist als törichtes, gesundes Menschentum. Gewöhnliche Leute werden stets zur Sentimentalität neigen: wer gefühlvoll, aber um keine neuen Ausdrucksmittel für seine Gefühle besorgt ist, ist ein Sentimentaler. Diesen populären Schriften haftet nichts wesentlich Böses an. Sie bringen die sanguinischen und heroischen Gemeinplätze zum Ausdruck, auf welchen die Zivilisation gegründet ist; denn so viel ist klar, daß die Zivilisation entweder auf Gemeinplätzen gegründet ist, oder überhaupt der Grundlage entbehrt. Welche Sicherheit könnte eine Gemeinde haben, welche die Behauptung des Staatsanwaltes, daß der Mord ein Unrecht sei, als ein orginelles und glänzendes Paradox empfände? Wenn die Herausgeber und Verfasser der Schundromane plötzlich die gebildete Klasse unter Kuratel stellen, unsere Romane konfiszieren, und uns ermahnen wollten ein besseres Leben zu führen, so würden wir dies sehr schief aufnehmen. Dennoch hätten sie dazu viel größeres Recht als wir; denn bei aller Dummheit sind sie normal, wir aber abnorm; und die moderne Literatur der Gebildeten, nicht der Ungebildeten ist es, die offenkundig und aggressiv eine verbrecherische ist. Bücher, die den Pessimismus und die Sittenlosigkeit befürworten, und vor

welchen der hochherzige Laufjunge zurückschaudern würde, liegen in allen Empfangszimmern auf. Wenn der lumpigste Tändler sich vermessen wollte, Bücher in seiner Auslage zu haben, die den Selbstmord oder die Bigamie ausdrücklich verteidigen, so würde ihm der ganze Vorrat schleunigst von der Polizei beschlagnahmt werden. Denn solche Dinge werden nur als unser Luxusartikel geduldet. Und mit einer Heuchelei und einem Aberwitz sondergleichen verweisen wir den Gassenbuben ihre Unmoral, während wir die Frage aufwerfen, ob es überhaupt eine Moral gibt. Während wir die Schundliteratur verwünschen, weil sie das Volk antreibt, die Besitzenden ihres Eigentums zu berauben, erklären wir jeglichen Besitz für Raub. Und wir beschuldigen (ganz ungerechtfertigter Weise) diese Bücher der Unsittlichkeit, während wir mit philosophischen Systemen uns vertraut machen, die alle Ausschweifungen geradezu glorifizieren; und wir legen ihnen die vielen Selbstmordfälle junger Leute zur Last, während wir ruhig die Frage erörtern, ob denn das Leben wert sei, daß man es erhalte.
Ja wir sind ja die morbiden Ausnahmen; wir sind es, welche die Klasse der Verbrecher genannt zu werden verdient. Dies sollte uns zum großen Trost gereichen. Die große Masse der Menschheit ist es, die mitsamt ihrer Masse unnützer Bücher und Worte es nie in Zweifel zog und nie in Zweifel ziehen wird, daß der Mut etwas Herrliches, die Treue etwas Edles sei, daß man bedrängten Frauen beistehen und überwundene Feinde verschonen sollte. Es gibt aber eine große Anzahl gebildeter Leute, die so alltägliche Grundsätze anzweifeln, wie es eine Anzahl Menschen gibt, die sich für den deutschen Kaiser oder König Eduard halten; und ich höre, daß beide Arten von Leuten sehr unterhaltende Reden vorbringen können. Die Norm aber schöpft aus ihren gewohnten überschwenglichen sogenannten Schundromanen eine bessere und gesündere Moral, als sie in den glänzenden ethischen Paradoxen zu finden ist, die bei der vornehmen Welt so rasch wie ihre Moden wechseln. Es mag von recht primitiver Moral zeugen, einen »abgefeimten Bösewicht« niederzuschießen, aber sicherlich taugt sie mehr, als die in so manchen modernen Systemen enthaltene, von Herrn d'Annunzios Büchern abwärts. So lange die grobe und seichte Schichte der gewöhnlichen populären Romantik von einer armseligen Kultur unberührt bleibt, wird sie nie wirklich unmoralisch sein. Sie steht immer auf der Seite des Lebens. Die Armen – die Sklaven, die in Wahrheit von der Last des Lebens Gebeugten – sind oft kopflos, wild und grausam gewesen, aber niemals hoffnungslos. Letzteres war stets ein Vorrecht der Gebildeten, wie gute Zigarren. Die populäre Literatur mit ihrem »Donner und Blut« wird stets einfach sein wie der Donner unter dem Himmel und das Blut der Menschen.

EINE VERTEIDIGUNG DES UNSINNS.

Es gibt von jeher zwei berechtigte Arten, diese unsere dämmernde Welt zu betrachten: wir können dieses Zwielicht als ein abendliches oder ein morgendliches ansehen; alles, bis zu einer Eichel herab, darf uns als ein Erstling oder ein Nachkömmling bedünken. Es gibt Zeiten, wo uns die Summe, nicht so sehr der Schlechtigkeiten, als menschlichen Güte schier den Atem benimmt, und wo wir uns nur mehr als die Erben überwältigender Großtaten vorkommen. Aber zu anderen Zeiten scheint uns alles erst in den Anfängen begriffen, die ewigen Sterne kommen uns vor wie Funken von eines Knaben Feuerwerk, die ganze Welt steht so neu und jung vor uns, daß selbst die schneeigen Haare der Greise, um mit der Bibel zu reden, wie Blüten des Mandelbaumes sind, wie Weißdorn zur Frühlingszeit. Daß es dem Menschen heilsam ist, sich als den Erben aller Zeiten zu fühlen, darüber sind sich die Menschen ziemlich einig; weniger populär, aber dennoch von gleicher Wichtigkeit ist die Ansicht, daß es heilsam für ihn ist, sich nicht nur als ein Abkömmling, sondern als ein Urahn zu fühlen; es ist ihm dienlich sich zu fragen, ob er sich zu den Helden rechnen dürfe, und erhebende Zweifel darüber zu hegen, ob er nicht ein Sonnen-Mythus sei.

Was zu allen Zeiten diesen Eindruck der perennierenden Kindheit der Welt am stärksten erweckt, das ist das Unvermittelte, Plötzliche; und wollte man uns befragen, was am besten für die abenteuerliche Jugend des neunzehnten Jahrhunderts zeugt, so würden wir, bei aller Hochachtung für die gewichtigen Errungenschaften der Wissenschaft und Philosophie, zur Antwort geben, daß sie in den Knittelversen eines Busch und in der Literatur des Unsinns zu finden sei. In gewissem Sinne ist es wahr, daß einige der größten Schriftsteller aller Zeiten – wie Aristophanes, Rabelais und Sterne – Unsinn geschrieben haben; aber dieser Unsinn, scheint mir, war ein ganz anderer: er war ein satyrischer, d. h. ein symbolischer; es war eine Art von übermütigen Capriolen um eine entdeckte Wahrheit herum. Der Instinkt des Satyrikers, der in dem Schnurrbart des deutschen Kaisers etwas Typisches für ihn sieht, und ihn länger und länger zieht, ist ein wesentlich verschiedener vom Instinkt des Spaßmachers, der ohne jeglichen Grund sich ausmalt, wie dieser selbe Schnurrbart sich wohl beim Erzbischof von München-Freising ausnähme, wen er ihm unversehens hervorwüchse.

Daß wir den Unsinn als eine neue Literatur (man könnte fast sagen: als einen neuen Sinn) beanspruchen, wäre ganz unverantwortlich, wenn der Unsinn nichts anderes wäre als eine ästhetische Laune. Niemals ist ein erhaben künstlerisches Erzeugnis aus der reinen Kunst entblüht, ebensowenig als etwas höchst Vernünftiges aus reiner Vernunft entstand. Jedes große ästhetische Blühen entsteht auf einem reichen moralischen Boden. Das Prinzip des l'art pour l'art ist ein sehr

gutes Prinzip, wenn es besagen will, daß zwischen der Erde und dem Baum, der seine Wurzeln in der Erde hat, ein wesentlicher Unterschied besteht; es ist jedoch ein sehr schlechtes Prinzip, wenn es besagen will, daß der Baum ebensogut wachsen könnte wenn seine Wurzeln in der Luft hingen. Jede große Literatur ist stets allegorisch gewesen — allegorisch für eine bestimmte Weltanschauung. Die Ilias ist nur groß, weil alles Leben eine Schlacht ist, die Odyssee, weil alles Leben eine Wanderschaft, das Buch Hiob, weil alles Leben ein Rätsel ist. Die einen stehen dem Leben auf eine Weise gegenüber, die sich in dem Wort »geisterhaft« summieren läßt; die bessere Weise anderer läßt sich in dem Wort: »Ein Sommernachtstraum« zusammenfassen. Selbst die trivialsten Melodramen und Kriminalgeschichten können etwas nutz sein, wenn sie etwas von der Lust an unheimlichen Möglichkeiten — etwas von den gesunden Schauern an sich haben, die uns nachts auf einsamen dunklen Wegen überkommen können. Wenn daher Unsinnigkeiten wirklich die Literatur der Zukunft sein sollen, so muß sie ihre eigene Deutung des Kosmos haben; die Welt muß nicht nur das tragische, romantische und religiöse, sie muß auch das Unsinnige sein. Und hier glaube ich, daß der Unsinn auf eine sehr unerwartete Weise sich zu einer geistigen Auffassung der Dinge gesellen wird. Die Religion hat Jahrhunderte hindurch die Menschen angespornt, die »Wunder« der Schöpfung anzustaunen, aber sie ließ gänzlich außer acht, daß etwas Sensibles nicht vollkommen wunderbar sein kann. So lange wir im Baum nichts weiter als einen sinnfälligen Gegenstand erblicken, kann er kein sonderliches Erstaunen in uns erregen. Erst wenn wir in ihm eine unerklärliche Welle des Lebens erblicken, die, man weiß nicht recht warum, aus dem Erdboden zum Himmel emporstrebt, erst dann erfaßt uns Ehrfurcht vor dem Waldhüter. Es hat tatsächlich alles seine zwei Seiten, wie der Mond, der zugleich der Patron des Unsinns ist. So läßt sich der Vogel betrachten wie eine Blüte, die von ihrem Federstengel abfiel, der Mensch wie ein Vierfüßler, der auf seinen Hinterfüßen bettelt, ein Haus wie ein Riesenhut, um ihn vor der Sonne zu schützen, ein Stuhl wie ein Apparat mit vier Füßen für einen Krüppel, der nur auf zwei Füßen steht.

Dies ist jene andere Seite der Dinge, die uns am sichersten zum geistigen Wunder führt. Es ist bezeichnend, daß in dem größten religiösen Dichterwerk, dem Buch Hiob, nicht dasjenige Argument überzeugend auf den Gottlosen wirkt, das die Schöpfung als ein planvoll wohlgeordnetes Werk darstellt, sondern im Gegenteil ein Bild ihrer ungeheuren rätselhaften Sinnlosigkeit entwirft. »Hast Du o Gott regnen lassen auf die Wüste, wo keine Menschen sind?« Dies naive Staunen über die Gestaltung des Lebens und ihre namenlose Unabhängigkeit von unseren intellektuellen Voraussetzungen und trivialen Definitionen ist die Grundlage des Spiritualismus, wie die Grundlage des Unsinns. Unsinn und Glaube (so ungereimt

dies auch klingen mag) sind die zwei stärksten symbolischen Beweise für die Tatsache, daß es ebenso unmöglich ist, das Wesen der Dinge mittels eines Syllogismus zu enträtseln, wie einen Walfisch mittels einer Angel zu fangen. Die gute Seele, welche lediglich die logische Seite der Dinge zu erforschen suchte, und somit zu dem Ergebnis kam, daß »Glaube Unsinn sei«, weiß nicht wie richtig sie es trifft; vielleicht kommt sie später darauf, daß Unsinn Glaube ist.

EINE VERTEIDIGUNG DER PLANETEN.

Ein Buch unter dem Titel: »Terra Firma: die Erde kein Planet«, erregte vor Jahren meine Aufmerksamkeit. Der Autor war ein gewisser D. W. Scott, und er zitierte ganz ernsthaft die Meinungen von einer ganzen Reihe anderer Leute, die uns gänzlich unbekannt, aber offenbar von großer Wichtigkeit waren; ein Herr Beach von Southsea z. B. ist der Meinung, daß die Erde flach ist; und vielleicht ist sie es in Southsea. Ich will hier nicht Herrn Scotts Argumente in ihren Einzelheiten anführen. Diesen Argumenten zufolge läßt sich nämlich die Erde ebensowohl als flach erweisen wie als dreieckig. Ich habe nur einen schwachen Widerstand, wenn einer sagt: wäre die Erde eine Kugel, so hätten die Katzen nicht vier Beine. Aber sagt er: wenn die Erde eine Kugel wäre, so hätten die Katzen fünf Beine, so bin ich geschlagen. Aber wie gesagt, die wissenschaftliche Seite seiner merkwürdigen Theorien kümmert mich keinen Augenblick. Mich interessiert hier der Unterschied zwischen einer flachen und runden Erde nur in Beziehung zur Kunst und zur Phantasie. Denn seltsamerweise ist keiner von uns ein wirklicher Kopernikaner in seiner Art und Weise, die Dinge ins Auge zu fassen. Wir sind zwar intellektuell überzeugt, daß wir einen unansehnlichen provinzialen Planeten bewohnen, aber wir fühlen uns nicht im mindesten als Provinzler. So manche Männer der Wissenschaft haben schon mit der Bibel gezankt, weil sie mit dem wahren astronomischen System nicht im Einklang steht; aber die Orthodoxen dürften sicher dagegen einwenden, daß, wenn dieser Einklang bestanden hätte, sie doch niemals irgend jemanden überzeugt haben würde.

Ein einziges Gedicht, oder eine einzige, von dem Kopernikanischen Gedanken wirklich durchdrungene Geschichte, wäre ein wahrer Alp. Können wir uns eine Berglandschaft in feierlicher Stille und einen in Verzückung emporblickenden Propheten veranschaulichen und gleichzeitig uns vergegenwärtigen, daß dies alles mit höchster Geschwindigkeit wie ein Kreisel im Herumschwirren begriffen ist? Können wir uns einen mächtigen König vorstellen, der einen wichtigen Beschluß zur Verkündigung bringt, und zugleich eingedenk sein, daß er tatsächlich mit dem Kopf nach unten im leeren Raum hinausragt? Es ließe sich eine gar seltsame Fabel von einem Manne erdichten, der mit dem Auge des Kopernikus gesegnet oder verflucht, alle Menschen auf der

Erde wie einem Magnet zustrebende Eisenstifte sähe. Es wäre kurios sich vor=zustellen, wie sehr verschieden eine aggressive Rede über die Selbstherrlichkeit und Göttlichkeit des Menschen erklänge, wenn man ihn zugleich mit seinen Schuhsohlen am Planeten hängen sähe. Denn, trotz Herrn Scotts Abscheu von der Newtonschen Astronomie und ihrer Unvereinbarkeit mit der Bibel, liefert die ganze Unterschied=lichkeit ein gutes Beispiel für die Verschiedenheit zwischen Geist und Buchstabe; der Buchstabe des Alten Testamentes steht im Gegensatz zur Theorie des Sonnen=systems, dem Geiste nach aber steht er dieser Lehre sehr nah. Die Verfasser der Genesis kannten keine Lehre vom Schwergewicht, was der Norm ebenso wichtig erscheinen wird, wie daß sie keine Regenschirme hatten. Dennoch ist in der Lehre der Gravitation ein seltsam biblisches Element enthalten – ein Element der Sicher=heit und zugleich Abhängigkeit, ein Ringen nach Einheit, wodurch alle Dinge an einem Faden hängen. »Du hast die Welt auf nichts gebaut«, sagte der Autor des Buches Hiob, und in dieser Sentenz ist die ganze furchtbare Poesie der modernen Astronomie enthalten. Das Gefühl der Kostbarkeit und Zerbrechlichkeit des Universums, das Gefühl, daß es von einem Moment zum anderen zerstört werden kann, wird uns durch die runde und sich drehende Erde auf das mächtigste zum Bewußtsein gebracht. Herrn Scotts flache Erde wäre das geeignetste Terrain für einen gemütlichen Atheisten. Die alten Juden hätte das Problem ob gerade aufwärts oder hängend hinunter ziemlich gleichgültig gelassen. Sie hatten keinerlei verdrehte Ansichten, was die Würde des Menschen betraf. Es wäre interessant sich auszu=malen, ob die Welt jemals eine Kopernikanische Poesie und eine Kopernikanische Ausdrucksweise zeitigen könnte; ob wir jemals von einem »frühen Erdenlauf« statt einem »frühen Sonnenaufgang« reden werden, oder von einem zu den Gänse=blümchen Hinauf= und einem zu den Sternen Hinabsehen. Aber wenn es je dazu kommen sollte, so stehen uns wirklich sehr phantastische und monumentale Dinge in Aussicht, wohl geeignet, eine neue Mythologie ins Leben zu rufen. So äußert Herr Scott mit naiver, wenn auch unbewußter Einbildungskraft, daß, den Astronomen zufolge, »das Meer ein grosser Berg sei, so und so viele Meilen weit.« Diesen Berg von bewegtem Kristall entdeckt zu haben, in dem die Fische gleich Vögeln sich nisten, ist wie die Entdeckung eines neuen Erdteils: und wohl geeignet, die alte Erde wieder zu verjüngen. In der neuen Poesie, die wir beantragen, werden junge Bergsteiger kräftig die Spitze des Meeres zu erklimmen suchen. Wenn wir uns diese ganze Erde so wie sie ist vergegenwärtigen, so würden wir uns in einem Wun=derland befinden und einen neuen Planet entdecken, im Moment wo wir unsern eigenen entdecken. Unter all den denkwürdigen Dingen, die wir vergessen haben, ist der universalste und folgenreichste Lapsus der, welcher uns vergessen ließ, daß wir einen Stern bewohnen.

In frühen Zeitaltern folgte der Entdeckung einer naturgeschichtlichen Tatsache sofort die Vergegenwärtigung derselben als einer poetischen Tatsache. Als der Mensch zu seinem wahren Bewußtsein erwachte und zu erkennen anfing, daß der Himmel blau und das Gras grün ist, wurde ihm diese Erkenntnis alsbald zum Symbol. Das Blau der Himmelsfarbe wurde zum Symbol himmlischer Heiligkeit; das Grün ging in die Sprache über als ein Ausdruck für eine fast an Unverstand grenzende Frische. Wenn uns beschieden wäre in einer Welt zu leben, in welcher der Himmel grün und das Gras blau wäre, würde die Symbolik eine andere gewesen sein. Infolge irgend eines geheimnisvollen Grundes fand diese Gewohnheit, wissenschaftliche Daten ins Poetische umzusetzen, mit dem Fortschritt der Wissenschaft ein plötzliches Ende, und all die überwältigenden Verkündigungen, die ein Galilei und ein Newton verkündeten, klangen an taube Ohren. Und dennoch malten sie eine Welt, mit der verglichen die Apokalypse mit ihren niederstürzenden Sternen die reine Idylle war. Sie stellten fest, daß wir alle an eine Kanonenkugel geklammert im Saus durch den leeren Raum dahinwirbelten, und die Dichter ignorieren dies, als wäre es eine Bemerkung über das Wetter. Sie teilten uns mit, daß eine unsichtbare Macht uns in unsere Lehnstühle bannt, während die Erde in heftigsten Schwingungen dahinbraust wie ein Bumerang; und trotzdem greifen die Menschen zu verstaubten Akten, um die Barmherzigkeit Gottes zu beweisen. Sie sagen uns, daß Herrn Scotts ungeheuerliche Vision von einem Wellengetürme, das, wie der gläserne Berg aus den Märchenbüchern, zu einem festen Gefüge sich erhebt, tatsächlich existiert, und dennoch greifen wir noch zu den Märchen zurück. Zu welchen Höhen dichterischer Schilderungen würden wir es nicht gebracht haben, wenn wir die Naturgeschichte auch weiterhin poetisch verwertet hätten, und die menschliche Phantasie mit den Planeten ein ebenso natürliches Spiel getrieben hätte, wie zuvor mit den Blumen! Es wäre uns ein planetarer Patriotismus erstanden, in dem das grüne Blatt die Rolle der Kokarde übernommen hätte, und die See zur immerwirbelnden Trommel geworden wäre. Wir würden stolz sein auf all die Phasen, durch welche unser Planet sich emporrang, und würden sein Banner in dem blinden Turnier der Sphären pietätvoll aufrecht halten. Dies alles können wir ja jederzeit noch tun; denn bei all unserem angehäuften Wissen ist doch eins, was zum Glück keiner weiß: ob die Welt alt ist oder jung.

EINE VERTEIDIGUNG DER POSSE.

Ich habe nie begreifen können, warum es gewisse Gattungen der Kunst geben soll, die als etwas Niedriges und Triviales abseits verwiesen werden. Eine Komödie wird als zur »Posse ausartend« bezeichnet; es wäre richtiger, von einer Umwandlung in die Posse zu sprechen; aber was das Ausarten betrifft, so könnte ebensogut

von einem Ausarten ins Tragische die Rede sein. Von einer Geschichte heißt es wiederum, sie sei »melodramatisch«, und auch diese Bezeichnung gilt merkwürdigerweise für nicht schmeichelhaft. Etwas »pantomimisch« oder »sensationell« zu nennen, kommt einer beißenden Kritik gleich, weiß der Himmel warum, denn jede künstlerische Leistung ist eine Sensation, und eine gute Pantomime (allerdings gibt es keine mehr!) ist die denkbar angenehmste Sensation. »Dies Zeug ist recht für einen Kriminalroman« hört man öfters sagen, wie man etwa sagt: »Dies Zeug ist recht für ein Epos.«
Welches auch die Vorzüge und Fehler dieser Art von Klassifizierung sein mögen, jedenfalls haben sie eine höchst nachteilige Wirkung. Indem diese leichteren und weniger strengen Kunstformen eines höheren Zieles beraubt werden, fehlt ihnen natürlich auch jeder höhere Stolz, so daß sie tatsächlich ebenso schlecht zu werden drohen als sie zu sein gelten. Verwahrloste Kinder einer großen Mutter werden sie, schmutzig und ungebildet, in der Dunkelheit auferzogen, und wenn sie es einmal recht machen, geschieht es sozusagen aus Zufall, infolge ihres eigenen Instinktes. Die gewöhnliche Detektivgeschichte mit ihren geheimnisvollen Moritaten scheint dem vernünftigen Leser weiter nichts als ein kurioser Ausblick auf einen Planeten, von gleichartigen Narren bevölkert, welche die eigene Nasenspitze nicht finden, und die Charaktere ihrer eigenen Frauen nicht erforschen können. Die gewöhnliche Pantomime ist uns wie das gräßliche satirische Bild einer Welt ohne Folge noch Ursache, eine Fülle »widerstreitender Atome«, eine in die Länge gezogene geistige Tortur. Die gewöhnliche Posse scheint eine Welt von geradezu kläglicher Trivialität. Dies alles läßt sich nicht wohl leugnen, aber der Fehler liegt an nichts anderem als an der Haltung, die hier eingenommen wird, und die zu Anfang dieses Aufsatzes zitierten Sätze sind für diese Haltung bezeichnend. Ich zweifle nicht, daß andere Gebiete der Kunst ebenso heruntergekommen wären, hätten wir sie von vornherein ebenso sehr verachtet. Wenn wir von Sonetten in demselben Tonfall gesprochen hätten, wie wir von Café chantant-Liedern reden, so wäre ein Sonett etwas so Fürchterliches und Sonderbares geworden, daß es fast schade ist, daß wir keine Probe davon aufweisen können. Hätte es geheißen, daß die Epik eine Literatur für Kinder und Kinderwärterinnen sei, so würde man Miltons Paradise Lost vielleicht unter die Pantomimen verwiesen haben: der Titel wäre dann etwa: »Kasperl in der Unterwelt« gewesen. Denn wer ließe sich's angelegen sein, ein Werk zur Vollkommenheit zu bringen, wenn die Vollkommenheit selbst etwas Groteskes ist? Warum sollte Shakespeare den Othello schreiben, wenn selbst sein Triumph in dem Lobe gipfelte: »Herr Shakespeare taugt zu Höherem als zum Verfassen von Tragödien?«
Die Art, wie man sich zur Posse und ihren wilderen Abarten stellte, mußte besonders verhängnisvoll sein. Daß solch hohe und berufene künstlerische Äußerungen

einer so absoluten Nichtachtung verfielen, mag viele Ursachen haben: ich für meinen Teil bin überzeugt, daß sie infolge des ungeheuerlichen Mangels an Zuversichtlichkeit und Lebenslust entstand, die modernen Ästheten so sehr eigen sind, daß selbst die Revolutionäre ⟨einst die hoffnungsvollste Klasse Menschen⟩ davon ergriffen wurden, so daß selbst jene, die uns auffordern möchten, die Sterne ins Meer zu stürzen, nicht überzeugt sind, daß sie dort besser dran sein werden. Jede literarische Kunstform muß als Symbol für irgend eine Phase des menschlichen Geistes stehen; aber während eine Phase des menschlichen Lebens an sich selbst genügend überzeugend wirkt, bedarf sie, um zur künstlerischen Äußerung sich zu verdichten, einer gewissen Stilisierung und Schärfe, als Ersatz für ihre Unwirklichkeit. So kann ein vor seinem Herde einsam sitzender Alter die ganze tragische Größe eines König Lear oder Père Goriot verkörpern, soll er aber literarisch verwertet werden, so muß er noch etwas anderes tun, als nur vor seinen Herd hinstarren. Die künstlerische Rechtfertigung der Posse oder Pantomime muß also in den Gemütsbewegungen des Lebens beruhen und sich dazu verhalten. Und diese sind es, die von dem modernen Hang, nur die schmerzliche Seite des Lebens hervorzuheben, bis zu einem fast unglaublichen Grade überboten werden. Der Schmerz, heißt es, ist das im Leben vorwiegende Element; aber dies ist nur in einem sehr begrenzten Sinne wahr. Der Schmerz als die schwarze und furchtbare Seite des Lebens übt eine Anziehungskraft auf den jugendlichen Künstler aus, genau wie der Schulknabe Teufel und Skelette und Erhängte in seine Schulbücher zeichnet. Aber die Freude ist eine Sache die viel täuschender und subtiler ist, da sie der Grund ist warum wir leben, und ein sehr femininer Grund dazu; er ist mit jedem unserer Atemzüge verwoben, mit jeder Teetasse, die wir zu uns nehmen. Die Literatur der Freude ist unendlich schwieriger, seltener und triumphierender als die Literatur des Schmerzes. Und von allen verschiedenen Formen der Literatur der Freude verdient die sogenannte Posse am meisten hochgehalten und gepflegt zu werden.

Selbst den stillsten Menschen, der am sillsten dahin lebt, wird manchmal ein plötzlicher blinder Hunger nach den Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des Daseins anwandeln; er wird sich unvermittelt fragen, wie es wäre, wenn die Teekanne plötzlich Salzwasser oder Honig enthielte, wenn die Uhr auf alle Tagesstunden zugleich zeigte, wenn die Kerze grün statt rot zu flammen begänne, und die Türe auf einen See oder ein Kartoffelfeld, statt auf eine Berliner Straße sich öffnete. Wer von einer solchen namenlosen Anarchie sich angeweht fühlt, den hat zeitweilig der Geist der Posse erfaßt. Wenn Kasperl den Gendarmen mit einem Hiebe entzwei spaltet, so verwirklicht er dabei ⟨wir brauchen deshalb nicht an Schlimmes zu denken!⟩ einen unserer Träume. Und diese innere Qualität der Pantomime wird durch die gemeinplätzige Landschaft und Architektur, welche die Pantomime und Posse kennzeichnen,

vortrefflich versinnbildlicht und aufrecht gehalten. Wenn der ganze Vorgang sich in einer fremden Atmosphäre abspielte, wenn ein Birnbaum mit Äpfeln behangen, ein roter Fluß und eine seltsame Feenlandschaft dastünde, so würde die Wirkung eine wesentlich andere sein. Die Gassen und Buden und Rinnsteine der Farce, die dem gewöhnlichen Ästheten so alltäglich erscheinen, sind hier in Wahrheit ein Hauptbestandteil der ästhetischen Voraussetzung. Man will hier eine wirkliche moderne Türe sehen, die auf und zu geht, um fortgesetzt neue Ausblicke zu gewähren; und einen wirklichen Bäcker, dessen Wecken durch die Luft sausen, ohne daß er sie berührt; andernfalls wäre von der ganzen inneren Spannung über diesen geisterhaften Einbruch der Zivilisation, dies plötzliche Auftreten Pucks oder Rübezahls nichts zu verspüren. Wenn die gegenwärtige borniert ästhetisierende Richtung nicht länger maßgebend ist, dann vielleicht wird die Posse wieder zu Ruhm und Ehren gelangen. Wenn die Menschen ihre Häuser längst nicht mehr in grau und grün ausstatten und mit japanischen Vasen dekorieren, werden auch die Ästheten ihre Häuser im Stil der Pantomime erbauen mit Türen, die alle ihre Türklinken und Klopfer nach innen tragen, Treppen, die auf einen Druck hin versinken, und ‹humoristische› Mahlzeiten, die als Tischlein deck dich aus einer Versenkung in die Höhe schweben werden. Jedenfalls wird es ebenso vernünftig sein, unsere Wohnungen und unsere Lebensweise nach dieser Kunstart, wie nach irgend einer anderen einzurichten.

Diese ganze Auffassung der Posse und Pantomime mag unsinnig erscheinen, aber vielleicht sind wir es, die unsinnig sind. Denn nichts in unserer seltsamen transitorischen Epoche kommt so zu kurz, wie die Fröhlichkeit. Selbst die geistreichsten Leute der Gegenwart, wenn sie etwas Komisches zu schreiben unternehmen, tun es unter der falschen und deteriorierenden Voraussetzung, daß die komische Literatur irgendwie zur oberflächlichen zählt. Wenn wir aber aus einer Aufführung des Sommernachtstraumes kommen, fühlen wir uns ebenso erhoben, wie nach einer Aufführung des König Lear. Denn die Freudigkeit dieser Werke ist älter als der Schmerz, ihre Tollheit ist gesünder als Weisheit, ihre Liebe stärker als der Tod. Die alten Meister dieser gesunden Tollheit: Aristophanes, oder Rabelais oder Shakespeare hatten wahrscheinlich manche Reibereien mit den Asketen und Rigoristen ihrer Zeit, aber vor ehrlicher Sittenstrenge und Askese hatten sie sicherlich Respekt. Aber mit welch schneidendem Hohn, mit welch unerhörtem Gespött würden sie jene ästhetischen Typen und Richtungen verfolgen, welche die Unmoralität zum Schild erhoben, und nicht einmal ihr Vergnügen dabei fanden, unsinnig waren, ohne es bis zum Übermut zu bringen, Narrenkappen aufsetzten, die ohne Schellen waren.

EINE VERTEIDIGUNG DER DEMUT.

Wer heutigentages eine der Kardinaltugenden zu verteidigen unternimmt, der wird mit einem Ergötzen vernommen, als handelte sich's um ein Laster. Moralische Gemeinplätze sind soviel angezweifelt worden, daß sie zu sprühen anfingen, wie glänzende Paradoxe. Vollends in unserer Zeit der Verherrlichung des Ego hat einer, der zu Gunsten der Demut spricht, etwas unbeschreiblich – Gaunerhaftes. Ich will hier nicht aus praktischen Gründen die Demut verteidigen. Praktische Gründe sind uninteressant, obwohl sich auch aus praktischen Gründen die Demut so mächtig empfiehlt. Wir wissen alle, daß die »göttliche Glorie des Ego« eine soziale Plage ist; wir schätzen alle unsere Freunde um ihrer Bescheidenheit, Einfachheit und Gemütlichkeit willen. Was immer unsere Gründe sein mögen, wir haben alle eine lebhafte Anerkennung und Sympathie für die Demut – anderer Leute.

Aber wir müssen hier der Sache tiefer auf den Grund sehen. Wenn die Demut nur aus sozialen Gründen befürwortet würde, so könnte der Fall sehr wohl anders liegen, und die Egoisten sich als die edlen Märtyrer und Kämpfer um ein höheres Ideal herausstellen. Es ließe sich hier ein recht annehmbarer Schluß aus ihrer verhältnismäßig geringen Weltläufigkeit ziehen.

Aber bei einer Betrachtung der Demut muß vor allen Dingen eine ewige und rein innerliche Seite ins Auge gefaßt werden. Die neue Philosophie der Selbstwertung und Selbstbehauptung erklärt die Demut als ein Laster. Wenn dem so ist, dann geht unleugbar hervor, daß sie zu jenen Lastern gehört, die ein unlöslicher Bestandteil der Erbsünde sind. Klipp und klar gehen alle großen Freuden des Daseins daraus hervor. So ist keiner noch verliebt gewesen, ohne eine wahre Orgie der Demut zu feiern. Alle temperamentvollen und natürlichen Leute kosten die Demut schon als Schulknaben aus, vom Moment an, wo sie anfangen sich für einen Helden zu interessieren. Die Demut wird sowohl von den Freunden wie von den Feinden des Christentums als eine ganz spezifisch christliche Qualität hervorgehoben; nur wird der wahre und einleuchtende Grund hiefür des öfteren übersehen. Die Heiden optierten für eine starke Behauptung des eigenen Selbst, weil es zur Wesenheit ihres Glaubens gehörte, daß sie die Götter zwar für gerecht und stark, aber auch für flüchtig, launisch und gleichgültig hielten. Aber das Wesen des Christentums war im buchstäblichen Sinne das Neue Testament – ein Bund mit Gott, der den Menschen klare Aussicht auf eine Befreiung erschloß. Sie fühlten sich gedeckt: da forderten sie denn Paläste aus Perlen und Silber unter dem Schwur und Siegel des »Allmächtigen«; sie erachteten sich als durch eine unwiderrufliche Verheißung befugt, über die Sterne erhoben zu werden, und gleichzeitig entdeckten sie die Demut. So wurde nur ein neues Beispiel desselben unabänderlichen Paradoxes gestellt. Es sind stets die Sicheren, die Selbstbewußten, welche die Demütigen sind.

Wir sehen es an den Fanatikern, die den evangelischen Gedanken auf offener Straße perpetuieren. Sie sind ja ärgerlich genug, aber keiner, der sie wirklich beobachtete, wird leugnen können, daß sie aus zweierlei Gründen Ärgernis erregen: ihrer ärgerlichen Heiterkeit und ihrer ärgerlichen Demut halber. Diese Vereinigung von Freudigkeit und Zerknirschung ist viel zu universal, als daß man sie übersehen könnte. Wenn die Demut heutigen Tages in ihrer Eigenschaft als Tugend in Mißkredit verfiel, so ist die Bemerkung nicht ganz unstatthaft, daß dieser Mißkredit zur selben Zeit fühlbar wurde, wie eine starke Abnahme der Freudigkeit in der Literatur und der Philosophie. Die Menschen sind zur stolzen Selbstbehauptung des antiken Griechen zurückgekehrt, und gleichzeitig zur Bitterkeit des griechischen Pessimismus. Es trat eine Literatur ins Leben, die uns ein göttliches Selbstbewußtsein zum Gebote machte, und gleichzeitig die Menschen als jämmerliche Tollhäusler darstellte, die wie Hunde an die Kette gelegt zu werden verdienen. Sicherlich eine merkwürdige Sachlage: wenn wir von Herzen froh sind, glauben wir des Glückes nicht würdig zu sein; optieren wir aber für eine göttliche Emanzipation unseres Ichs, so scheinen wir ganz überzeugt zu sein, daß wir durchwegs wertlose Exemplare sind.

Die einzige Erklärung, die es da geben kann, ist, daß die Demut ungleich viel tiefere Wurzeln hat als die Modernen ahnen; daß sie eine metaphysische, ja fast mathematische Tugend zu nennen ist. Dies zeigt sich am besten, wenn wir diejenigen beobachten, die sich offen von der Demut abkehren, und als oberste Tugend die Behauptung und ungehemmte Entfaltung des eigenen Ichs ausrufen. Diese Leute streben ganz natürlich nach einer möglichst großen Vervollkommnung ihrer angeborenen geistigen Gaben, und entziehen sich allem, was sie unter sich fühlen. Nun kann es mit dem sich entziehen sehr wohl seine Richtigkeit haben, es ergibt sich aber daraus, daß allem, dem wir uns entziehen, wir auch selbst entzogen bleiben. Wenn wir die Türe vor dem Winde zuschlagen, so wäre es ebenso zutreffend zu sagen, daß der Wind u n s die Türe zuschlug. Welches immer die Tugenden sind, denen ein triumphierender Egoismus uns zutreibt, so ließe sich doch keineswegs vernünftigerweise behaupten, daß er einer größeren Erkenntnis zutreibt. Einen Bettler vor die Türe setzen, mag wohl berechtigt sein, aber vorzugeben, daß man all die Geschichten weiß, die der Bettler vielleicht zu erzählen hätte, ist barer Unsinn; und dies ist tatsächlich der Anspruch, den ein Egoismus erhebt: er vermeint durch Selbstbehauptung wissend zu werden. Ein Käfer mag oder mag uns n i c h t inferior sein — aber wenn er es tausend und abertausendmal wäre, so beibt die Tatsache, daß es wahrscheinlich eine Käferauffassung der Angelegenheit gibt, von der wir ewig nichts erfahren können. Wenn einer diese Auffassung ergründen will, wird es niemals dadurch geschehen, daß

er hartnäckig sich brüstet kein Käfer zu sein. Nietzsche, der glänzendste Vertreter der egoistischen Schule, hat mit totsicherer Logik und ehrenvoller Wahrheitsliebe zugestanden, daß die Philosophie des Selbstgenügens dazu führte, auf den Schwächlichen, Feigen und Unwissenden herabzusehen. Das Herabsehen mag ja eine sehr ergötzliche Beschäftigung sein, nur gibt es nichts, von einem Bergesgipfel bis zu einem Krautkopf, das man von einem Luftschiff aus wirklich sähe. Der egoistische Philosoph mag alles von himmlischen, verklärten Höhen aus sehen, nur sieht er es auch verkürzt oder verunstaltet.
Gesetzt, es wollte einer wirklich, so weit nur möglich, alles sehen wie es ist, so würde er sicherlich nach einem anderen Grundsatz verfahren. Er würde trachten, sich zeitweilig von all den persönlichen Eigenheiten loszulösen, die ihn von dem Gegenstand seines Studiums entfernen. Wenn wir einen Fisch genau studieren wollen, dürfen wir dabei nicht stolz an unsere Füße denken, als wären sie das Allerhöchste persönlichen Schmuckes. Der ernsthafte Forscher einer Fischmoral wird — im geistigen Sinne — seine Beine abstreifen. So wird der Vogelliebhaber seine Arme eliminieren; der Froschliebhaber wird seiner Zähne uneingedenk sein, und wer all die Hoffnungen und Ängsten der Qualle ergründen will, wird seine persönliche Erscheinung bis zu einem beängstigenden Grade vereinfachen müssen. Es ist, als ob dieser unser imposanter Körper, auf den wir mit Recht stolz sind, uns eher im Wege wäre, vom Moment an, wo wir die Dinge wirklich so einschätzen wollen, wie sie tatsächlich sind. Und es vollzieht sich in uns ein Prozeß geistiger Askese, eine Kastration unseres ganzen Wesens, wenn wir in die Fülle aller Dinge eindringen wollen. Es kann uns nur dienlich sein, wenn wir die Fähigkeit erlangen, manchmal nur mehr wie ein Fenster zu sein — so klar, so durchsichtig und so unsichtbar.
In einem sehr amüsanten Kinderbuch steht der Satz, daß ein Punkt keinen Raum einnimmt und in keine Teile zerfällt. Die Demut ist jene luxuriöse Kunst, sich selbst zu einem Punkt zu reduzieren, nicht zu einem großen oder kleinen Ding, sondern zu einem Ding, das überhaupt des Umfangs entbehrt, so daß, zu ihm gehalten, alle kosmischen Dinge das sind, was sie wirklich sind — von maßloser Größe. Daß die Bäume hoch sind und das Gras kurz, ist reiner Zufall; es gilt nur in bezug auf unseren eigenen Maßstab. Aber für den, welcher auch nur einen Augenblick dieses müßigen Maßstabes sich entledigen konnte, wird das Gras zum ewigen Wald, die Meilensteine der Landstraßen zu rätselhaften Bergen; die Kuhblumen werden zu gigantischen, weithin leuchtenden Freudenfeuern, und die Maßliebchen auf ihren Stengeln zu Himmelssternen, einer den anderen überragend. Zwischen einem Zaunpfahl und dem nächsten sind neue und erschreckende Landschaften: hier eine Wüste, die nichts anderes enthält als einen mißgestalteten Felsen;

hier ein wunderbarer Wald, dessen Bäume leuchtende Kronen mit allen Farben des Sonnenunterganges tragen; dort wieder eine See voll von Ungeheuern, wie ein Dante nicht gewagt hätte sie zu erträumen. Das sind die Visionen desjenigen, der, wie das Kind im Märchenbuch, sich vor dem Kleinsein nicht fürchtet. Der andere Weise indes, dem Ehrgeiz und Größe als Richtschnur dienen, gleicht einem Riesen, der immer größer und größer wird, was nur so viel heißen will, als daß die Sterne immer kleiner und kleiner werden. Eine Welt nach der anderen zerrinnet ihm; das leidenschaftliche, verworrene Leben der »Alltäglichen« geht ihm verloren, wie das Leben der Infusorien dem unkenntlich bleibt, der sie ohne Mikroskop beschaut. Er wandelt durch öde Ewigkeiten hin. Er mag neue Systeme gründen und sie vergessen; er mag neue Welten entdecken, und sie wieder verwerfen. Aber die türmende und glühende Vision der Dinge wie sie wirklich sind, — die gigantischen Maßliebchen, der feurige Löwenzahn, die ganze Odyssee seltsam farbiger Ozeane und phantastischer Bäume, — diese ganze ungeheure Vision wird zerrinnen mit dem letzten demütigen Menschen.

PAUL CLAUDEL:
DER TAUSCH. DEUTSCH VON FRANZ BLEI.

(Die Ostküste Amerikas. Strand einer Bucht, von Felsen umgeben und niedrigen Hügeln; die Bäume bis ans Meer. Es ist Ebbe, der Sand weithin sichtbar. Frühe Stunde am Morgen. – Martha sitzt unter den Bäumen, gesenkten Blickes. Louis Laine, ein junger Mensch, mager und robust, mit schwarzem Haar und brauner Haut, entsteigt dem Wasser, kommt zu Martha. Er trocknet sich nachlässig den Leib mit Gras, das er ausreißt; läßt sich nieder. Macht mit dem Kinn eine Bewegung gegen den Horizont hin.)

MARTHA:

Der klare Tag... Sag, Louis, die ganze Nacht hat es mit Mulden geregnet, wie es nur hier regnet, und ich hörte auf das Wasser, und dachte an alle, die zur selben Stunde horchen, ob sie nun aufgestanden sind oder noch nicht eingeschlafen. Das Meer stieg um Mitternacht mit aller Gewalt und spie gegen die verschlossene Tür. Nun ist die Ebbe... Du hast doch die Nacht nicht draußen zugebracht?

LOUIS LAINE (zieht sich die Hose und das ochsenblutfarbene Hemd an):

Pah! – Ich hab schon andere Wetter gesehen. – Aber ich lag in einem Bett.

MARTHA:

Wo warst du?

LOUIS LAINE:

Bei ihnen (er weist mit dem Daumen hinter sich. Pause.)

MARTHA:

Du hast gut getan, die Nacht nicht draußen zu verbringen.

LOUIS LAINE:

Ich war in der dumpfen Wärme ganz verwickelt, ganz verknäuelt in den Bettvorhängen! Und ich bin aus dem Haus gegangen halb im Traum, lachend, gähnend, und ich ging ganz nackt und von den Fichten fielen mir die Wassertropfen zwischen Ohr und Schulter. Und mit einem Mal warf ich mich, den Kopf voraus, ins Meer. Und da ich auftauchte, atemlos, da sah ich, daß die Sonne aufgegangen war, und ich atmete wieder ein aus voller Brust und zwischen den Knien tauchte ich wieder hinunter, verschwand wie ein Stein. Ich tauchte auf die Tiefe des Meeres. Und bald schwamm ich, bald war ich wieder oben nah am Ufer und berührte meinen Leib mit den Händen wie einer, der sich entkleidet. (Er legt sich längs hin auf den Rücken.)

MARTHA:

Und reisen wir also morgen, wie du gesagt hast?

LOUIS LAINE ‹faul›:

Morgen... Ach ja. – Morgen? Hab ich das gesagt? Ich weiß nicht was gestern und was morgen ist. Heute ist genug für mich.

MARTHA:

Jetzt wo die Hausherren da sind. ‹Pause.›

LOUIS LAINE:

Ich fliege in der Luft wie ein Bussard und sehe die Erde unter den Flammen der Sonne und höre das Krachen der Beleuchtung zunehmen. Die Erde unter dem Sonnenglanz und die Ströme und die Leute, die sich ganz klein, ganz winzig vom Platz bewegen, und die Eisenbahnen und Häuser, verstreut, und Städte im Staub – das ist die Stunde, wo der Arbeiter gähnend den Riemen über das Treibrad wirft und die Hebelstange zu sausen anfängt... Aber ich schaue bloß, ob ich nicht einen Hasen finde, bevor er im Walde verschwindet oder eine Henne auf dem Ast.

MARTHA:

Sag doch, ich möchte lieber fort, wie du es gesagt hast.

LOUIS LAINE:

Weshalb?

MARTHA:

Du sagtest, wir gingen hinunter und hätten da ein Haus für uns. Ich tu was du willst, Louis. – ‹Tief›: Ich liebe die Leute hier nicht. Es ist ja sehr lieb von ihnen, daß sie dich da zur Aufsicht angestellt haben. Aber ich mag den Mann nicht, wenn er einen so starr ansieht, mit der Hand in der Tasche, als ob er drin zählte, was man wert ist. Und diese Frau – sicher seine Frau – mit diesen Augen! Sie lacht nie und sieht doch immer so aus als ob sie lachte.

LOUIS LAINE:

Schau, da unten! Am Rand des Kaps, siehst du nicht?

MARTHA:

Was denn?

LOUIS LAINE:

Den Rauch! Siehst du nicht den Rauch? Das ist die Alte unter der Woge, die jetzt Küche macht. Sie hat Muscheln statt Ohren. Ihr Schornstein wird bei Ebbe sichtbar. Und ihre Zimmer sind ganz voll mit Zeug von Schiffbrüchigen, mehr als die Leihhäuser; und Uhren sind da und Glocken mit dem Schiffsnamen; und Gold= und Silberstücke, die das Meer wie Kies verbraucht hat; und Säcke mit Granaten. Eines Tags, da der Heizer vom »Narragansett«...

MARTHA (lieb):

Du hast doch immer Geschichten!

LOUIS LAINE:

Ich bin nicht aufgezogen worden in den Städten mit den endlosen Straßen, voll Volk, und vom Baume das dichte Laub bewegte sich vor dem feuerfarbigen Himmel. Eine Spinne hatte mich beim Handgelenk mit einem Faden festgebunden und ich hatte das Gras bis an den Hals; und aus der Mitte der Spinnwebe heraus, wie eine sitzende Frau, hat sie mir Geschichten erzählt. Und ich kannte die Ameisen nach ihrer Nation, wenn sie kommen und gehen wie die Arbeiter, die Schiffe ausladen, wie die Holzschneider, die zu zweit die Bretter tragen. Das war bei meiner Amme. Dann nahm mich mein Vater in sein Geschäft, aber ich verstand nichts und verbrachte den Tag im Kohlenloch, um die Bibel zu lesen, und ich stahl Geld aus dem Geldschrank. Da hat er mich aus dem Hause gejagt. Ich habe Indianerblut in den Adern. Die hatten einen Gott, den sie »den Lügner« nannten, weil er nicht mehr zurückkam.

MARTHA:

Und dann fuhrst du über den weißen Ozean, damit du mich nähmest, wo ich war?

LOUIS LAINE:

Ich habe den Schluß eines Buchs über sie gelesen; man weiß nicht, woher die Rothäute gekommen sind. Brachten nichts mit in dieses Land, das wie aufgelassener Grund war und zu groß für sie. Da lebten sie, machten den Tieren den Krieg und schlossen Bündnisse untereinander. Aber da kamen die Weißen über das weite Meer. Und errichteten ein Lager und eine Steinmauer darum, und lebt nun jeder wo er ist, und der alte Krieger ging fort wie auf dem Flügel des Rauches. — Jetzt seh ich Millionen Menschen, die hier leben.

MARTHA:

An was denkst du?

LOUIS LAINE:

Ich möchte Tischler sein.

MARTHA:

Tischler?

LOUIS LAINE:

Oder Postkutscher in Kalifornien. (Pause.)

MARTHA:

Es wird heute ein heißer Tag. (Pause.)

LOUIS LAINE:

Es ist zehn Uhr, und die Sonne schreitet tüchtig aus. Nicht mehr die Stunde ist es, da das Wasser der Seen die Farbe der Apfelblüte hat, weiß mit ein bißchen rosa, und das Gesicht des Kindes sich auftut wie eine rote Rose. Aber mit der Linken schlägst du die Menschen mit einem schreienden Lichte und der Schweiß glänzt auf ihren Stirnen, und sie blicken dich an, indem sie die Zähne in die Höhe weisen. Die geschäftige Säge flammt durch das Brett, und die Kirchen sind voll und die Schulen; und der Arbeiter auf den Knien, und einen Bolzen zwischen den Zähnen, packt zu mit der Feuerzange. Und in der Börse da hetzen sich die Geldleute mit Augen wie die der Tauben und fuchteln mit den Händen. Und die Nacht bringt die Wollust wieder. Und des Sonntags gehen sie hinaus und bringen Blätter heim und Sträuße aus gelben Blumen. Aber ich, ich tue den ganzen Tag nichts, jage ganz allein, horche auf den Pfiff des Eichhorns, während die Sonnenstrahlen den Platz wechseln. — Und wie viel bleibt uns noch?

MARTHA:

Es bleibt nichts mehr.

LOUIS LAINE (den Kopf hebend):

Was? Nichts mehr? Du sagst, nichts mehr?

MARTHA:

Es bleibt nichts mehr.

LOUIS LAINE:

Schon? Von all dem Geld, das du mitgebracht hast? — Ich will einen Kram= laden im Westen anfangen. Man kann da Geld machen. Man kann mit Geldverleihen an die Minengräber was machen.

MARTHA (klagend):

Liebst du mich, Louis?

LOUIS LAINE:

Weshalb frägst du das?

MARTHA:

Liebst du mich, sag?

LOUIS LAINE:

Immer diese Weiberfrage!

MARTHA:

Weiber? Welche Weiber?

LOUIS LAINE:

Bist du vielleicht nicht auch ein Weib?

MARTHA:

Auch ein Weib? Es gibt keine Weiber! — Ich bin unglücklich, Louis, ich bin eifersüchtig, Louis! Und ich möchte immer mit dir sein. Und wenn du gehst, hab ich Kummer und Groll. Ich möchte dir nach und bei dir sein, ohne daß du's wüßtest und wissen alles was du machst. Denn du gehst vielleicht mit andern Frauen und sagst es mir nicht. Die Frau ohne den Mann, was soll sie tun? Aber der Mann gegen die arme Frau, da ist nichts von Notwendigem und Dauerndem in seinem Herzen. Die Frauen sind wohl recht dumm, deshalb?

LOUIS LAINE:

Ja.

MARTHA:

Aber liebst du mich doch, sag?

LOUIS LAINE:

Das geht nur mich an. Es ist schamlos für einen Mann, von solchen Sachen bei Tageslicht zu sprechen.

MARTHA:

Louis, ich habe immer Furcht für dich. Und denke immer an dich, wenn du nicht da bist. Wie an ein Kind, von dem man nicht weiß was es macht. Denn wohin deine Augen gehen, da sind auch bald deine Hände.

LOUIS LAINE:

O, wie das Wasser frisch ist! Wie eine Kröte wollte ich sein in der Kresse, wenn der heitere Mond scheint. Es gibt eine Eule, die ruft wie ein Kuckuck. Ich möchte im tiefen Wasser leben, — nicht nötig zu sagen wozu das soll — wie ein Fisch und ich schwämme... O, wenn mir auf einmal Flügel wüchsen! Ich wollte schon lernen, mich ihrer zu bedienen, und voll Vertrauen in ihren gleichmäßigen Schlag flöge ich über den Abgrund der Luft. Ich möchte eine Schlange sein im dichten Gras. — Was hast du mich so anzusehen? Oft siehst du mich so an.

MARTHA:

Ich bin nicht von denen, die viel reden. Aber hör' zu; wenig Leute können zuhören. Mir aber dringt der Ton der menschlichen Stimme bis ins Herz, auch wenn die Worte nur wenig Sinn haben. Wie ich noch klein war sagte man, ich sei sehr klug, weil ich auf alles merkte; ich sah den Leuten in die Augen, hörte was sie sagten und sah wie sie die Hände bewegten, wie ein kleines Kind, dem das Mädchen die Traube bringt. Und ich lebte zu Hause und dachte nicht ans Heiraten. Und eines Tages kamst du zu uns herein wie ein fremder Vogel, den der Wind gebracht hat. Ich wurde deine Frau.

Und da kam in mich die Leidenschaft des Dienens, und du hast mich mit dir genommen, und ich bin mit dir. In dem Land jenseits des Wassers. Wie ein Ufer, wenn man von der andern Seite ist.

LOUIS LAINE:

Ist es nicht ein schönes Land?

MARTHA:

O Laine, ich hatte nie das Meer gesehen. Bei uns, da geht man nicht außer Lands. Jeder trägt in seinem Herzen während er arbeitet das Bild seiner Tür und seines Brunnens und des Ringes, an den er das Pferd bindet. Und da wir eben fortgegangen waren, tönte ein großes Läuten um meinen Kopf und schon verklingt es zu Boden hin.

LOUIS LAINE:

Ich liebe dieses alte Land nicht. Das riecht nach Moder wie aus einer Blumenvase. Es sind zu viele Wege da und man weiß nicht wo man ist, und die Leute sehen einen an wie einen Hund ohne Halsband.

MARTHA:

Sieben Tage waren wir auf dem Wege, der Sonne nach, wie einer, der einen Blumenstrauß in der Hand trägt. Und die großen Seemöwen begleiteten uns mit ihren weißen und gleich wieder schwarzen Flügeln, wie das Jahr, und der Schaum verwischte sich wie eine Straße. Des Abends die Gesellschaft auf Deck sah stillschweigend herum wie aus der Mitte eines Loches heraus, das Meer von der Farbe der Maulbeere. Und am vierten Tage wurde die Luft wie anders und reiner und an dem Himmel sahen wir das Wachsen eines neuen Mondes. Und wir sind endlich angekommen.

LOUIS LAINE:

So weit, daß wir Wasser durchquerten breit wie die Erde zwischen Süd und der Grenze des Nordens. Das ist das weite Land des Nachmittags, den Menschen zur Stunde der Nutzung gegeben. Du hast recht, wir müssen noch weiter gehen und dieses Fiberufer verlassen, und die Wälder zwischen traurigen Zuckerrohrfeldern und heißen Dünsten. Aber du selber wolltest bleiben, als ob du den Saum des Meeres nicht lassen wolltest. Und die Jagd ist hier gut. ⟨Geheimnisvoll⟩: Du langweilst dich, Liebe, aber wenn ich bei dir bin, wirst du schon nicht wo anders sein wollen.

MARTHA:

Ich langweile mich nicht, Laine. Weshalb sagst du das? Ich tue was du willst. Will ich etwas für mich, sag? Warum peinigst du mich mit diesem Augenblinzeln, wie auf einen, von dem man nicht weiß, was er will? Du

scheinst manchmal wie ein kleines Kind der Klügere ... Ich gehöre dir und meine Leidenschaft ist dir zu dienen.

LOUIS LAINE:

Was soll ich dir sagen, Martha?

MARTHA:

Alles! Sieh doch ob ich dir nicht alles sage! Aber ich sitze vor dir und ich bin dir bekannt, denn ich bleibe mir gleich. — Sag mir's, wenn du eine andere Frau liebst, und wir sprechen gemeinsam von ihr. Denn alles was dir be-begegnet kümmert mich. Aber du sprichst nur komisch zu mir und erzählst mir Geschichten. Und manchmal fällt ein düsterer Geist auf dich und du bleibst lange mit unbewegtem Auge und starrem Gesicht. Und frage ich dich, so antwortest du was anderes und gehst aus meinem Bette mit verschlossenem Mund, wie man sagt, daß der bedachte Mann seiner Frau kein Geheimnis vertraut. — O Louis, warum liebst du mich nicht?

LOUIS LAINE:

Liebe ich dich denn nicht?

MARTHA:

Nein, nein, nein!

LOUIS LAINE:

Liebe ich dich denn nicht, Bittersüß?

MARTHA:

Wenn du es willst, arbeite ich für dich. Ich hüte ein Feld, jäte das Unkraut, haue dir die Baumstümpfe aus mit Hacke und Spaten; und säe und begieße. Und arbeite so lang der Tag ist, und am Abend hältst du mir alles vor, eins ums andere. Und ich werde nichts dagegen denken und werde vor dir sein wie vor einem, der zufrieden ist und gegessen hat. Aber du befiehlst mir nichts und brauchst mich nicht und läßt mich machen was ich will.

LOUIS LAINE:

»Dein Kleid ist grün wie das Gras, wie die Alge auf dem Wasser!« Sieh, ich kann mich an das Grün des Kleides erinnern, das du trugst. (Pause.)

MARTHA:

Ich kenne dich wenigstens so, daß du nicht täuschen kannst; wie ein Schaf das man wiegt, wenn man es kauft. Ich bin nicht frei, und ich bin unter deinen Füßen wie eine Wage, wie eine Barke, wenn der Fischer darin ist. Louis, ich verlange nicht süße Worte und Liebkosungen von dir. Es ist nicht das, was ich verlange.

LOUIS LAINE:

Was verlangst du denn?

MARTHA:

Gib mir mein Teil! Gib mir mein armes Weibsteil! Die weiten und harten Wurzeln, durch die der Baum hält und lebt und daß die andern sich an deinem Schatten erfreuen! Nimm mich und drück mich hart zusammen! Denn wenn er nicht in sich die Lust nach der Erde unten behält, so wächst er nicht groß zum Himmel, mit seinen Ästen, wenn er nicht fest auf dem Ort ist, wo er ist. So ist die Anwendung der Liebe und unsere Einung sei wie zwischen Holz und Feuer. Liebe mich und du wirst wie das Feuer sein, das seine Wurzel an einer einzigen Stelle hat, und der Wind, wenn er kommt, wird es packen und seine Flammen wegtragen wie Blätter.

LOUIS LAINE:

Ich habe kein Vertrauen zu dir, denn was machst du, hältst du sie, aus meiner Seele, anderes wie aus einem Vogel, den man ganz lebendig bei den Flügeln nimmt und fliegen sehen will? Vielleicht habe ich all diese Zeit irgendwo ein Leben gelebt, vielleicht war ich ein Bettler in China. Denn dein Nacken ist von der Sonne verbrannt, deine Schulter. Es ist wie das Ende des Tages, und der Abend wie ein Tisch voller Kräuter, über den sich der Mensch beugt mit gestreckten Armen und das allmächtige Vergessen einatmet. – So mißtraue ich dir.

MARTHA:

Er mißtraut mir!

LOUIS LAINE:

Wer bist du denn, daß ich dir so meine Seele in die Hände gebe?

MARTHA:

Deine Mutter hat sie dir gegeben, und das Eheweib ist da, das sie zurückverlangt.

LOUIS LAINE:

Wer bist du, um solches zu verlangen? ‹Er sieht sie an von oben bis unten. Martha schweigt.› Mein Leben gehört mir, und ich gebe es keinem andern. Ich bin jung! Ich habe noch das ganze Leben zu leben!

MARTHA:

Es ist dir nicht um nichts gegeben!

LOUIS LAINE:

Ich bin frei in allem! Ich tue was mir gefällt! Wenn ich des Morgens die Augen aufschlage, denke ich daran im Bett, und die Freude dringt mir ins Herz! Weil ich jung bin, weil das lange Leben mir gehört, und ich sehe meine Kleider auf dem Boden liegen. Der Himmel! Das Wasserfließen! Und die Sonne, an die Erde gebunden wie mit einem Seil, und der Mond der Mitternacht wie ein weißer Hahn! Ich komme! Ich komme!

MARTHA:

Wohin?

LOUIS LAINE:

Unter den schäfchenbedeckten Himmel, und ich will jedes Kraut kauen um den Geschmack zu kennen, den es hat.

MARTHA:

Tu das. Vielleicht findest du das Kraut, das die Gescheitheit gibt. — Jede Pflanze hat ihren süßen oder bitteren Geschmack, wie sie ihn aus der Erde zieht. (Pause. Sie wühlt den Boden mit ihrem Absatz.) Das Land der Verbannung, das Land des Todes, auf das der Regen herabsteigt, vor dem sich alle Kreatur beugt. Und so ist der Duft der Rose und jeder Blume, der man sich nähert, und die Pfirsich, die reift, damit man sie ißt, und diese wollige Blüte, die wie das Ohr eines Lammes ist. Und von den Tieren weiden die einen was aus der Erde sprießt, und die andern verschlingen einander. Aber wo ist Halt und Rast des Menschen? Der auf seinem Bauche das Siegel seiner Geburt trägt — Höre.

LOUIS LAINE:

Ich höre, Bittersüß.

MARTHA:

Warum nennst du mich Bittersüß, womit du mir Lust und Pein gibst? Aber hör mich: Ein Weib brachte dich zur Welt und jetzt ist es wieder ein Weib.

LOUIS LAINE:

Und so muß ich dich also ganz allein lieben?

MARTHA:

Ja.

LOUIS LAINE:

O die Henne, die ihre Eier gelegt hat und immer ihre Jungen unter ihren Flügeln halten will. Aber sieh: mein Mund ist entsiegelt und ich atme mit einer Kraft über mir selber. Und ich esse das Brot, das ich verdient habe. Aber die Frau kann sich nicht selber genügen und es ist nötig, daß ich dich leben mache — und du nimmst mir was mein ist.

MARTHA:

Es ist wahr, ich habe dir nicht das Leben gegeben. Aber ich bin hier, um es von dir zurückzuverlangen. Und daher kommt dem Manne seine Verwirrung vor der Frau, wie aus dem Gewissen, wie in Gegenwart des Gläubigers.

LOUIS LAINE:

Es gibt noch andere Frauen als dich.

MARTHA:

Das ist nicht wahr, es gibt keine außer mich! Warum sagst du das, um mich leiden zu machen? Traue den andern Frauen nicht! Hör mich, denn ich kenne sie. Traue den blonden Frauen nicht, denn sie sind feige und untreu. Und den schwarzen nicht, denn sie sind hart und eifersüchtig. Und nicht den braunen. Traue den Frauen nicht. Traue dem perfiden Gesicht nicht, das voller Linien und Geheimnisse ist wie die Hand. Und sie werden lachen über dich wie über einen Mondsüchtigen! Aber wenn eine war, die du liebtest, so sag es mir und ich will dir erklären, warum sie nicht so schön ist wie ich bin. Denn es ist keine, die dich liebt wie ich und dich kennt wie ich dich kenne. Und deshalb bin ich dir süß und bitter. — Ich bin schamlos, Louis!

LOUIS LAINE:

Was hast du noch zu sagen?

MARTHA:

Ich bin eifersüchtig.

LOUIS LAINE:

Auf wen?

MARTHA:

Warum willst du mir nicht antworten? Sag mir, daß du mich ganz allein liebst.

LOUIS LAINE:

Dich ganz allein.

MARTHA:

Sag mir, daß du keine andern Frauen kennst.

LOUIS LAINE:

Keine.

MARTHA:

Schwör es!

LOUIS LAINE:

Ich schwöre. Es ist schändlich zu lügen. ⟨Langes Schweigen. — Eintreten von der Seite Thomas Pollock Nageoire und Lechy Elbernon.⟩

LECHY ⟨von weitem rufend⟩:

Hallo! ⟨Bei ihrem Erscheinen erhebt sich Martha langsam; Louis Laine bleibt auf der Erde, die Augen geschlossen.⟩

T. P. NAGEOIRE:

Hallo!

LECHY ⟨mit lachenden Augen⟩:

Guten Morgen! ⟨Martha grüßt schweigend.⟩ Schläft er? Schau nur, wie

er daliegt ⟨und hebt ihm mit dem Fuß den Kopf auf.⟩ Hören Sie? Stehen Sie auf! Die Sonne ist nicht brav wenn man schläft.

LOUIS LAINE ⟨reicht ihr die Hand⟩:

Helfen Sie mir!

LECHY:

Pull up! ⟨Louis Laine ist auf. Alle vier sehen einander wortlos an.⟩

LOUIS LAINE ⟨zu T. P. Nageoire⟩:

Ich glaubte Sie noch in Kanada.

T. P. NAGEOIRE:

Nein, ich komme aus Denver. ⟨Schweigen.⟩

LOUIS LAINE:

Man sagt, es gehe nicht vorwärts da drunten?

T. P. NAGEOIRE:

Yes, Sir. Sie sind im heißen Wasser, das ist klar, seitdem Indien die Silberausmünzung aufgehalten hat. Der Dollar ist vierundfünfzig Cent wert, man! — Das Gold ist alles; kein anderer Wert als Gold. Kein Mensch glaubt mehr ans Silber. Ich habe es immer gesagt: ein Wert, ein Preis, ein Metall.

LOUIS LAINE:

Schlecht fürs Geschäft, he?

T. P. NAGEOIRE:

Well!

LOUIS LAINE:

Ja, Sie sind reich! Ihnen ist das egal.

T. P. NAGEOIRE:

Well!

MARTHA:

Sie sind ein Kommissionär, nicht? Oder wie sagt man?

T. P. NAGEOIRE:

Ich bin alles! Ich kaufe alles, ich verkaufe alles. Haben Sie alte Schuhe zu verkaufen, bringen Sie sie mir. Nichts ist umsonst. Jede Sache hat ihren Preis. Geben Sie niemand etwas umsonst. Aber haben Sie denn nie mein New-Yorker Haus gesehen? Old Slip, see?

MARTHA:

Nein.

T. P. NAGEOIRE:

Auf der linken Seite; das alte Haus mit einer Uhr. Ich muß Ihnen das zeigen. Viele Sachen drin. Wie die Dynamos im Keller der Hotels sind

und die Kirchen gebaut auf den Gebeinen der Heiligen, so enthält der ganze Untergrund Gold und Silber in Kisten rangiert wie Fuder und die Depots der Pfandbriefe und Obligationen. Und wie man Sonntags das kleine Mädchen mit dem Krug nach Bier schickt, so holt man hier sein Geld. Und darüber ist die Kasse. In der Mitte ist die Kasse und rechts davon ist meine Bank und links die Office für Schiffsmiete und Schiffsausrüstung. Und oben, in der Höhe, da bin ich, und da ist der Telegraphendienst. Tak, tak tak! Hier Chikago! Hier London! Hier Hamburg! Und ich sitze da wie inmitten von Händen, die Zeichen geben, wie einer der hört und einer der frägt und der antwortet.

LECHY:

Hardi! Seht ihn, wie sein starrer Blick sich aufleuchtet, wie bei einem lachenden Boxer, wenn er einen unterkriegt! Hardi, weißer Bär!

LOUIS LAINE:

You are pretty smart, are ye?

T. P. NAGEOIRE:

Well, man braucht Nerven wenn man auf fest kauft als ob man alles wüßte, und man nicht weiß, was morgen sein wird. Jeder Tag hat seine Notierung, aber ich, ich kenne die Dinge selber, ich habe alle Sorten von jobs betrieben, wissen Sie! Ich kenne alles, sah alles, hatte alles in der Hand, begab alles. Und ich weiß wie's gemacht wird und wo alles wächst und was der Transport kostet, wie hoch das Kapital ist und die Versicherungszinsen, und ich habe die Verfalltermine vor den Augen, und ich kenne auch die Arithmetik. — Ich bin wie ein Kaufmann in seinem Laden, zählend. Denn der Handel hält eine Wage wie die Gerechtigkeit; und ich bin wie die Nadel zwischen den Schalen.

LOUIS LAINE:

Sie sind sehr reich?

T. P. NAGEOIRE:

O! Es gibt im Handel keine Reichen. Das ist mein Konto im Inventar, das ist alles. Eine Ziffer in der Liquidation. (Pause. Louis Laine und Lechy sprechen miteinander.)

LECHY:

Ja! Ich will Ihr Haus sehen! Ich will sehen, wie Sie sich eingerichtet haben.

LOUIS LAINE:

Sehen Sie, wir sind nicht reich.

LECHY:

Das macht nichts. In New-York sind wir uns einmal die Wohnungen der Armen anschauen gegangen, slumming nennt man das, — es war so amüsant.

Kommen Sie mir Ihr Haus zeigen! ‹Sie nimmt ihn beim Arm nnd sie gehen ab. Martha sitzt und flickt an einem Männerkleid, das sie vom Boden aufgehoben hat.›

T. P. NAGEOIRE:

Was machen Sie da?

MARTHA:

Sie sehen doch, ich flicke.

T. P. NAGEOIRE:

Das ist keine Arbeit für eine Lady.

MARTHA:

Dann bin ich keine.

T. P. NAGEOIRE:

Bei uns arbeiten die Frauen nicht. ‹Schweigen. Er sieht sie an.› Sie sind älter als er, nicht wahr? Wie alt sind Sie? Fünfundzwanzig, ja?

MARTHA:

Nein.

T. P. NAGEOIRE:

Weniger oder mehr?

MARTHA:

Weniger.

T. P. NAGEOIRE:

Well. ‹Schweigen.› Elopement, eh? Durchgegangen mit ihm, eh? Der Papa wollte nicht, didnt he?

MARTHA:

Das geht Sie doch nichts an.

T. P. NAGEOIRE:

Gut, gut ... Werden Sie nur nicht so rot. Bei uns heiraten die Mädchen wie sie wollen. ‹Er blickt sie an, wortlos.› Ist es, weil er Sie schlägt, eh?

MARTHA:

Was haben Sie mich so auszufragen?

T. P. NAGEOIRE:

Gut, gut, nichts Schlimmes dabei. Vielleicht daß er ein bißchen betrunken ist manchmal. Sie sollten deshalb immer einen Revolver bei sich haben. — Und was sind Ihre Absichten? Was wollen Sie anfangen?

MARTHA:

Sie waren so gütig, uns zu sich zu nehmen.

T. P. NAGEOIRE:

Well, und nachher?

MARTHA:

Ich weiß nicht. Wollten Sie ihn nicht in Ihr Geschäft nehmen?

T. P. NAGEOIRE:

Hören Sie mich an: Ich möchte ihn nicht als Liftjungen anstellen.

MARTHA:

Warum sagen Sie das?

T. P. NAGEOIRE:

Er taugt zu gar nichts. Er ist nicht einen Cent wert.

MARTHA ⟨erhebt sich⟩:

Das ist nicht wahr! Warum sagen Sie das?

T. P. NAGEOIRE:

Er weiß mit seinem Geld nichts anzufangen; hört nicht auf das, was man ihm sagt. Er ist wie ein Mann der keine Taschen hat. – Verlassen Sie ihn. Es ist nichts zu machen mit ihm.

MARTHA:

Was? Aber ich bin doch mit ihm verheiratet.

T. P. NAGEOIRE:

Nun, die Ehescheidung ist nicht umsonst eingerichtet. ⟨Man hört Lechy Elbernon laut lachen.⟩ Ich bin auch verheiratet. Wenigstens ... ich erinnere mich nicht mehr ganz genau. Ich glaube wir sind vor dem Pastor gestanden. Ich war sehr beschäftigt, wissen Sie. Ich glaube, er war ein Baptist. Ich erinnere mich nicht mehr. Ich glaube, es war ein Apotheker. Kurz und gut, die Ehescheidung ist nicht für nichts eingeführt. Hm? ⟨Schweigen.⟩ Wie sind Sie nur an dem hängen geblieben!

MARTHA:

Es paßte mir so. ⟨T. P. Nageoire kommt auf sie zu und legt ohne ein Wort seinen Arm um ihre Taille.⟩

MARTHA:

Was machen Sie! Lassen Sie mich! ⟨Er versucht, ihre Hände zu fassen, da hört er ein Geräusch, gibt sie frei und tritt zurück. Louis Laine und Lechy sind eingetreten.⟩

LECHY ⟨sieht die beiden ironisch an⟩:

Nun? Ich hoffe, er hat Sie nicht zu sehr gelangweilt? Wo ist also der »Nyack and Northen«? Hat er Ihnen erzählt, wie er den Unschlitttrust umgerannt hat, wie ein Rhinozeros?

T. P. NAGEOIRE ⟨brummig⟩:

Nonsense!

LECHY:

Meine Liebe! Wie ist Ihr Haus hübsch! Wie machen Sie's nur, alles so sauber zu halten ohne Dienstboten? Waschen Sie selber den Fußboden?

MARTHA:

Ja.

LECHY:

Wie das sauber ist! Das Mädchen macht es bei uns nicht so gut. Und wie der Garten lieb ist! Ich hab die Wäsche gesehen, die drin aufgehängt ist. Herr Louis ‹sie sieht ihn aus dem Augenwinkel an› wollte mich nicht hinein lassen. Aber besorgen Sie die Wäsche auch? Ja? Wie muß das ermüdend sein!

MARTHA:

Ich kann arbeiten.

LECHY:

Ich bin zu zart dazu. O dear! Ich stürbe, wenn ich arbeiten müßte. ‹Schweigen.› Wie das still ist. Das Meer ist wie eine Zeitung, die man ausgebreitet hat, mit den Zeilen und den Buchstaben. Und da drüben über der Landzunge sieht man die großen Schiffe vorbeisegeln wie Schlösser aus Leinwand. — Liebe, wir sprachen von Ihnen. Ist es wahr, daß Sie niemals im Theater gewesen sind?

MARTHA:

Niemals.

LECHY:

O! Und daß Sie vorher nie aus Ihrer Heimat fort waren? ‹Martha nickt Ja.› Und da hat er Sie hierher gebracht. Ich kenne die Welt. Ich war überall. Ich bin Schauspielerin, wissen Sie. Ich spiele auf dem Theater. Das Theater — Sie wissen nicht was das ist?

MARTHA:

Nein.

LECHY:

Da ist eine Bühne und ein Zuschauerraum. Alles ist geschlossen, und die Leute kommen am Abend hin und sitzen einer hinter dem andern und schauen.

MARTHA:

Auf was schauen sie denn, wenn alles geschlossen ist?

LECHY:

Sie schauen auf den Bühnenvorhang. Und auf das was es hinter ihm gibt, wenn er aufgezogen ist. Und auf der Bühne passiert etwas als ob es wirklich wäre.

MARTHA:

Aber wenn es nicht wirklich ist! Das ist wie die Träume des Nachts im Schlafen.

LECHY:

Und so kommt man auch des Nachts ins Theater.

T. P. NAGEOIRE:

Sie hat recht. Und wenn es auch wirklich wäre? Was liegt mir daran?

LECHY:

Ich schaue auf die Leute, und der Zuschauerraum ist nichts als lebendes angezogenes Fleisch. Sie garnieren die Mauern wie Fliegen, bis zur Decke hinauf. Und ich sehe diese hunderte von weißen Gesichtern. Der Mensch langweilt sich, und die Dummheit haftet an ihm seit der Geburt. Und da er von nichts weiß, wie es anfängt oder endet, deshalb geht er ins Theater. Und er schaut sich selbst an mit den Händen auf den Knieen. Weint und lacht, und hat keine Lust, fortzugehen. Und ich schaue sie mir auch an und weiß, daß da der Kassier ist, dem man morgen die Bücher revidiert, und die ehebrecherische Mutter, deren Kind krank wird, und der, der zum erstenmal stehlen will, und der, der nichts getan hat den ganzen Tag. Und sie schauen und horchen als ob sie schliefen.

MARTHA:

Das Auge ist da, die Wahrheit zu sehen, und das Ohr, sie zu hören.

LECHY:

Die Wahrheit, was ist das? Hat sie nicht siebenzehn Hüllen wie die Zwiebel? Wer sieht die Dinge wie sie sind? Das Auge, sicher, das sieht, das Ohr hört. Aber der Geist allein erkennt. Und deshalb will der Mensch mit Augen sehen und mit Ohren kennen was er im Geiste trägt — denn die lassen es hinausgehen. Und so zeige ich mich auf der Bühne.

MARTHA:

Schämen Sie sich da nicht?

LECHY:

Ich habe keine Scham! Aber ich zeige mich, und bin alles für alle. Sie hören mich und denken was ich sage; sie sehen mich an und ich trete in ihre Seele ein wie in ein leeres Haus. Ich spiele die Frauen. Das junge Mädchen und die tugendhafte Gattin mit der blauen Ader an der Schläfe und die betrogene Kurtisane. Und wenn ich aufschreie, höre ich den ganzen Zuschauerraum beben.

MARTHA:

Wie ihre Augen leuchten! Sehen Sie mich nicht so an.

LECHY:

Liebe! Ich liebe Sie sehr. Weshalb bleiben Sie immer so allein? Das ist sehr schlecht! Warum besuchen Sie mich nicht? Kommen Sie doch. Ich habe Ihnen etwas zu sagen.

T. P. NAGEOIRE ⟨zu Louis Laine⟩:

Ich habe auch mit Ihnen zu sprechen.

⟨Die beiden Frauen ab; T. P. Nageoire zieht aus der Revolvertasche seiner Hose eine Handvoll Banknoten und hält sie Louis Laine unter die Nase.⟩

Was ist das, Gentleman?

LOUIS LAINE ⟨stößt ihn zurück⟩:

Get away! Was hat er da aus seinem Hinterteil gezogen?

T. P. NAGEOIRE ⟨riecht an den Noten⟩:

Hm. Ja, das ist durch viele Hände gegangen. Ich finde nicht, daß es schlecht riecht. – Was ist das, Gentleman?

LOUIS LAINE:

Nun, Papier.

T. P. NAGEOIRE:

Ja, aber sehen Sie was man drauf gedruckt hat: Dollar. Und zählen Sie mal. Ein, fünfzig, fünfzig, zehn, ein, ein, zwanzig, zwei, fünf, hundert...

LOUIS LAINE:

Eine ganze Menge.

T. P. NAGEOIRE ⟨blickt ihn fest an⟩:

See, man! Man sagt, eine Sache wiegt so viel, nicht? so viel Pfund. Hat so viel Bushels Korn auf Lager, so viel Gallonen Petroleum; und wie viel das in Dollars macht. Denn da alles Maß und Gewicht hat, ist alles so und so viel wert. Alles was man besitzen und einem andern veräußern kann, hat seinen Preis. So viel Dollar.

LOUIS LAINE:

Well, ich habe nie mehr als ein paar arme kleine Scheine in meiner Hosentasche gehabt wie Zigarettenpapier. Und das Paket!

T. P. NAGEOIRE:

Passen Sie auf. Wer etwas besitzt, hat nur das und nichts sonst. Aber es ist etwas wert, und damit besitzt er das, was er an dessen Stelle gern haben möchte. Und nie ist etwas immer gleich gut. Wenn man keinen Hunger mehr hat, ißt man nicht mehr. Und da verkauft man einem andern.

LOUIS LAINE:

Man kann nicht alles haben.

T. P. NAGEOIRE:

Man kann alles zu seinem Preis haben. Durch die Kraft des Geldes kann man alles haben.

LOUIS LAINE ⟨sieht auf die Scheine⟩:

Well!

T. P. NAGEOIRE ⟨blickt ihn fest an⟩:

Blos Geld muß man haben.

LOUIS LAINE ⟨immer auf das Geld sehend⟩:

Well, sir!

T. P. NAGEOIRE ⟨heftig⟩:

Cash!

LOUIS LAINE:

Well, sir!

T. P. NAGEOIRE ⟨gibt ihm die Dollars in die Hand⟩:

Take that, man!

LOUIS LAINE ⟨schließt halb die Finger über den Scheinen⟩:

Was denn? Was machen Sie denn? Wozu geben Sie mir das? Ich will nicht.

T. P. NAGEOIRE:

Take that, man, I say! Nehmen Sie das doch, sag ich Ihnen! Was bedeuten tausend Dollar für mich? ⟨heftig⟩ Und es gibt noch mehr. Stecken Sie das ein. ⟨Louis Laine steckt des Geld in die Tasche.⟩ Und jetzt hören Sie mich an, Monsieur. — Wie alt sind Sie?

LOUIS LAINE:

Zwanzig.

T. P. NAGEOIRE:

Zwanzig Jahre. ⟨Schweigen⟩ Hm. Geld aus der Kasse genommen, eh?

LOUIS LAINE:

Ich war bei meinem Vater. Er hat ein Bankgeschäft.

T. P. NAGEOIRE:

Hören Sie. Was wollen Sie anfangen? Sprechen Sie frei heraus, denn ich kann Ihnen dienlich sein.

LOUIS LAINE:

Ich weiß nicht. ⟨Er will sprechen, dann deutet er mit einer weiten Geste des Armes auf den ganzen Horizont und lächelt.⟩

T. P. NAGEOIRE:

Ja, ich war auch so. Ich konnte nicht auf derselben Stelle bleiben, dieselbe Sache zu machen. Aber sehen Sie, Sie haben eine Frau!

LOUIS LAINE:

Sie macht was ich will.

T. P. NAGEOIRE:

O! Nehmen Sie an, sie bekommt Kinder. Da sind Sie eingefangen. Ist dann eine ernste Sache, man muß das ernähren. Essen, Stiefel, Kleider, Monsieur! Zahlen, zahlen, zahlen! Sie haben nichts mehr für sich. Sie sind nicht mehr Sie selber, nicht Tag noch Nacht. Arbeiten muß man wie ein Minenpferd. Und kein Mensch wird Ihnen Arbeit geben.

LOUIS LAINE:

Denken Sie, daß mir kein Mensch Beschäftigung gibt?

T. P. NAGEOIRE:

Ich sage Ihnen die Wahrheit: kein Mensch.

LOUIS LAINE:

Ja, was macht man denn dann?

T. P. NAGEOIRE:

Ich weiß nicht.

LOUIS LAINE:

Ich hätte mich nicht verheiraten sollen.

T. P. NAGEOIRE:

Sie haben nicht einen Pfennig: Sie werden ja sehen, ob es leicht ist, Geld zu verdienen. Und ohne Geld, das ist wie die Erde mit seinen Nägeln kratzen. — Sie sind eingefangen. Man hat die Hand auf Sie gelegt. Sie gehen nicht mehr hin wo Sie wollen.

LOUIS LAINE:

Ich gehe! Niemand hat die Hand auf mich gelegt!

T. P. NAGEOIRE:

Well!

LOUIS LAINE:

Ich bin frei! Niemand hält die Hand auf mir! Mein Leben gehört mir und keinem andern.

T. P. NAGEOIRE:

Was ist eine Frau! Es gibt viel Frauen auf der Welt, und es gibt keine als nur eine.

LOUIS LAINE:

Sie wollte, sie war es, die wollte, daß ich sie mit mir nehme.

T. P. NAGEOIRE (greift aus der Tasche eine Handvoll Münzen; mit verhaltener Leidenschaft):

Schauen Sie sich das an! Was ist dieses Geld, Gentleman? Das, das ist

das Leben, das, das ist die Freiheit für immer. Verweigern Sie mir nicht, was ich von Ihnen verlangen werde! Ich gebe Ihnen was Sie brauchen. ⟨Er seufzt tief auf und öffnet den Mund, immer Louis Laine voll ansehend. Schweigen⟩. — Denken Sie daran, junger Mann! ⟨Mit einem schrecklichen Blick.⟩ Ich bin ein religiöser Mensch, aber wenn ich etwas haben will, so hält mich die Hölle nicht auf und ich lasse mich nicht umsonst verdammen! Sie sind Louis Laine und ich bin Thomas Pollock. Stellen Sie sich mir nicht in den Weg! Denn die Leidenschaft eines Mannes ist nicht die eines Kindes, und ich habe keine Zeit zu verlieren. Was haben Sie sich mit einer Frau zu beschweren? Um sie unglücklich zu machen? Damit sie im Elend sind alle beide? — Kommen Sie mit mir frühstücken. — He? — Ich gebe Ihnen was Sie brauchen. Frei für immer, verstehen Sie das? — Ich war auch so.

LOUIS LAINE:

Ich weiß nicht was Sie sagen wollen. ⟨Pause⟩.

T. P. NAGEOIRE:

Ich war selber genau so, aber ich habe bald verstanden, daß es vor allem nötig ist, Geld auf der Bank zu haben. Gelobt sei der Herr, der dem Menschen den Dollar gegeben hat, auf daß ein jeder verkaufen könne was er hat und sich verschaffen, wonach ihn verlangt, und daß also ein jeder leben könne auf anständige und konfortable Art, Amen! Das Geld ist alles; Geld muß man haben; das ist wie eine Frauenhand mit ihren Fingern.

LOUIS LAINE:

Ich möchte schon!

T. P. NAGEOIRE:

Machen Sie Geld! Ich habe ohne Pfennig angefangen! Aber ich hatte auch keine Frau. Und zwei oder dreimal verlor ich mit einem Schlag alles was ich hatte, lots of fun! Hier gibt es alles, nehmen Sie, verkaufen Sie, setzen Sie Ihren Namen auf Ihren Hut, denn hier ist der Markt, auf dem das alte Europa kauft. Schwarz wimmelt's da drüben und hat nicht genug zu essen. Gehen Sie nach dem Westen und kaufen Sie einen Ranch! Pflügen Sie und säen Sie Getreide, säen Sie Mais! Der indische Weizen, höher als ein Mensch hat eine enorm volle Ähre. Ziehen Sie ein Meer von Schweinen auf. Vielleicht habe ich mich über Sie getäuscht, und Sie verstehen den Wert des Geldes. — Oder machen Sie ein Bankgeschäft auf, kaufen Sie um zu verkaufen! Oder machen Sie was immer, denn ein rechter Mann kann alles machen, aber machen Sie Geld! — Sie frühstücken mit mir? — Hier kommen die Ladies wieder.

⟨Martha und Lechy Elbernon treten auf.⟩

LECHY:

Sie sind eine seltsame Frau. Warum, warum bleiben Sie hier? Warum wollen Sie nicht ins Haus zu uns kommen, wie ich Sie gebeten habe, statt in dieser elenden Scheune zu bleiben? Wenigstens dinieren Sie heute mit uns?

MARTHA:

Entschuldigen Sie mich.

LECHY:

Wie?

MARTHA:

Louis wird gehen. Ich kann nicht. Ich fühle mich nicht wohl.

LECHY ⟨zeigt auf einen Schmetterling im Gras⟩:

Ein schwarzer Schmetterling.

MARTHA:

Sehn Sie nur! Wenn er fliegt ist er schwarz, und wenn er sitzt ist er staubfarben. — Mein Mann sagte mir, daß er die Nacht bei Ihnen war.

LECHY:

Ja.

MARTHA:

Ich war ganz allein, und was für einen Sturm es gab! Und ich hörte hinter der Tür das entfesselte Meer und die ganze Küste lang die Wogen in die Felsen donnern; und der dreifache Blitz, der das Haus füllt, und dann wartet man auf den Donner; und der unaufhörliche Regen. Und immer die Kraft des Windes, der den Wald flach macht wie ein Getreidefeld. Man weiß nicht was es ist; aber das bläst, wie wenn man bläst. ⟨Sie bläst über ihre Hand.⟩

LECHY ⟨blickt auf Laine aus dem Augenwinkel⟩:

Wir hatten gelauscht. Die große Weide hinter dem Stall wurde entwurzelt.

MARTHA:

Wie etwas das Furcht hat, so ruft das Meer im Sturm die bösen Gewissen wach. Ich erinnere mich, als wir in der Tür standen, da sahen wir das Meer wie ein Feld, auf dem noch Schnee liegen geblieben ist, und ganz in Unordnung unter dem Regen war es, wie ein weiter Leichenzug war es. — Warum bläst der Wind? Warum, wenn die Wasser sich entfesseln und beruhigen? — Das erschaffene Licht hemmt seinen Schritt am Himmel und deckt mit Licht die Weite, die es zurückstrahlt. Und die Flut ging ganz weit zurück, bevor sie hierher wieder zurückkommt. — Aber dieser Schmerz bleibt und geht nicht aus meinem Herzen. — Der ganze Strand ist übersät mit Holzstücken und Ästen, an denen das Laub ist.

LECHY:

Es ist Mittag, und der Tag ist geteilt. Die Sonne verschlingt den Schatten unserer Leiber und zeichnet die Stunde, die keine Stunde ist: Mittag. Da seht, der Schatten dreht sich, wechselt die Seite.

LOUIS LAINE:

Wenn diese Brise nicht abflaut, können wir heute Abend eine schöne Boot=fahrt machen.

T. P. NAGEOIRE:

Unsinn! Heute ist Sabbat.

LECHY:

Tommy!

T. P. NAGEOIRE:

Well?

LECHY:

Er hat sein Seelenheil völlig fertig gefunden. Deshalb hat er sein Vermögen gemacht, denn etwas muß man ja doch tun.

LOUIS LAINE:

Als ich durch Nord=Missuri ritt, die Straße durch einen ungeheuren Sumpf, da traf ich einen armen Teufel in Lumpen, ganz bedeckt mit rotem Schmutz und mit einem Rock wie altes Wintergras. Er bat mich um was zu essen, redete und steckte sich die Finger in den Mund, ich sah nie ein so weites und tiefes Maul. Er sagte mir, daß genau vor einem Jahre ihm an der=selben Stelle eine Handvoll Geld zugeworfen wurde. Ein Teil davon war auf die Straße gefallen, den hatte er aufgeklaubt; und ein anderer Teil sei in den Sumpf gefallen, und seit der Zeit suche er danach und habe noch nichts finden können. Er bat mich um was zu essen und sagte, er gebe mir dafür sein »Danks Gott«. Aber ich hatte nur vier Maiskolben im Halfter und noch dreißig Meilen bis Horses heads. Sein »Danks Gott«! Was heißt das?

T. P. NAGEOIRE:

Und Sie haben es zurückgewiesen? Ich würde niemals mit Ihnen Geld in ein Unternehmen stecken. Was konnten Sie wissen? Man nimmt immer alles was man bekommt.

LECHY:

So wechseln wir Worte, wir vier, und unsere Augen gehen vom einen zum andern, der Mund gibt Worte frei und das Ohr empfängt sie. Aber mein Ohr ist fein wie das eines Spechtes! Und die Zigeuner, mit denen ich eine Zeit lebte, sagten mir, ich würde, bohrte ich ein Loch in einen Grab=

stein und legte das Ohr darauf, die Toten in der Tiefe sprechen hören, denn sie sprechen untereinander, vom Gelde. Und ich lausche, und ich höre zwischen unsern Worten drei Geräusche: das Meer, das kleine Zittern der Blätter wie der Atem eines Schlafenden, und den Schrei der Heuschrecken im hohen Gras. Aber ich kann bis in die Seele dringen, denn das Wort antwortet im Gedanken der andern; wie, wenn ich spiele, ich das weiß was der andere antworten wird. Denn wie es eine Harmonie unter den Farben gibt, so ist eine unter den Stimmen. Und wie zwischen den Stimmen so gibt es zwischen den Seelen, die sich hassen oder lieben ein Konzert. Und wir, alle vier haben wir schwarzes Haar, und so sind wir vereinigt wie Arbeiter, die man zur Arbeit an dem gleichen Stück gemietet hat. Machen wir einen Kreis wie die Kinder, wenn sie abzählen, wer es sein soll. <Sie zählt>

Akkeri ekkeri ukeri an
Fillasi fullasi, — Nicolas John
Queebee quabee — Irishman
Stingle'em stangle'em — buck! <Pause>.

T. P. NAGEOIRE:

Well. Es ist Essenszeit. Gehen wir.
<Ende des ersten Aktes.>

ZWEITER AKT.

<Die gleiche Szene. Nachmittag desselben Tages. Martha sitzt vor der Cabane; sie streift einige Brotkrümchen vom Kleide, die da hängen blieben; eintritt Louis Laine.>

LOUIS LAINE:

Nun, hast du Mittag gegessen?

MARTHA:

Ich hatte keinen Hunger.

LOUIS LAINE:

Ein Stück trockenes Brod, wie? Ist's, um mich dafür zu beschämen, daß ich bei denen gegessen habe? Und du bäckst dir dein Brod selber! denn du kannst ja nicht das essen, das die andern essen.

MARTHA:

Das Brod, das man hier bäckt, ist nicht durchgebacken.

LOUIS LAINE:

Und weshalb bist du immer bei der Arbeit? Ich verlange das doch nicht von dir.

MARTHA:

Aber wir haben doch niemanden, der uns bedient.

LOUIS LAINE:

Und weshalb bist du immer schlecht angezogen? Ich habe mich vorhin vor den andern geschämt. Sieh doch dein Kleid an!

MARTHA:

Es ist gut genug für mich.

LOUIS LAINE:

Warum hast du nicht mit uns diniert?

MARTHA:

Ich will mit denen nicht essen.

LOUIS LAINE:

Weshalb? Was hast du gegen sie? Sag! Sie haben uns immer nur Gutes getan. Sie laden dich lieb ein und du schlägst grob ab. Du bist geblieben wie man bei dir zu Hause ist.

MARTHA:

Ich werde nicht mit denen essen.

LOUIS LAINE:

Warum, du Böse? Sag was du zu sagen hast! Sie sind so viel wie du. Was machst du solche Geschichten? Ißt du dein Brod lieber allein, sag? Aber es ist nur, weil du mich quälen willst, weil du glaubst, ich gehe gern zu denen. Du bist eifersüchtig auf alles was mich unterhält. Und dorthin zu gehen, unterhält mich nicht, aber ich tu es doch, siehst du, weil es mein Interesse ist. Aber du, du bist nur eine Egoistin, das ist es.

MARTHA:

Laine, weshalb sprichst du so zu mir? Weshalb willst du, daß ich dieses Weib sehe?

LOUIS LAINE:

Dieses Weib! Du könntest höflicher sein. Sie ist so gut wie du! O, ich weiß was du sagen willst! Aber man soll nicht ohne zu wissen sprechen. Es ist nicht das was du glaubst: sie hat mir alles erklärt. Doch du hältst dich für vernünftiger als alle Welt. Aber so alltäglich zu sein, das ist nicht alles! Es gibt die Intelligenz! Sie hört mir zu wenn ich rede, und man kann mit ihr plaudern, und sie hält mich nicht für einen Narren.

MARTHA:

O, ich habe niemals gesagt, daß du ein Narr bist, Laine! ‹Sie weint.› Es ist nicht mein Fehler, wenn ich nicht intelligenter bin.

LOUIS LAINE:

Also wein doch nicht! Geh, wein doch nicht! Es ist wahr, ich bin brutal gewesen. Verzeih mir.

MARTHA:

Du bist nicht mehr der du warst.

LOUIS LAINE:

Bittersüß, du bist einfach und gutmütig. Du bist beständig und immer eins, und man erschrickt dich nicht mit übertriebenen Worten. So warst du und so bist du noch. Was du zu sagen hast, das sagst du. Du bist wie eine angezündete Lampe: wo du bist, da ist es hell. Davon kommt es, daß ich mich fürchte und mich vor dir verstecken will.

MARTHA:

Furcht? Vor mir? Kann ich dir denn Böses tun? Und was fürchtest du mir zu entdecken?

LOUIS LAINE:

Ja. Du scheinst so klug, und doch muß ein Laster in dir sein, denn wie sonst hättest du mich lieben können, mich, der ich noch ein Kind war und einer, der wer weiß woher kommt? Denn du wußtest nicht, wer ich war, und ich brauchte dich doch nur bei der Hand zu nehmen und du kamst mit mir. Wie hättest du dich doch schämen müssen! Denn einer, der dich so gesehen hätte, der hätte gedacht, daß du den heiratetest, den deine Eltern dir nannten, und daß du zufrieden gewesen wärest, sein Weib zu sein. Ja, ich war ein Fremder, und wäre ein anderer gekommen . . . Du hast dich ohne Zweifel allein gelangweilt.

MARTHA:

Laine, du sprichst so nicht aus dir selber! Warum erniedrigst du mich so? Ist's weil ich was Böses tat, dich zu locken? Und hab ich dich nicht nach dem Gesetz geehlicht?

LOUIS LAINE:

Ich war nur ein Kind. Aber du, du hättest wissen müssen und nicht auf das hören müssen was ich dir sagte.

MARTHA:

Es ist zu spät. Erinnere dich was ich dir antwortete: »Hier bin ich und ich bin dein; gib acht auf mich, denn du wirst mich immer bei dir haben, gib acht, daß ich dir lieb erscheine oder dir mißfalle! Und ich werde schwer an dir hängen.« Und du sagtest mir darauf, daß du mich liebst.

LOUIS LAINE:

Ja, ich liebte dich! Und ich liebe dich noch. Sieh, Martha, ich will dir keinen

Vorwurf machen. Ich, ich habe unbesonnen gehandelt! Niemals hätte ich dich heiraten sollen. Der Mann hat Pflichten. Ich habe Pflichten gegen dich auf mich genommen. Ja, ja, ich verkenne sie nicht. Aber ich kann sie nicht erfüllen. Ich kann dich nicht erhalten. Jetzt geht es noch, aber was tun, wenn wir Kinder haben, hast du daran gedacht? Man muß auch an die Zukunft denken.

Laß mich gehen! Laß mich gehen und halt mich nicht zurück wie einen, den man an der Hand hält und dem man mit dem Lichte ins Gesicht leuchtet! Ich gehe dorthin wo kein Mensch mit mir ist. Kann ich dich denn erhalten? Sieh doch, was ich zu tun verstehe! Ich fragte Thomas Pollock, ob ich fähig wäre irgendwas zu tun, und er sagte mir: nein. ‹Schweigen.›

MARTHA:

Das Gleiche sagte er mir vorhin.

LOUIS LAINE:

Ja? Hat er mit dir davon schon gesprochen?

MARTHA:

Schon?

LOUIS LAINE:

Sag. Was denkst du über ihn?

MARTHA:

Daß er sehr reich ist.

LOUIS LAINE:

Reich? Er ist reich wie ein König!

MARTHA:

Ja.

LOUIS LAINE:

Überall spricht man von ihm! Was für eine Kraft! Und was für ein Auge! So reich, so einfach! Es überraschte mich als ich sah, daß er wen lieben konnte. Und ein wahrer König, sag ich dir.

MARTHA:

Ja.

LOUIS LAINE:

Er hat hunderttausend Dollar für das Hospital der Ethiker gegeben. – Ich erinnere mich nicht mehr, ich glaube es ist eine Ackerbaugesellschaft. – Ein König! Er nimmt mit der einen Hand und gibt mit der andern. Und die, die er einmal heiraten wird...

MARTHA:

Wie? Ist er denn noch nicht verheiratet?

LOUIS LAINE:

Verheiratet! Verheiratet! Du siehst die Dinge nicht wie man sie sehen muß. Die Ehe ist ein Kontrakt, der auflösbar ist mit Übereinstimmung der Parteien. Also! — Was Lechy betrifft, so macht sie sich nichts daraus, seine Frau zu bleiben. Du weißt, sie ist eine Künstlerin, und sie sagte, ich sei auch ein Künstler: sie macht sich nichts aus Geld. Und er hat sie nie geliebt. Er hat sie wie man ein Pferd hat.

MARTHA:

Ja.

LOUIS LAINE:

Das ist nicht ein und dasselbe! Dieser Mann denkt nach und gibt nicht in einer Laune her, was er einmal richtig geliebt hat. Eine einfache und süße Frau haben, das —! Ich möchte dich glücklich sehen, Martha! Ich möchte das Unrecht wieder gut gemacht haben, das ich dir antat. — Hör zu. Vielleicht weißt du schon was ich sagen will?

MARTHA:

Vielleicht, daß ich es weiß?

LOUIS LAINE:

Hör zu, und nimm nicht übel was ich dir sage, und denke, daß es mir sehr hart wird. Aber überlege einmal, und vielleicht hast du schon überlegt. — Ich weiß nicht, was er dir heute morgen gesagt hat. — Schau mich gut an und sieh, ob du von mir was andres zu erwarten hast als Kummer und Leid. Denn ein Erdgeist ist in mir und die Vernunft kann nichts dagegen. Und du wirst aus mir nicht machen was du willst. Laß mich gehen und hänge dich nicht an mich. — Ich weiß nicht, was er dir diesen Morgen gesagt hat. Aber ist es das, daß er von dir wollte, du sollst sein Weib sein...

MARTHA ⟨schreit auf⟩:

Erkenne mein Gesicht! Sieh mein Gesicht an, das sich dir mit Achtung zuneigt! Sieh das Gesicht deiner Frau an und sieh es bedeckt mit dem Feuer der Scham! O vermessene Röte! O Röte, aufbrennend über mein ganzes Gesicht! Brenne, blitze! Berste, Blut! Flamme auf, beleidigtes Antlitz!... Louis, du hast Schändliches getan! Du hast dein Weib für Geld verkauft. Du sagst, du wüßtest nicht, was er mir gesagt hat — er hat mir nichts gesagt. Aber ohne ein Wort hat er mich mit den Händen genommen wie eine Sache, die dem gehört, der sie nimmt. — Wäre ich der Hund, der zu deinen Füßen schläft, oder der alte ausgediente Gaul, den man verkaufen muß, du gäbst vielleicht nicht ohne einen kleinen Schmerz die Zügel

in die Hände des Käufers. Aber es verlangt dich heiß, von mir befreit zu sein, und das Gebot dafür ist reiner Gewinn. Unglück über mich! Ich habe mich dir gegeben, und Unglück über mich, weil du mich verkauft hast, mir die Hand auf den Rücken legtest wie einem Tiere, das man verkauft. Und bist nun zufrieden, wie der Familienvater, der einen Handel geschlossen hat und nun im Geiste sich Punkt für Punkt wiederholt, sich von Freude erfüllt fühlt. Denn er denkt, daß er der Gewinnende ist und nicht der, der verlor.

LOUIS LAINE:

Martha!

MARTHA:

O Heimat! O Bett der toten Eltern, in dem keiner mehr schlief, und Tisch im Speisesaal! O väterliches Haus über diesen Wassern und Mauern unter den Bäumen! Seht den Schimpf! Diesen Schimpf! diesen Schlag auf den Mund! O verachtete Liebe! O Haß im Herzen jenes, der mir am liebsten ist! O Laine, ich sehe dich auf einmal, daß ich ganz davon geblendet bin! Hasse mich nicht! Was hab ich dir getan? Haß mich nicht, weil ich nicht süß zu dir war, weil ich bitter war! Ich bin in deiner Gewalt! Gib mich nicht einem andern. Führ mich nicht zu ihm bei der Hand und sag nicht: »Sie gehört dir. Da, nimm sie! Und du, bleib bei ihm und er wird dich in sein Gemach führen«.

LOUIS LAINE:

Martha!

MARTHA:

O Schande! Schande! Schande!

LOUIS LAINE:

Sprich nicht so zu mir!

MARTHA:

Ich sagte es dir, du hast Böses getan. Du sagst, du willst mir nicht Kummer und Leid antun, aber das ist es ja, was ich von dir erwarte, und ist dies mein Teil. Das Kind schreit und spielt in Freiheit und ißt gern das was ihm gut dünkt und sein Weinen einschläfert. Aber es ist recht so, daß der Jüngling, da er ins Alter kommt und das Gesicht des Weibes sieht, diese Freude fühlt und sie sich in ihm bewegt wie eine Macht und daß er das Weib ansieht, wie man in der Aprilnacht unter dem Blitz den weißen Garten schaut. Weise hat es die Natur so gerichtet. Denn es ist eine schöne und vortreffliche Sache, und ist recht so, daß er das Weib umarmt mit Tränen und Stöhnen, denn er war allein und Herr seiner selbst, und nun

ist eines immer da, teilend selbst sein Bett, und die Eifersucht packt ihn und zwängt ihn. Er war träge und muß nun arbeiten so viel er kann; sorglos war er und nun die Unruhe. Und was er gewinnt ist nicht für ihn; und es bleibt ihm nichts. Und er kleidet sich schlecht und besorgt sich schlecht. Und wird alt, da seine Kinder groß werden, und die Schönheit seines Weibes, wo ist sie! Sie verbringt ihr Leben im Schmerz und bringt nichts mit sich als den Schmerz. Und wer hat diesen Mut, daß er sie liebt? Und der Mann hat kein andres Weib und dieses ist ihm gegeben, und es ist gut so, daß er es umarmt mit Tränen und mit Küssen. Und sie wird ihm Geld geben, damit er sie ehelicht. — Laß mich nicht, Laine! Verkauf mich nicht! Laß mich nicht, weil ich bitter bin, denn ich bin süß auch! Knie nieder und ich will mich niederknien! Und sieh meine Seele an und mich entzückend will ich die deine mit Verehrung in meine Arme nehmen, so auf den Knien, weil sie die Schöpfung Gottes ist und sein Pfand gegen mein Herz zwischen meinen beiden Armen. — Unglückliche! Was rede ich? da du doch alles was ich sage zum Bösen wendest. O Laine, ich habe eine große Liebe für dich! Stoß mich nicht weg, da du mich aus meinem Lande genommen hast wie eine Magd, die man dingt. Denn ich habe ein großes Verlangen, zu dienen, und ist nichts so niedrig, daß ich es nicht wollte! Hasse mich nicht, Laine! Laß mich nicht weg, denn ich bin dein Weib! Sag nicht, daß du mich nicht liebst! ‹Auf tritt Lechy Elbernon.›

LECHY ‹zu Louis Laine›:

Wie? Sie sind hier? Deshalb haben Sie uns so rasch verlassen?

LOUIS LAINE:

Verzeihung.

LECHY ‹zu Martha›:

Sehen Sie! Er kann nicht einen Augenblick ohne Sie sein, aber es ist recht schlecht, ihn uns nicht ein bißchen zu lassen. Was? Sie haben geweint, und er, wie moros er aussieht! Ach! Verliebtenstreit?

MARTHA:

Ich habe nicht geweint.

LECHY ‹sie betrachtend›:

Ich finde Sie aber durchaus nicht häßlich, Martha! Wie lange sind Sie verheiratet?

MARTHA ‹leise›:

Sechs Monate.

LECHY:

Sechs Monate? Das ist kurz. Das ist wenig. Aber wer kann sich rühmen, etwas für immer zu haben? Ach, ich habe solche Lust, Ihnen etwas zu

sagen, und ich kann mich nicht halten! Sehen Sie nur, wie er mich anschaut, als ob er Angst hätte! Soll ich es sagen, Louis?

LOUIS LAINE:
Was Sie wollen. ‹Schweigen.›

LECHY:
Also, er hat diese Nacht mit mir im Bett gelegen.

MARTHA:
Ist das wahr?

LECHY:
Antworte, Laine!

MARTHA:
Sag, rede!

LECHY:
Ah! Ah!

MARTHA:
Du hast gesagt, daß du keine andere Frau liebst als mich. Du hast es mir diesen Morgen geschworen, du hast es geschworen.

LECHY:
Ich sage dir ja, er hat diese Nacht mit mir im Bett gelegen.

MARTHA:
Schweig, Wölfin! Und du, sprich, ist es wahr?

LOUIS LAINE:
Es ist wahr.

MARTHA:
Wahr! Du hast das Recht verloren, dieses Wort auszusprechen. ‹Louis Laine will antworten, öffnet den Mund.›

LECHY ‹legt ihn die Hand auf den Mund›:
Antworte nicht, Louis! Laß sie schreien, laß sie weinen! Was kümmert das uns? Sie soll doch weinen vor uns und unsere Liebe wird davon stärker werden! Hast du wirklich so gelogen? Hast du das heute morgen geschworen? Diesen heutigen Morgen? Da hast du dich recht gemein benommen und wie ein verächtlicher Mensch! O Bittersüße, wir haben oft über dich unsern Spaß gehabt! Und ich kenne dich wie er, und er hat mir Dinge von dir erzählt, um mich lachen zu machen! Schäm dich nicht, Louis, und sag ihr, daß du mich liebst! Um zu sehen was für ein Gesicht sie macht, denn so ist die grausame Liebe. Süßfreundlich und lieb tut die Liebe, aber sie ist barbarisch und schamlos, und hat ihren Willen gegen den unsern, und man muß ihr mit Ergebung gehorchen. Deshalb triumphiere, Laine, und fühle keine Scham!

Glaubst du denn, Frau, daß er dich immer lieben würde? Er hat dich geliebt und darum liebt er jetzt mich.

MARTHA:

Freue dich in deinem Herzen, daß du eine solche Liebe gefunden hast.

LECHY:

Weine doch! Weine doch! Weine doch heißes Wasser! Spiel dich nicht als die Stolze auf! Weine und verhalt deine Tränen nicht. <Sie lacht hell auf.> Schau sie an, Louis, ich finde sie nicht so häßlich wie du mir sie sagtest. Sie hat ein fast rundes Gesicht wie die syrischen Weiber.

MARTHA:

Lache auch über mich, Louis. Sieh mich an und freu dich über deinen Tausch.

LOUIS LAINE:

O Martha, mein Weib! O Martha, mein Weib! O Schmerz! O Bittersüße! Ja, ich nannte dich bitter, denn es ist bitter, sich von dir zu scheiden! O Wohnung des Friedens, alle Reife ist in dir! Ich kann nicht leben mit dir, und es ist hier, daß ich dich verlassen muß, denn es ist die harte Vernunft, die es will, und ich bin nicht wert, daß du mich anrührst. So haben sich mein Geheimnis und meine Schande offenbart! Das Fleisch hat es gewollt, denn es ist mächtig in jungen Menschen und es schmerzt, wenn es anzieht. Es ist wahr, ich habe zugestimmt und ich wollte lügen und verbergen, aber nun hat es sich enthüllt. Ich habe mich dieser Frau gegeben und bin ihr ganz, und ich weiß, daß sie dich nicht wert ist, und sie ist nicht ehrlich. Sie liebt mich, und ich kann nicht ohne sie sein. O mein Weib! Du bist da und ich muß dir Lebewohl sagen! Du bist da, und müssen wir uns trennen?

MARTHA:

Louis Laine! Ich rufe dich bei deinem Namen! Hör mich an.

LOUIS LAINE:

Ich höre. Ich habe gehört.

MARTHA:

Blick auf! Sieh mir ins Gesicht, deine Augen in meine Augen, und ich werde dir die Wahrheit sagen. Du hast gestohlen, da du noch ein Kind warst. Denn da spieltest du schon und du brauchtest Geld. Und du irrtest von Ort zu Ort, wie ein Verfluchter, und wo du einen Ort fandest, da verweiltest du nicht lange, denn dein Geist führte dich anderwärts. Und du bist zu uns gekommen, und hast mich mitgenommen, mich die ich nie weiter war als beim Kreuz vor dem Dorf. Und ich ging über diese unendlichen Wasser und wir sind hierher gekommen. Nun rede und klag mich an. Weshalb schickst du mich zurück? Denn wenn ich eine Dienerin war, sagt man

ihr was sie getan hat. Aber du hast keinen Grund zu nennen, keinen als den Haß, den du mir gibst!

LECHY (lacht auf).

LOUIS LAINE:

Martha, wir können nicht miteinander leben. Denn ich habe nicht genug für dich und für mich. Wir können nicht immer beisammen bleiben. Die kühle Vernunft widersetzt sich dem.

MARTHA:

Die Vernunft.

LOUIS LAINE:

Die Vernunft widersetzt sich dem, Bittersüß.

MARTHA:

Verflucht sei die Vernunft, wenn ich dir von Liebe spreche! Fürchte nichts, denn was du mir gabst, das gab ich dir wieder, Geiziger! Beschuldige die Vernunft nicht! Aber klage den tierischen verschlagenen Geist an, die Lust zur Flucht und zum Verbrechen. Klage nicht das Fleisch an wie eine Frau ihre Dienerin! Klage den unmenschlichen Geist an! Den Geist des Todes und der Auflösung, der den Leib verführt, denn er ist zum Sterben geschaffen. Aber es ist der Wille im Herzen des Menschen, und ein göttlicher Hauch ist ihm gegeben zu fühlen wie einen Duft, der durch die Nase eindringt. Und ich hätte mich nicht verheiratet, aber ich fühlte Liebe für dich! O Louis! Immer ließen sich die Tiere von mir furchtlos angreifen und die Kinder schrien nicht wenn ich sie in Armen hielt. Ich habe dich genommen und habe meine Hände hinter deinem Rücken verschlossen. Und du kannst die Freundschaft nicht verstehen, die ich für dich habe. Trenne dich nicht von mir, aus Furcht, daß du zu sterben gehst! Entlöse meine Hände nicht, die sich um dich legen! Tu mir nicht diese Schande! Stoß mich nicht weg, denn ich bin dein Weib. Sieh, so steh ich vor dir! Louis Laine, ich rufe dich in meinen Nöten! Erinnere dich des Wortes, das du mir geschworen hast! Ich hebe die Hände gegen dich! Sieh auf mich! Sieh meine Verwirrung. Ich muß dir alles das vor diesem Weibe sagen, und sie lacht, während ich dich bitte in meiner Erniedrigung! Stoß mich nicht weg, denn du hast kein Recht dazu.

LECHY:

Das Recht? Hörst du? Du hast nicht das Recht! Sie hat ein Recht auf dich, hörst du? Was mich betrifft, so hebe ich meine Hand weg und sage dir: Mach was du willst! Geh, du bist ihrer nicht würdig. Bewundere nur, wie sie sich so gleich von dem ersten wegführen ließ, bevor du dich auch nur in ihr erkanntest. Und wie hat sie dich belauert und ausgespäht! Ja, ja, du

kannst dich nicht vor ihr verstecken. Denn sie kennt dich und du kennst sie nicht. Gut, sie sagt, sie sei ehrlich, das ist genug. Ich, ich kann nicht verbergen was ich bin und du hast mich frech gesucht im Bette selbst deines Gastgebers und in den Händen dessen, der dir dein Geld auszahlt. Ich habe frei gelebt und du weißt, daß ich andre gekannt habe vor dir. Aber ich habe es vergessen, und jetzt liebe ich dich. Liebe mich! Sieh, was für eine schöne Dame ich bin! Du bist wirklich nicht für dieses Leben gemacht so hinzuleben an deinem Weibchen wie ein Pferd neben der Stute und man spannt nicht mit der Eselin den lohfarbenen Hirsch zusammen. Komm! Sei frei! Was wirst du sagen, wenn du den Winterwind unter der Tür wirst stürmen hören? Denk an die Wälder! Hin auf den höchsten Ast kletternd, der sich biegt siehst du unter dir die Hügel der Bäume auftauchen aus dem Dampf im Grunde der Tiefe und siehst die gelbliche Eule im Lichte des Mondes fliegen. Denk an die helldunklen Wasserläufe, wo man die weißen grauen Fische sieht, den Salm und die Muskallongi... Liebe mich, denn ich bin schön! Liebe mich, denn ich bin die Liebe, und ich bin ohne Gesetz und Regel! Und ich gehe von Ort zu Ort, und ich bin nicht eine einzige Frau, sondern bin viele, ein Zauber, lebend in einer erfundenen Geschichte. Lebe! Fühle in dir die mächtige Jugend, die nicht leicht zu zwingen ist. Sei frei! Das kühne Verlangen lebt in dir über dem Gesetz wie ein Löwe! Liebe mich, denn ich bin schön! Und wo sich ein Mund öffnet, darauf hefte ich den meinen.

LOUIS LAINE (zu Martha):

Und du, was hast du zu sagen?

MARTHA:

O Laine, du bist mir geeint durch ein Sakrament und durch eine unlösbare Religion.

LOUIS LAINE:

Und weiter?

MARTHA:

Hör nicht was sie sagt, denn alles das ist nichts als Blendwerk und Lüge.

LOUIS LAINE:

Was noch?

MARTHA:

Das ist alles. — Ich bin arm, ich bin dumm, ich bin häßlich, ich bin eifersüchtig.

LOUIS LAINE:

Hast du mehr nicht zu sagen? O Martha, es ist unnütz, daß du sprichst. — Denn diese da ist es, die ich liebe. (Er zeigt auf Lechy Elbernon.)

LECHY:

Ist es wahr?

LOUIS LAINE:

Ja.

LECHY:

Bins wirklich ich, die du liebst, Louis?

LOUIS LAINE:

Du bist es.

LECHY:

Sag's noch einmal! Ich bin es, die du liebst, nicht sie?

LOUIS LAINE:

Dich liebe ich, und nicht sie. ‹Pause.›

MARTHA:

Leb wohl! Laß mich dir Leb wohl sagen, denn der Tag geht zu Ende. O Laine, mein Gemahl, laß mich dich noch einmal anblicken bevor es Nacht wird! Laß mich dich berühren, bevor wir uns trennen auf ewig. ‹Sie umarmt ihn.› Leb wohl! ‹Halbe Pause.› O undankbarer Freund! Geliebter! warum hast du das getan? Du wußtest doch, daß ich nicht nur bitter war sondern auch süß. Ich bin es nicht, die sich von dir scheidet, denke daran, daß du es bist, der mich wegschickt und daß ich dir die Schulter küsse in meiner Erniedrigung. — Und jetzt muß ich dich verlassen. ‹Halbe Pause.› Wie ist das hart, mein Gott! ‹Sie geht einen Schritt fort.› Leb wohl, Laine! ‹Sie geht. Pause.›

LECHY ‹deklamiert halblaut›:

»Ihr Bären! Ihr Spechte! Du Wolf! Siehe ich kann nicht höher hinauf! O Vetter Rakun! O Eichhörnchen geklammert an borkiger Rinde! Sieh mich, Großahn Elch, denn ich will hier sterben!«

LOUIS LAINE:

O, das ist aus dem »Kind mit den Steinwimpern!«

LECHY ‹fortfahrend›:

All den Tag stieg ich mit großer Mühe und voller Schrecken, durch schmutziges Wurzelwerk kriechend, kletternd in stürzenden Felsen! Und nun kann ich nicht mehr weiter!«

LOUIS LAINE ‹ahmt eine tiefe Stimme von weither nach›:

»Wouu!«

LECHY:

Hai! Hai! Sie sind hinter mir, ich höre meines Bruders Stimme! Habe Mitleid mit mir, Berg! Hab Mitleid mit der Elenden! Hab Mitleld mit dem

Kinde in meinem Leibe! Den ganzen Tag hast du die nackten Füße des kletternden Weibes gespürt. O Berg, versteck mich, daß man mich nicht mehr findet! O Herr, als wenn der süße und warme Sommer kommt, dann arbeiten die Frauen im Felde. Und so oft ich den Kopf hob, solange der blaue Tag dauerte, sah ich dich an deiner Stelle sitzen wie eine Sagamore und beschautest das Land und die Heiterkeit der Jahreszeit. Und ich habe dich geliebt. Und eines Tags kamst du auf mich zu und erkanntest mich, und siehe ich trage ein Kind unter dem Kleide. Habe Mitleid mit mir, Gebirge! Ich kann nicht weiter steigen, und sieh, ich lege mich bei dir in die Blätter! Hai! Hai! Da sind die Schmerzen des Todes! Gib mir Kraft, daß ich es zur Welt bringe bevor ich sterbe! Hab Erbarmen mit ihm wenn es ein Knabe ist und daß man ihm nicht weh tut.« — Aber du, daß du mich nicht auch aufgibst. ‹Sie sieht ihn fest an.›

LOUIS LAINE:

Wie?

LECHY:

Liebe mich! Ich bin so traurig! O wüßtest du die Traurigkeit, die in mir ist! Küsse mich, weil ich die Freiheit bin und du aus dem Hause tratest. Aber gib acht nicht zu wechseln! Denn ich bin die bösere, nnd versuche es nicht, mir zu entwischen! ‹Sie umfaßt lachend seinen Nacken mit beiden Händen.› Aus Angst daß, wie die verrückten Ameisen...

LOUIS LAINE:

Was willst du! — Ich weiß, daß ich bald sterben werde, und so hab ich dich getroffen wie einen Büschel von Leichenblumen. — — Laß mich alles vergessen. Laß mich den Tag anschauen, der sich vollendet und aus dem Gehölz hebt sich ein Schmack und ein Ruch. Ich werde kein Teil an den Beschäftigungen der Menschen haben. Ich grüße dich, Luft! Ich grüße dich in der Stunde deiner Abnahme, Geheimnis der Freude, Sonne, die du alles belebst und alles sichtbar machst! Der Tag endigt, und das Meer steigt von allen Seiten, und es wird offen sein zu dieser Stunde, da sich ein leiser Wind hebt. — Nun schließe ich meine Augen der Welt! — O Düfte! o Düfte, die sich hier nicht bieten! — O aller Duft der Rose und des Grases, die man zerdrückt in seinen Händen!

‹ENDE DES ZWEITEN AKTES.›

REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN.

Den Lesern des Hyperion seien diese neuen Bücher empfohlen: Bei S. FISCHER-Berlin sind in guten Übersetzungen folgende Romane von Meredith erschienen: Der Egoist, Richard Feverel, Tragische Komödianten, Lord Osmond. Ferner ebenda ein Roman aus dem politischen Österreich von Hermann Bahr: Drut. Ebenda eine neue vermehrte Ausgabe von Wildes De Profundis, und ein Band Aufsätze: Betrachtungen von Richard Dehmel. — Bei PAUL CASSIRER: Tagebuch von Hermann Bahr; und die vorzügliche Monographie: Runge und die Romantik (mit Bildern) von Andr. Aubert. — Bei E. HOFMANN & CIE.-Berlin ein gedankenreiches Werk von Oscar Ewald: Gründe und Abgründe, Präludien zu einer Philosophie des Lebens; zwei Teile. — Im INSELVERLAG: Die früheren Gedichte von R. M. Rilke. Requiem von Rilke. Der zweite Band von Kleists Werken. Der erste Band der orientalischen Märchensammlung 1001 Tag. — Die neuen Bücher des HYPERIONVERLAGES sind auf den folgenden Seiten erwähnt. — Bei GEORG MÜLLER: Der dritte Band von E. T. A. Hoffmanns Schriften, der zweite Band der Schriften von Lenz, der zweite Band der Schriften von Brentano. Bei AXEL JUNCKER: Das Lusamgärtlein; Lieder aus Franken von Dauthendey. — Von Toulet, dem Pariser Briefschreiber dieses Heftes, der Roman: Mon amie Nane im Verlage des MERCURE DE FRANCE, wo soeben die dritte Serie von R. de Gourmont's Promenades Littéraires erschienen ist. — Im achten Hefte der SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE: Eine Elegie: Der Landbau von R. A. Schröder und ein Aufsatz über Schröder von Josef Hofmiller. — Im fünften Heft der vortrefflichen NOUVELLE REVUE FRANÇAISE ein Aufsatz von A. Gide: Nationalisme et Littérature. — Die mit dem englischen Schrifttum Vertrauten wissen, daß Gilbert K. Chesterton der Verfasser der »ORTHODOXIE« ist, einer der größten lebenden Kritiker. Das Buch bloß mit den von Chesterton gebrauchten Initialen G. K. C. hinausgehen zu lassen, geschah in keiner andern Absicht, als so stärker auf diese außerordentliche Schrift aufmerksam zu machen, nicht die Kenner natürlich, sondern die vielen andern, die meinen, gedacht würde nur in Deutschland und die es für unpatriotisch halten, fremde Bücher zu übersetzen — und sie auch in den fremden Sprachen nicht lesen oder nicht lesen können. — Aus dem Verlage des Mercure de France: Une voix dans la Foule; Poèmes par Stuart Merill. — André Gide: La porte étroite, Roman. — Le Temple sans idoles; poèmes par Alfred Mortier. — Bei Sansot et Cie: Aurel, Voici la femme. — Bei Marquardt & Cie. ein merkwürdiger Roman von Carl Hauptmann: Einhart der Lächler. — Bei Oesterheld & Cie.: Stilanalysen als Einführung in die Japanische Malerei von William Cohn. Bei F. Eckardt-Leipzig: J. M. R. Lenz, Ausgewählte Gedichte; herausgegeben von

Erich Österheld. — Bei S. Fischer-Berlin: Das österreichische Antlitz, von Felix Salten. — Im Inselverlag: Adalbert Stifter, Aus dem alten Wien. — Bei C. Reißner-Dresden: S. Lublinsky, Der Ausgang der Moderne. — v. Levetzow: Der Bogen des Philoktet. Tragödie. Berlin, E. Reis. — Bei Piper & Cie.-München: Der Katalog des Marées-Werkes von Meier-Graefe.

MITTEILUNGEN DES VERLAGES.

Der Hyperion-Verlag bittet wiederholt dringend, keine Manuskripte, Zeichnungen unverlangt einsenden zu wollen, da hierfür, auch wenn Rückporto beiliegt, Haftung nicht übernommen werden kann. Der Verlag ist z. Z. auf Jahre hinaus mit Projekten versehen. Ein Bedarf an irgendwelchen Angeboten liegt also nicht vor.

Rezensionsexemplare werden nur an Redaktionen großer Zeitungen und Zeitschriften abgegeben, nicht an Privatpersonen, die sich auf Mitarbeiterschaft an Blättern berufen. In den Monaten Januar bis August liefen fast tausend solche Gesuche ein, so daß also von jedem Buche eine Kritikerauflage hätte erscheinen müssen.

Von einigen Veröffentlichungen des Verlages sei den Lesern Mitteilung gemacht. Aus dem Nachlasse von RUDOLF WILKE, dem Simplizissimus-Zeichner, der am wenigsten der Worte bedurfte, da er, was er wollte, ganz in seinen malerischen Zeichnungen gab, erschienen 31 gefalzte Blätter in einem Großfoliobande — nicht als Mappe. Die Bilder — künstlerisch vollendete Lithographien der Hofkunstanstalt Dr. Carl Wolf & Sohn in München — sind vollkommen getreue Faksimile-Wiedergaben der Originale. Die Luxusausgabe — 45 Exemplare in Halbfranzbänden — kostet 52 M, die 500 Exemplare der gewöhnlichen Ausgabe — auf englischem Collotype-Paper in Pappband — 27 M.

Von den LIAISONS DANGEREUSES des CHODERLOS DE LACLOS, dem bedeutendsten Romane des 18. Jahrhunderts nicht nur, sondern einem der größten Werke der Weltliteratur, ist eine vom Herausgeber des HYPERION besorgte Übersetzung erschienen. Der Verlag bemühte sich, dem Buche, das in zwei Bänden erschien, eine seiner Bedeutung würdige äußere Form zu geben, die in leiser Anlehnung an die französische Buchausstattung des 18. Jahrhunderts doch heutzeitlich ist, entsprechend dem Charakter des Romanes, der in keiner Weise Rokoko ist. Der Ausgabe sind 13 Kupfer der Edition von 1796 in Gravüre beigegeben (von I. B. Obernetter-München); zwei Kupfer wurden ihrer veralteten und geschraubten Allegorik wegen als auch wegen ihrer geringen künstlerischen Qualität nicht reproduziert. Die Vorzugsausgabe war sofort vergriffen. Die gewöhnliche Ausgabe kostet in 2 Bänden 20 M.

»DIE TROPHÄEN«, den einzigen Gedichtband des letzten und bedeutendsten Parnassiens, des auch von den Symbolisten verehrten JOSÉ MARIA DE

HERÉDIA, in der Übersetzung von EMIL VON GEBSATTEL deutschen Lesern vorzulegen, dürfte trotz sonst wohl begründeter Ablehnung übersetzter Lyrik insofern mehr als zu verantworten sein, als E. von Gebsattels Übersetzung eine kongeniale Nachschöpfung der wie in Stein geschnittenen und wie aus Gold gehämmerten Sonette des großen Dichters ist. Das Buch wurde in der HYPERION-Antiqua von 1909 gedruckt, auf gleichem Papiere. Walter Tiemann zeichnete Titel und Umschlag. Gebunden bei A. Köllner in Leipzig. Luxus-Ausgabe M 12, Velin-Ausgabe gebunden M 4.50, broschiert M 3.—.

Die 14 Kapitel des Buches „ORTHODOXIE" von G. K. C., deren erste zwei im vorigen Hefte abgedruckt wurden, sind zu Ostern als Buch erschienen. Dem Einwurfe, daß er ernste Gegenstände mit Witz behandle und nicht mit den verlangten Denkerstirnfalten des Pedanten, dürfte der Verfasser mit der Bemerkung erwidern, daß es, um zu zeigen, daß zwei mal zwei vier ist, gleichgültig sei, ob man für die Zahlenwerte Äpfel oder Minister oder sonst was einsetze. Preis Luxusausgabe M 12, geb. M 4.50, broschiert M 3.50.

Ein Roman von VALERIUS BRJUSOFF, »DER FEURIGE ENGEL«, der alle bisherigen Werke des Dichters an Bedeutung weit übertrifft, wird in einer Übersetzung von REINHOLD VON WALTER im Oktober erscheinen. Er spielt im Mittelalter und behandelt die Geheimnisse der Kabbala. Nostradamus und Faust treten handelnd auf. Gleichzeitig wird ein Roman von Felix Sternheim, »DIE GESCHICHTE DES JUNGEN OSWALD« erscheinen. Drei Bücher, deren relatives Bekanntsein dazu berechtigen konnte, hat der Verlag Künstlern zur Illustrierung gegeben:

Eine Auswahl der schönsten Märchen ANDERSENS dem Zeichner WALO VON MAY und FRIEDRICH VON SALLETS »KONTRASTE UND PARADOXEN« ALPHONS WOELFLE. Den Roman »MEIN ONKEL BENJAMIN« von CLAUDE TILLIER wird EMIL PREETORIUS illustrieren.

Alle drei im Oktober erscheinenden Bücher werden richtige mit Bildern illustrierte Bücher sein, nicht mit Ornamenten geschmückte: ein Versuch, die alte Tradition des illustrierten Buches wieder zu beleben und gegen ein vermeintliches Gesetz neuerer Zeit zu sündigen, das nur die ornamentale Vignette und die stilisierte Zeichnung im Buche duldet.

Über solche und andere Angelegenheiten des Buchwesens soll schließlich »DER ZWIEBELFISCH« den geneigten und dafür interessierten Leser unterhaltend unterrichten, wie in der Einladung zur ersten Nummer des weiteren ausgeführt ist. Jede Nummer ⟨Preis 50 Pfennig⟩ wird in anderem Formate und anderer Type gedruckt sein und ist mit ihrem Erscheinen an keinen bestimmten Termin gebunden.

Die auf tibetanisches Toktubajanpapier gedruckte Luxusausgabe war ein April-scherz und erscheint nicht weiter, zumal schon die gewöhnliche Ausgabe sehr schön ist. Bisher erschienen 3 Hefte.

Der mit vielen Bildern geschmückte FRÜHJAHRSKATALOG des HYPERION-VERLAGES brachte unter dem Titel »IRRUNGEN, BILLIGUNGEN UND ANSICHTEN« Ausführungen von HANS VON WEBER über BUCHKUNST und BUCHHANDWERK. Der HERBSTKATALOG bringt Einzelheiten über jedes Buch und viele Bilder. Alle Kataloge und Prospekte werden auf Wunsch kostenfrei zugesandt.

Erwähnt sei noch, daß die genannten Bücher, wie auch ein nicht in den Handel gekommener Privatdruck einer Novelle von AUBREY BEARDSLEY von Poeschel & Trepte in Leipzig gedruckt sind.

Die Lithographien von Heft 9 und 10 sind von der Gesellschaft »GRAPHIA« in München hergestellt.

DER ALMANACH 1910. Eine besondere Verbreitung wünscht sich der Verlag für seinen Hyperion-Almanach auf das Jahr 1910, der auf 15 Bogen Novellen, Gedichte und Aufsätze von Hugo von Hofmannsthal, Richard Dehmel, Rudolf Borchardt, Hermann Bahr, A. W. Heymel, Max Mell, Paul Ernst, E. Belloc, Carl und Felix Sternheim, G. K. Chesterton ⟨G. K. C.⟩, André Gide, Rainer Maria Rilke, Ludwig Scharf, Verhaeren, Franz Blei und über 20 Bilder von Th. Th. Heine, Max Liebermann, Const Somoff, Vincent Van Gogh, Alfred Kubin, Constantin Guys, Aubrey Beardsley, Alfons Woelfle, Rudolf Wilke, C. Monnet, Toulouse-Lautrec etc. in einer reizvollen Ausstattung von Emil Preetorius bringt und das Programm des Verlages weiteren Kreisen zu demonstrieren die Aufgabe hat. Preis kartonniert M 3.—.

BÜCHER AUS DEM HYPERION-VERLAGE
HANS VON WEBER IN MÜNCHEN:

AUBREY BEARDSLEY. Briefe und Kalendernotizen. Mit einem Selbstporträt, 4 Bildern zu E. A. Poe und dem Facsimile eines Briefes. Luxusausgabe vergriffen. Gebunden M 14.—

FRANZ BLEI. Das Lustwäldchen. Galante Gedichte aus der deutschen Barockzeit. Mit handkoloriertem Titel von Const. Somoff. Broschiert M 3.—, geb. M 4.50. In Leder geb. M 7.50.

FRANZ BLEI. Das Lesebuch der Marquise. Ein Rokokobuch. Mit zahlreichen, teilweise handkolorierten Vollbildern, Rahmen, Vignetten usw. von Const. Somoff. Luxusausgabe M 50.—; in Leder M 25.—; kartonniert M 12.—.

FRANZ BLEI. Die Puderquaste. Ein Damenbrevier. Luxusausgabe vergriffen; gebunden M 5.40; broschiert M 4.50.

VALERIUS BRJUSSOFF. Der Erduntergang. Tragödie künftiger Zeiten. Luxusausgabe M 9.—; geb. M 2.75; broschiert M 2.—.

VALERIUS BRJUSSOFF. Die Republik des Südkreuzes. Novellen. Mit Titel, Initialen usw. von Otto zu Gutenegg. Luxusausgabe M 15.—; geb. M 4.50; broschiert M 3.—.

JACQUES CAZOTTE. Biondetta, der verliebte Teufel. Novelle. Mit handkoloriertem Titel und Rahmen von Th. Th. Heine. Auf Bütten. Luxusausgabe M 15.—; geb. M 4.50; brosch. M 3.—.

ADELBERT VON CHAMISSO. Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Illustriert von Emil Preetorius. Luxusausgabe M 18.—; auf Bütten und Japan, geb. M 6.—; broschiert M 4.50.

PAUL CLAUDEL. Mittagswende. Drama. Deutsch von Franz Blei. Luxusausgabe M 12.—; brosch. M 3.50.

ANDRÉ GIDE. Der schlecht gefesselte Prometheus. Humoreske. Deutsch von Franz Blei. Mit 6 Bildern von Pierre Bonnard. Luxusausgabe M 12.—; gebunden M 4.—.

REMY DE GOURMONT. Komödien einer Frau. Roman. Deutsch von Anna S. Gasteiger. Luxusausgabe M 12.—; in Ganzleinenband M 4.50; broschiert M 3.50.

FRIEDRICH HEBBEL. Judith. Mit 10 Vollbildern, 10 Vignetten und Einband von Th. Th. Heine. Luxusausgabe M 30.—; auf Van Gelder und Japan in Ganzleinen geb. M 10.—; broschiert M 6.—.

HYPERION-ALMANACH. 15 Bogen Text, ca. 20 Bilder. Ausstattung von Emil Preetorius. Kartonniert M 3.—.

ALFRED KUBIN. Mappe mit 15 Faksimile-Duplex-Drucken auf Bütten M 6.—; Luxusausgabe M 30.—.

MAURICE RENARD. Der Doktor Lerne. Ein Schauerroman. Deutsch von Heinrich Lautensack. Luxusausgabe M 12.—; geb. M 5.50; broschiert M 4.50.

FJODOR SOLLOGUB. Das Buch der Märchen. Mit Titel, Umschlag usw. von Otto zu Gutenegg. Luxusausgabe M 10.—; in weiches Leder gebunden M 5.—; broschiert M 2.—.

PAUL STEFAN. Gustav Mahlers Erbe. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der deutschen Bühne und des Herrn Felix von Weingartner. Broschiert M 1.—.

CARL STERNHEIM. Ulrich und Brigitte. Ein Drama. Luxusausgabe M 10.—; broschiert M 2.—.

VILLIERS DE L'ISLE-ADAM. Edisons Weib der Zukunft. Roman. Deutsch von Annette Kolb. Luxusausgabe M 15.—; geb. M 6.—; broschiert M 5.—.

DER ZWIEBELFISCH. Eine kleine Zeitschrift für Buchwesen und Typographie. Die Hefte (zu 50 Pf.) erscheinen in zwangloser Folge, jedes anders ausgestattet in Format, Type, Umschlag. Über die Absichten orientiert ein Artikel im ersten Hefte. Aus dem Inhalt der 3 bisher erschienenen Hefte u. a.: Die Elzevirfamilie und das Haus Plantin. — Zur Hundertjahrfeier von Poes Geburtstag. — Von drei verunglückten Büchern. — Das illustrierte Buch in unserer Zeit. — Miscellen. — Viertelsächtheit. — Die kleinen Eisen. — Bayros-Bücher. — Gedruckt für die Hundert. — Caxton-Drucke. — Wahre Geschichten. — Einbände aus Menschenhaut. — Gedicht von Walter von Mezze.

RUDOLF WILKE. Skizzen. 31 Blatt Großfolio mit originalgetreuen Faksimile-Lithographien nach hinterlassenen Zeichnungen und Skizzen des Künstlers. 45 Exemplare auf Lumpenstoff-Velin in handgebundenem Halbfranzband M 52.—; 500 Exemplare auf englischem Collotype-Paper Geb. M 27.—.

CHODERLOS DE LACLOS. Gefährliche Liebschaften. (Liaisons dangereuses). Deutsch von Franz Blei. In 2 Bänden. Mit den 13 Kupfern von Fragonard, Gérard und Monnet der Original-Ausgabe von 1797 in Kupfergravüre. Die gewöhnliche Ausgabe, 800 Exemplare auf Velin in vornehmer Ausstattung (von A. Köllner, Leipzig in 2 Bände gebunden) M 20.—; die Luxusausgabe ist vergriffen.

G. K. C., Orthodoxie. Luxusausgabe M 12.—; geb. M 4.50; broschiert M 3.50.

JOSÉ MARIA DE HERÉDIA, Trophäen, Sonette. Deutsch von Emil von Gebsattel. Luxusausgabe M 12.—; gewöhnliche Ausgabe gebunden M 4.50; broschiert M 3.—.

PROSPEKTE und VERLAGSKATALOGE vom 1. Mai und 1. Oktober 1909 kostenfrei. Sämtliche Bücher sind durch jede bessere Buchhandlung zu beziehen, sonst per Nachnahme direkt vom Verlage (München 31).

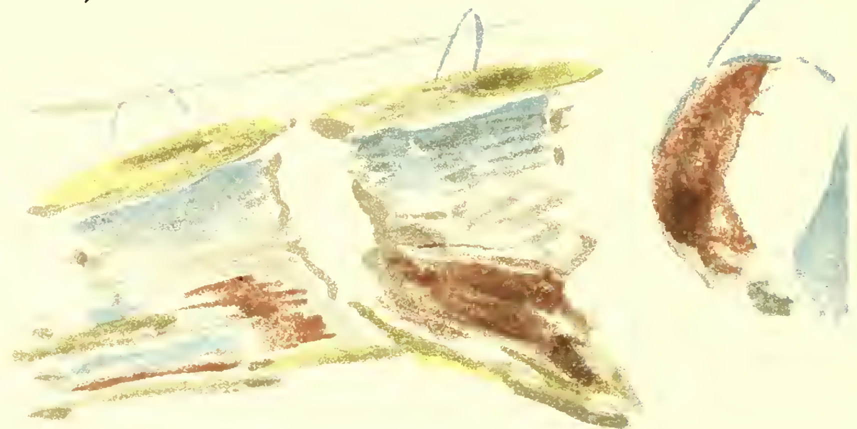
Verantwortlich für den literarischen Teil: FRANZ BLEI in München 19;
für den Bildteil: ALFRED WALTER VON HEYMEL in München;
für die Mitteilungen des Verlags: HANS VON WEBER in München 31.

Bellevue

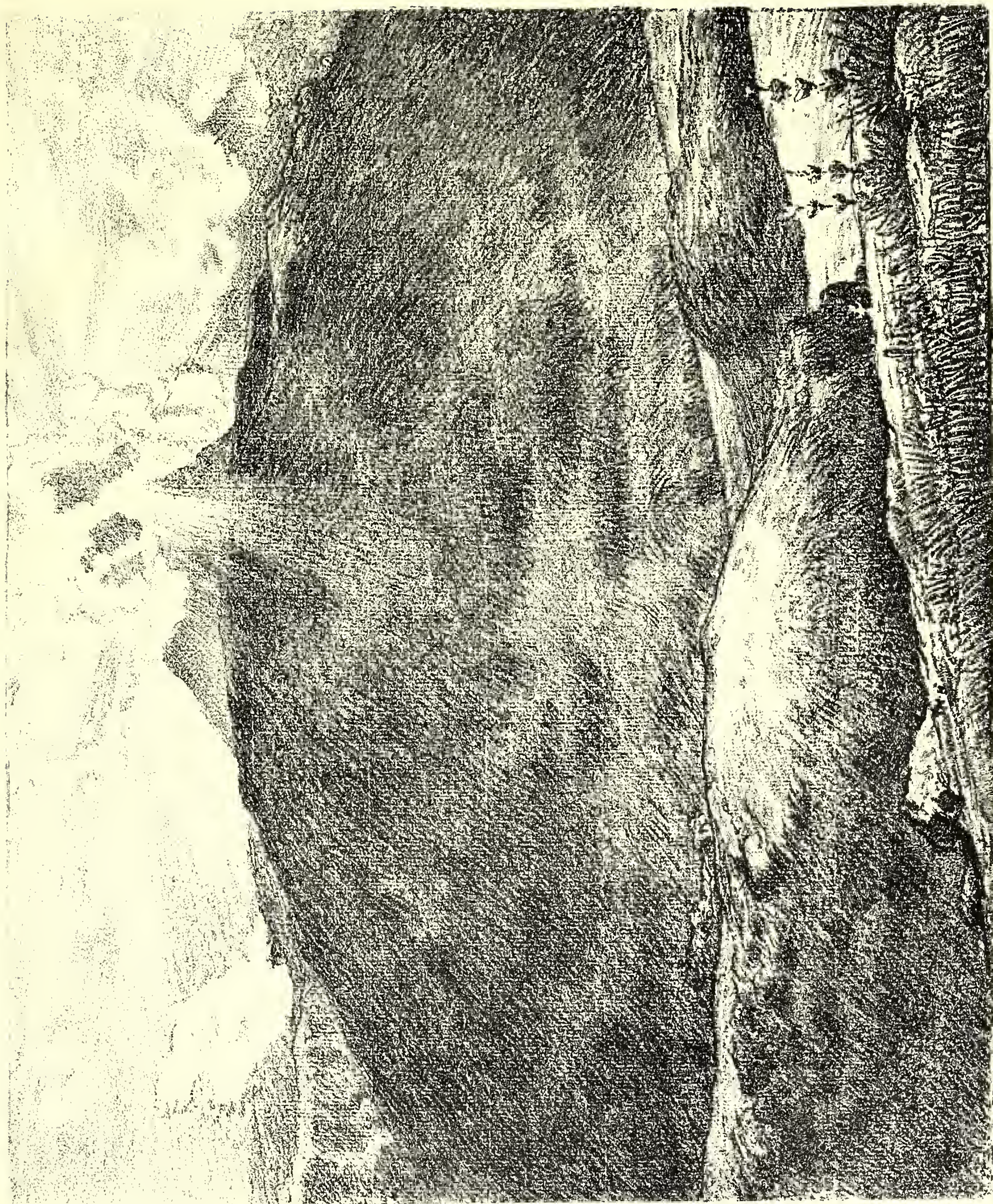
à vous l'étrenne ah ! si

je vous avais vu tantôt la fameuse grande chose je l'aurais faite vous savez qu'il va y avoir à Londres une exposition de pieds de femmes nous concourrons si vous voulez et si ma peinture rend bien le modèle je j'aurais bien espoir le prix.

Vous rangez maintenant vos lampions



E. Manet












Vincent
vue prise



















